



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

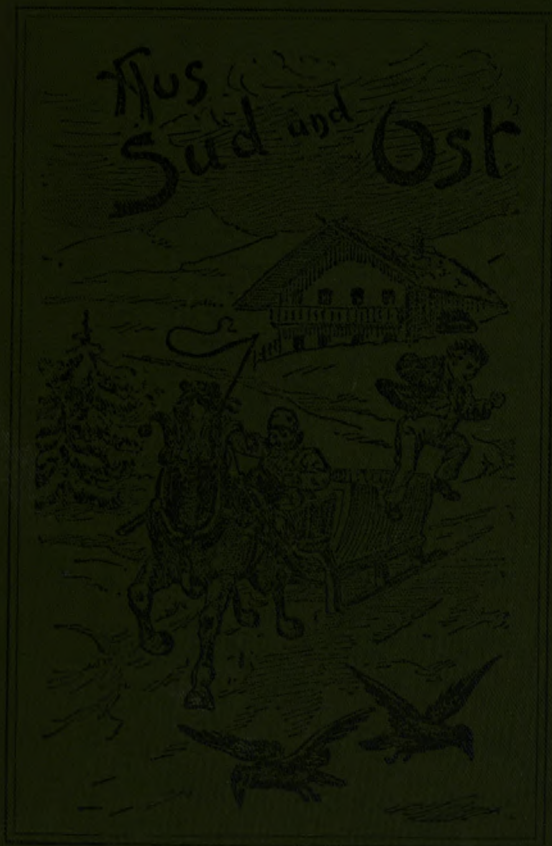
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

WIDENER



HN N65A +





Swi 415.6

Harvard College Library



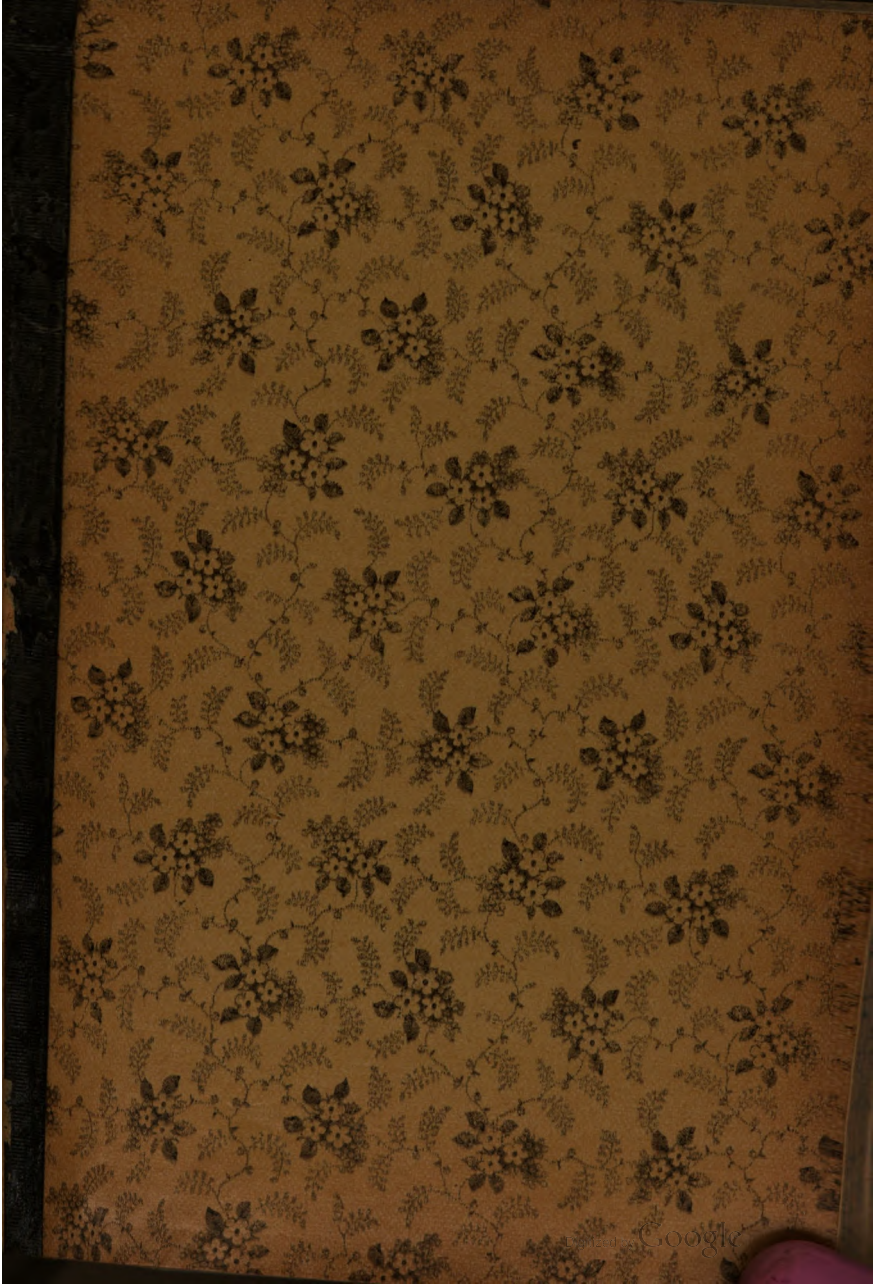
THE GIFT OF

WILLIAM BAYARD CUTTING, JR.

(Class of 1900)

OF NEW YORK

FOR BOOKS ON SWITZERLAND



Mus Sud and Ost



Alle Rechte vorbehalten.

J. G. O. Sifely.

Aus Süd   576

   und Ost

Lebens-Erinnerungen

Löh-Winterthur
Verlag und Druck von J. Witz
1901

Swi 415.6



Cutting fund

Inhalts-Verzeichnis.

Vorwort.	Seite
1. Kapitel. Mittel und Wege, um zum Ziele zu gelangen. — In feldkirch und Bregenz. — Anwerbung für neapolitanischen Kriegsdienst	1
2. Kapitel. Ueber den Arlberg. — Pflege bei Briganten.	4
3. Kapitel. Neue Kameraden und Weiterreise. — Ankunft in Neapel. — Zum Drillen eingeteilt.	9
4. Kapitel. Nach Palermo. — Cholera-Epidemie. — Klosteridyll und Schmuggel.	14
5. Kapitel. Rückkehr nach Neapel. — Unsere Seelsorger. — Kirchenbesuch bei den Andersgläubigen. — Kirchendienst. — Museum.	20
6. Kapitel. Vergnügen und Gefahren der Rottröcke. — Freuden und Leiden des Ordinairechefs. — Pocken. — Protestanten und goldener Saal.	31
7. Kapitel. Portici und Pompey. — Feldgottesdienst. — Attentat auf Ferdinand II. — Hinrichtung des Attentäters.	39
8. Kapitel. Scharfrichter, durch uns „Seppli“ genannt. — Dienstzeitroute. — Reise via Genua-Gott- hard.	43
9. Kapitel. Kurzer Aufenthalt in der Heimat. — Anwerbung für niederländisch-ostindischen Kriegsdienst.	48
10. Kapitel. Einschiffung auf dem Segler „Alcor“. — Schiffsunglück.	51
11. Kapitel. In Lissabon. — Aufruhr an Bord. — Weiterreise mit dem Segler „Bilderdyk“.	57
12. Kapitel. Unsere Zeitverkürzung. — Sturm am Cap der „Guten Hoffnung“.	62
13. Kapitel. Im indischen Ozean. — Ankunft in Ostindien. — Einteilung.	67

	Seite
14. Kapitel. Kasernen und deren Insaßen. — Opiumrauchen und folgen.	72
15. Kapitel. Unser schönstes Vergnügen. — Expedition nach Boni, Celebes.	77
16. Kapitel. Der Nutzen einer gründlichen Signaltheorie. — Besudlung des Schweizernamens.	82
17. Kapitel. Korporal und Fourier. — Die Leidenszeit. — Schulmeister spielen.	89
18. Kapitel. Nach meinem Willen versetzt. — Ankunft im Pfefferlande.	93
19. Kapitel. Nachtmarsch im Reiche der Königstiger. — Der Außenposten „Katimbang“. — Die unbewohnte Insel „Krafatoa“.	99
20. Kapitel. Beschreibung von Katimbang. — Uebernahme der Spitalverwaltung. — Voraussehung vor dem Tode.	104
21. Kapitel. Ankunft von Ersatztruppen. — Aufruhr in der Kaserne. — In Lebensgefahr.	109
22. Kapitel. Ein halb civilisirtes indisches Mädchen. — Meine erste Lebensgefährtin. — Gefährlichkeit dieser Gegend.	114
23. Kapitel. Riesenbäume. — Verschiedene Dienstverrichtungen. — Unsere Ausflüge. — Mahlzeit nach Muster der Eingebornen. — Erscheinen einer kleinen Weltbürgerin.	120
24. Kapitel. Die Eingebornen werden meine Freunde. — Beschreibung, wie man dort lebte. — Kleinkinder-Ernährung und -Behandlung. — Kernbegierigkeit der Eingebornen.	126
25. Kapitel. Schatzgräber. — Die Cholera, mein retternder Engel. — Ausbruch des Atjeh-Krieges.	130
26. Kapitel. Versetzung nach Telok-Betong. — Aus dem Himmel in die Hölle. — Definitiver Uebergang zur Verwaltung.	136
27. Kapitel. Cholera-Epidemie-Erlebnisse.	141
28. Kapitel. Ein Ballabend und dessen folgen. — Schöner Nebenverdienst. — Der 33-jährige Schüler.	146

	Seite
29. Kapitel. Tod meiner Gattin. — Bedürfnis nach einer neuen Lebensgefährtin. — Fiasco durch Schiffbruch. — Doppelte Todesgefahr in der Brandung.	152
30. Kapitel. Errettet und gut aufgehoben. — Die indischen Samariter.	157
31. Kapitel. Rückkehr nach Telok-Betong. — Zahlmeister der Garnison. — Indische Diebesbande.	162
32. Kapitel. Urlaub nach Europa. — Steinkohlenentzündung an Bord. — Gänzliche Sonnenfinsternis unter dem Aequator. — Das rote Meer. — Der Suez-Kanal.	167
33. Kapitel. Nach Neapel. — Ein Orkan. — Ueberstandene Gefahr. — Besichtigung einiger Sehenswürdigkeiten.	174
34. Kapitel. Landreise nach der Schweiz. — Als Karlist signalisirt. — Als Vagabund nach Genf. — Unterbringung der Kinder. — Zweite Reise nach Ost-Indien per Dampfer „Prinzessin Amalia“. — Sturmwetter bei der Ausfahrt.	181
35. Kapitel. Seekrankheitsfreuden und -Leiden. — Hindernis im roten Meere. — Suez und seine Unannehmlichkeiten.	186
36. Kapitel. Fortsetzung der Reise per Dampfer „Prinz Heinrich“. — Ankunft in Ost-Indien. — Ein Tag in Batavia. — Abreise nach Atjeh.	190
37. Kapitel. Verhinderung und Rückfahrt. — Untergang des Dampfers. — Ein Tag Landbesitzer.	195
38. Kapitel. Errettung. — Per Kriegsschiff nach Atjeh. — Ankunft. — Beschreibung des Kraton zc.	201
39. Kapitel. Der Kolonne nach Samalanga zugeteilt. — Nächtlicher Ueberfall. — Ungemütliches Leben.	205
40. Kapitel. Versetzung nach „Padang-Pandjang“. — Romantische Reise. — Ankunft im Paradies. — Nähere Beschreibung. — Wie man dort lebte.	209
41. Kapitel. Befriedigung der gesteigerten Eßlust. — Das Pulvermagazin und dessen Vorgänger. — Der Ausbruch des feuerpeienden Berges „Merapi“.	216

VIII

	Seite
42. Kapitel. Die Besteigung des „Merapi“. — Glückliche Rückkehr. — Die christliche Mission. — Die Battaker als industrielles Volk und Feinschmecker.	225
43. Kapitel. Kuhpockenimpfung bei den Eingebornen. — Mißlungener Vergiftungsversuch. — Wegzug aus dem Paradies. — Vertreibung der Choleragrillen in Padang. — Störung in der Weiterreise. — Nach Europa.	232
44. Kapitel. Ankunft im Vaterlande. — Als Falschmünzer eingekerkert. — Entlassung. — Im Heimatsorte. — Entschädigung. — Abschiedsworte an die Leser.	240

Vorwort des Verfassers.

Im Spätjahr 1879 war es, als der Verfasser nach langjährigem fremden Kriegsdienste wieder in die Heimat zurückkehrte. Das Sprüchwort: „Wenn einer auf Reisen geht, so kann er viel erzählen“ konnte auf meine Person nicht angewendet werden, denn obschon von verschiedenen Seiten dazu aufgefordert, blieb ich stets verschlossen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Natur mich mit der Erzählungsgabe stiefmütterlich bedacht hatte. Auf das Drängen einiger Freunde, meine Erlebnisse doch niederzuschreiben und der Oeffentlichkeit zu übergeben, willigte ich endlich ein und wagte es, diese schwierige Aufgabe einigermaßen zu lösen.

Schwierig war es für mich, weil weder Tagebuch noch allfällige Notizen mir zu Gebote stehen, das schon alternde Gedächtnis meine einzige Stütze sein sollte und ich mich für schriftstellerische Arbeit, wie oben schon bemerkt, keineswegs befähigt fühlte.

Das Ganze ist denn auch eine kurze, schlicht abgefaßte, wahre und dennoch nicht vollständige Mitteilung über meine Selbsterlebnisse. Täglich tauchen noch nennens-

werte Episoden auf, welche leider nicht mehr einzureihen sind, da doch einmal Schluß gemacht werden muß.

Nur in wenigen Fällen war es geboten, etwas zuzufügen, auch mildernd aufzutreten, und werden diejenigen Personen, welche Wissen davon haben, als auch die geehrten Leser um Nachsicht gebeten.

Winterthur, 1897.

Der Verfasser.

Vorwort des Herausgebers.

Unsere Zeit trägt den Stempel der Schablone und nüchterner Arbeit. Schule und moderner Erwerb hindern die Entfaltung individueller Persönlichkeiten. Wer einen romantischen Hang zu allerlei Abenteuern in sich fühlt, wen es treibt, eigene Wege zu gehen, dem kann es nicht wohl sein in den engen Geleisen unserer Kultur, der flüchtet sich hinweg in jene Gegenden, wo Mensch und Mensch sich noch nicht so hart stoßen im Raume wie bei uns. Der Schweizer speziell hat von jeher einen Zug zum „Ausleben der eigenen Persönlichkeit“ in sich getragen; liefen doch im Mittelalter tausende als Söldner in fremde Kriegsdienste. Trozig, hartköpfig kehrten diese Glücksucher dem Vaterland den Rücken, um dann doch in der Fremde in tiefer Sehnsucht heimlich zu seufzen nach den grünen Tannenhängen des Vaterlandes. Ihre schönste und letzte Hoffnung ist dann, einen ruhigen Lebensabend und ein stilles Grab in der trauten Heimat zu finden. So singt denn auch der Berner Dichter Drammor, dem ein bewegtes Leben in fernen Zonen kein inneres Glück brachte:

„Dort, wo die Tannen steh'n,
Da möcht' ich schlafen geh'n!“

Die klassische Schilderung eines solchen Schweizer Abenteurers in fremden Zonen gibt uns Gottfried Keller in seiner so humorvollen Erzählung: „Pantraz, der Schmoller“.

Das vorliegende Buch ist ein Seitenstück hiezu. Wenn auch nicht geschrieben von einem gottbegnadeten Künstler schöner Darstellungen, gibt es doch in klarer, einfacher Sprache das überaus fesselnde Bild eines bewegten Wanderlebens. Es ist eine Autobiographie: der Verfasser hat all das Erzählte selbst erlebt und es stellenweise mit fast photographischer Trockenheit, ohne alle Pedanterie und ohne alles Selbstlob, niedergeschrieben. Trotzdem also sozusagen die Technik der schriftstellermäßigen Schreibweise fehlt, fesselt das Werklein doch ungemein durch die Fülle des Ungewöhnlichen, welches hier einem Einzelnen vom Schicksal zu teil wurde.

Der Erzähler brannte als Jüngling, des Schulzwangs im Züribiet überdrüssig, Ende der fünfziger Jahre durch und nahm Handgeld für Neapel. Unterwegs schon kommt er mitten in das italienische Brigantentum, in Neapel selbst zu Pocken und Cholera, zu Erdbeben und Aufruhr. Die Despotie der neapolitanischen Könige und die Brutalität seiner Vorgesetzten veranlassen ihn zum Uebertritt in den niederländisch-indischen Dienst, dessen Leiden und Freuden er nun in langen Jahren auskostet. Mit treffender Kürze schildert der hellläugige, ruhig besonnene Schweizer Land und

Leute der indischen Inselwelt, Kampf, Mord, lebendiges Begrabensein, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, Schiffbruch, seine Heirat mit einer Eingebornen, und eine Menge anderer seltener Wechselfälle.

So leidenschaftslos der Verfasser auch erzählt, seine Schilderung packt wie ein fesselnder Roman und bietet in angenehmer Unterhaltung einen großen Reichtum belehrenden Stoffes.

Wir zweifeln also nicht daran, daß die Herausgabe des anspruchslosen Büchleins begrüßt und die Lektüre desselben dem Leser genugreiche Stunden verschaffen wird.

Tölg-Winterthur, im August 1901.

Der Verlag.



1. Kapitel.

Mittel und Wege, um zum Ziele zu gelangen. — In Feldkirch und Bregenz. — Anwerbung für neapolitanischen Kriegsdienst.

Es war im Dezember 1854, als sich ein junger Deutsch-Schweizer auf der Römerstraße einen Weg durch den ziemlich tiefen Schnee nach dem Bodensee bahnte. Langsam ging es vorwärts, oftmals ruhte der Wanderer am Wegesrande aus; dabei schaute er sehnsüchtig nach Nord-Ost, ob nicht die Ortschaft Staad, sein heutiges Reiseziel, zu erblicken sei. Achtzehn Stunden dauerte es, bis der Jüngling endlich in Staad ein bescheidenes Nachtquartier auffuchen konnte.

Andern Tages löste der Reisende ein Postbillet nach Altstätten im Rheinthal, da er hoffte, von dort aus am besten Feldkirch zu erreichen. In dorten befand sich zu dieser Zeit ein Depot für fremden Kriegsdienst, dem Anziehungspunkt junger, thatenlustiger Schweizer.

Wo junges Blut mit altem Regimente in Konflikt geraten, oder wen sonst Schule, Lehrer, oder anderweitige Vergehen drückten, der fand und suchte solchen Weg. (Freilich büßte dabei Mancher leichtsinnige Jugendstreiche mit frühem Tod.) Daran dachte nun freilich

unser Wanderer nicht. Sucht nach Abenteuern ließen ihn den Zwang höherer Schulen fürchten, während ihm das Soldatenleben im Lichte schönster Freiheit erschien.

So war er ein „Taugenichts“ geworden, aus einem französischen Pensionat desertirt und nun auf dem Wege nach Altstätten zur Anwerbung! Hier erkundigte er sich genau und vorsichtig über das beste Vorgehen in seiner Angelegenheit; dabei erfuhr er, daß ohne Ausweisschriften niemand über den Rhein kommen könne. Solche besaß nun der Jüngling nicht, aber sein kluger Kopf wußte Rat.

Er gab dem Postillon vor, mit seinem Vater im Bad Pfäfers zu weilen und wolle nun im Vorbeigehen in Feldkirch einen Freund begrüßen. Während an der Grenze Postillon und Wächter miteinander verhandelten, saß der Schlaumeier in seinem Schlitten dennoch wie auf feurigen Kohlen. So kam er über den Rhein.

Es war noch früh am Tage und deshalb kein Gasthaus offen. Er verfügte sich daher leise in den in der Remise untergebrachten Postschlitten und war wenige Minuten später fest eingeschlafen. Ein Rütteln des Wagens, das Anziehen der Pferde, laute Rufe des Postillons machten ihm blickschnell klar, daß er als blinder Passagier wieder nach der Schweiz zurück sollte. Ein kühner Sprung in einen Schneehaufen befreite ihn, unterstützt durch die herrschende Dämmerung, aus seiner kritischen Lage. Ein geöffnetes Gasthaus nahm ihn auf und verschaffte ihm ein bescheidenes Frühstück. Die Neugierde der Wirtsleute beschwichtigte er durch beharrlich wiederholte französische Brocken, die glücklicherweise nie-

mand recht verstand. Aus den Gesprächen der Leute erfuhr er, daß in Feldkirch Soldaten für Rom geworben würden, in Bregenz dagegen für Neapel, was ihn als Protestant besonders interessirte.

So marschirte der Jüngling auf Schusters Rappen Bregenz zu. Aber klein, wie er war, blieb er fast in dem tiefen Schnee stecken, bis ein Bauer, der Schweine nach der Stadt führte, ihn auf sein Bitten mitfahren ließ. Nach etwa zwei Stunden gemüthlicher Unterhaltung mit seinem ebenfalls frierenden Reisegefährten erreichte die ganze Gesellschaft die gelobte Stadt, und man nahm unter gegenseitigem freundlichen „Grünzen“ von einander Abschied.

Die Bekanntschaft mit einem Gassenjungen verhalf ihm zur richtigen Adresse. Nach wenigen Minuten schon stand er vor Werbern, Transportführern, ja sogar vor dem Allerhöchsten des Depots. Er erklärte den Zweck seines Kommens und wurde — wegen seiner mangelnden Körperlänge — mit lautem Halloh begrüßt. Selbst der Kommandant erklärte ihm freundlich, er sei sogar zum Tambour noch zu klein. Die große Enttäuschung, die sich bei diesen Worten auf dem Gesichte des zukünftigen Soldaten spiegelte, veranlaßte den Kommandanten, ihm zu erklären, er dürfe wenigstens auf Probe mitwandern. Auch die ärztliche Untersuchung bestätigte das Urtheil. Ueberglücklich gesellte er sich zu seinen Kumpanen und hatte das Vergnügen, in lustiger Gesellschaft noch einige Tage in Bregenz zu verbringen, wo sie, von der Außenwelt abgeschnitten und, damit keiner entwische, einfach eingeschlossen, die Zeit mit Essen, Trinken, Lachen, Scherzen zc. sich kürzten.

In der fünften Nacht unseres dortigen Aufenthaltes, es war am 25. Dezember 1854, wurden wir alle, zirka 100 Mann stark, aus dem Schlafe geweckt mit dem Befehl, uns marschfertig zu machen. Es schlug gerade 10 Uhr, als wir ganz stille die Straßen passirten, um draußen vor der Ortschaft auf die bereitstehenden Schlitten verteilt zu werden. Lustig fuhren wir jetzt in die kalte Christnacht hinaus, ohne daß man uns wissen ließ, wohin es ging. — Endlich hieß es aussteigen und weitermarschiren: bis zum Tagesanbruche müsse die Spitze des Arlberges erreicht werden.

2. Kapitel.

Ueber den Arlberg. — Pflege bei Briganten.

Mann hinter Mann ging es vorwärts in wildem Schneegestöber, schwierig war der Aufstieg und keiner durfte von den Fußstapfen seines Vorgängers abweichen, sonst sei man unrettbar verloren, lautete der Befehl unseres Transportführers. So ging es mühsam genug bergauf, vor und hinter uns begleitet von dumpfem Rollen, und als wir Klösterli erreicht hatten, war an kein Weitermarschiren mehr zu denken, große Schneelawinen hatten weithin den Weg gesperrt.

So mußte die Mannschaft eben bleiben, wo sie sich jetzt befand, und eine Räumlichkeit beziehen, die kaum für 40 Mann groß genug war. Immerhin war es angenehmer, hier stehend oder niederkauernd vor Müdigkeit einzuschlummern, als da draußen zu sein in dem furchtbaren Sturm. Nachdem wir gezählt waren, wie ein Hirt seine Schafe überseht, da fehlten drei Mann, welche wahrscheinlich auf diesem gefährlichen Marsche

durch einen Fehltritt in den Abgrund gestürzt waren. Wie sie hießen, die ein solch' jähes Ende genommen, wußten wir nicht, denn wir kannten uns ja kaum: ein Strich in der Appelliste mag alles gewesen sein, was Zeuge war, daß sie jemals dagewesen.

Endlich nach ungefähr 36 Stunden, nachdem Hunderte mit Wegräumung der Schneemassen sich beschäftigt hatten, war der Weg wieder frei. Nun ging es ungestört weiter und nach wenigen Stunden hatten wir die Höhe endlich erreicht. Von hier aus trat uns ein anderes Bild entgegen: je weiter abwärts, desto milder das Klima und herrlicher die Vegetation. So mancher, der mutlos geworden war, hoffte wieder auf schönere Zeiten, aber gar viele gab es unter uns, die fest entschlossen waren, die erste Gelegenheit zur Desertation zu benutzen. Ich gehörte aber zu den Ersteren und nicht zum mindesten darum, weil ich, wie „Scipio in Karthago“, alle meine Schiffe hinter mir verbrannt hatte.

Zu Fuß, abwechselnd auch auf Leiterwagen verpackt, gings dann weiter, bis die Etsch erreicht war und die Reise nun per Floß bis nach Verona fortgesetzt werden konnte. Von Klösterli bis hieher hatten wir einzig nur in Meran eine Stunde Rast gehabt und waren nun so sehr der Ruhe bedürftig, daß wir alle bald in dem ausgebreiteten Stroh, unserm Nachtlager, einträchtiglich unser Schlaflied anstimmten und nach alter Väterweise schnarchten.

In früher Morgenstunde schon ertönte das Zeichen zum Aufbruch und nach eingenommener körperlicher Stärkung ging es abermals weiter dem Süden zu. Eine Beschreibung über Land und Leute zc. unterlasse ich

gänzlich, da darüber schon genugsam bekannt ist. Nach drei Tagen erreichten wir den östlichen Abhang der Appeninen.

Dort hatte ich fatalerweise das Mißgeschick, den linken Fuß zu verstauchen. Weit und breit war kein Haus und kein Mensch; so mußten meine Kameraden mich abwechslungsweise den Berg hinauftragen, bis zu einer gewissen Stelle, die unserm Führer bekannt zu sein schien. Hier befahl er uns, auf seine Rückkehr zu warten, was kaum eine Viertelstunde dauerte; dann ließ er mich in eine unweit der Straße gelegene Höhle bringen, übergab mich einer alten Frau zur Pflege und versicherte mich, daß ich da sehr gut aufgehoben sein werde und den folgenden Transport abwarten müsse. Noch ein herzliches „auf Wiedersehen“ meinen Kameraden, dann schlossen sie sich dem Transporte wieder an und ich blieb mit der Alten in der Höhle zurück. Wo ich mich eigentlich nun befand, sollte mir der späte Abend erst zeigen.

Das Gespräch der Alten bestand vorläufig nur in den wenigen Sätzen „wotsch Brot, wotsch Wi, wotsch Supp?“ Mein Deutsch oder Französisch verstand sie ebensowenig, als ich ihr Italienisch verstehen konnte, doch, was die Hauptsache war, sie verpflegte mich reich und mancher Arzt hätte meinen verstauchten Fuß nicht sorgfältiger und geschickter behandelt.

Als es Nacht wurde, bedeutete sie mir durch Zeichen, daß ich nun schlafen solle, und spannte ein Vorhang vor die Stelle, wo ich lag. Von Zeit zu Zeit kam sie nachzusehen, ob ich wirklich eingeschlafen sei; ich beruhigte mich und that mein Möglichstes, um mich schlafend zu stellen. Nach etwa zwei Stunden dächte

es mir, als ob noch andere Personen in der Höhle sich befänden; neugierig, wie ich war, wollte ich mir eben Gewißheit verschaffen, als plötzlich jemand auf meine Lagerstätte zuschritt und den Vorhang emporhob. Mich fest im Schlafe stellend, konnte ich dennoch durch meine ein wenig geöffneten Augen beobachten, daß ein bewaffneter Mann vor mir stand und im Vordergrund der Höhle um ein Feuer, über welches ein Kessel hing, eine beträchtliche Schar ebenfalls Bewaffneter saß. Ich muß mich sehr gut schlafend gestellt haben, denn der Mann entfernte sich und ich, freilich etwas ängstlich, schlief endlich wirklich ein.

So gegen Mitternacht hörte ich auf einmal, wie unter mir ein Schuß abgefeuert wurde; heftig erschrocken richtete ich mich auf und wollte den Vorhang heben, doch die Alte hatte mich sofort bemerkt; sie kam mit einem Krug Wein, nötigte mich zu trinken und empfahl mir wieder zu schlafen. Während diesen kurzen Minuten überzeugte ich mich aber, daß nun die Höhle außer mir und der Alten vollständig leer war. Ich schlief nun ruhig ein und die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ich an der guten Alten vorbei, die noch den Schlaf der Gerechten schlief, vor die Höhle hinaustrach und mich umschaute.

Herrlicher blauer Himmel lachte mir entgegen, kahle Felsen, niedriges Gesträuch ringsumher. Das in vergangener Nacht Erlebte überdenkend, wurde es mir immer klarer, daß ich mich in einer Brigantenhöhle und bei einer Brigantenschar befinden müsse. Oftmals hatte ich schon gehört und gelesen, daß solche Banden es hauptsächlich auf reiche Beute abgesehen hätten und da

ich ja durchaus nicht darnach ausah, als ob etwas bei mir zu holen wäre, schwand meine Furcht vor dieser Bande.

Hunger und Durst ließen mich wieder in die Höhle kriechen und mit den Worten „Wi, Brot, Supp“ weckte ich die Alte auf. Bald wurde mir das Gewünschte vorgelegt und nachdem ich mich gesättigt, wurde mein Fuß untersucht.

Aus der zufriedenen Miene meiner Chirurgin las ich deutlich, daß Besserung eingetreten sei; es ging jeden Tag besser, so daß ich, dank der guten Pflege, schon nach Verlauf einer Woche wieder etwas gehen konnte. Gewiß wäre es für einen Maler ein interessantes Bild gewesen, den blonden-Jüngling, gestützt auf die wettergebräunte Alte, in dieser weltentfremdeten Gegend einher gehen zu sehen. Ein eintöniges Leben war es für mich freilich, denn aus dem italienischen Patois konnte ich immer noch nicht flug werden und mußten wir beide, so gut als möglich, uns der Zeichensprache bedienen. Je besser ich nun wieder gehen konnte, desto größere Abstecher machte ich von der Höhle aus, und meine Pflegerin mußte mich manchmal mit ihrem schrillen „Giovanni“, wie sie mich nannte, an die Rückkehr ermahnen. Von den Briganten bekam ich selten einen zu sehen und man konnte mit Recht sagen, daß wir uns nicht um einander bekümmerten, was mir natürlich sehr lieb war.

Nach etwa drei Wochen sah ich von einer Felsenspitze aus im Thale eine größere Menschenmenge in der Richtung meines Standpunktes sich fortbewegen. Ich vermutete sogleich, daß meine Befreiung nahe und

daß es der längst ersehnte Transport sei, der mich aufnehmen sollte. Und wirklich hatte ich mich nicht getäuscht. Mit einem an eine Stange gebundenen Tuche gab ich fortwährend Zeichen und dieselben wurden auch bald von der heransteigenden Truppe erwidert. So konnte ich der guten Alten meine Freude nicht mehr verbergen. Noch eine Stunde, dann nahm sie schluchzend Abschied von mir, auch mir ging es ans Herz: sie hatte mich ja so liebevoll und gut verpflegt, wie es eine Mutter nicht besser thun kann.

Aus dem Erlebten dieser paar Wochen ist zu schließen, daß die Transportführer mit den Briganten in gutem Einvernehmen waren und einander gewiß auch Gegendienste erwiesen haben.

3. Kapitel.

Neue Kameraden und Weiterreise. — Ankunft in Neapel.

Zum Drillen eingeteilt.

Mit meinen Kameraden zog ich nun wieder unserm Ziel entgegen. Zu Fuß und abwechselnd per Wagen gings weiter bis nach Livorno. Doch welche Ortschaft wir auch passirten, überall zeigte die Bevölkerung uns die größte Verachtung, ja in Pisa wurden wir sogar mit Steinwürfen begrüßt.

Es war im Jahre 1855, die Gemüther damals schon erbittert und der Haß gegen die fremden Söldner gewiß gerechtfertigt.

Auch in Livorno wartete uns von Seite der Bevölkerung kein guter Empfang. In einem alten Theater wurden wir einquartirt: Bühne und Garderobezimmer mit Stroh belegt, eine große Stallaterne in der Mitte

aufgehängt und damit war unser Speise- und Schlafsalon fertig. Eine Ermahnung, ja nicht zu rauchen, war in großem Plakat-format in allen Ecken und Winkeln der Bühne, die vom Zuschauerraum abgesperrt war, angeschlagen.

Zweimal täglich erhielten wir warmes Essen aus der Stadt. Auch hier waren wir wie Gefangene. Das Theater zu verlassen war uns unmöglich, denn eine starke Wache der Garnison war zu unserm „Schutze“ um das Gebäude aufgestellt; es wäre freilich auch nicht ratsam gewesen, sich unter die erregte Menge draußen zu begeben. Trotz allen diesen Maßregeln hatten sechs Mann von dem Transporte Gelegenheit gefunden, zu desertiren. Welches Loos ihnen zuteil wurde, erfuhren wir niemals.

Drei Tage — bis zur nächsten Schiffsgelegenheit — verbrachten wir in diesen Räumlichkeiten und verkürzten uns die Zeit mit allerlei Unsinn. Am ersehnten Tage marschirten wir unter starker militärischer Bedeckung nach dem Hafen, wo sofort die Anker gelichtet wurden, und unter Schmährufen der Volksmenge fuhren wir, dem Molo entlang, auf die offene See hinaus. Nach zwei Tagen stürmischer Fahrt, wo wir Deckpassagiere arg mitgenommen wurden, landeten wir am frühen Morgen endlich in Neapel.

Dort wurden wir nach den Kleidungsmagazinen geführt, und es dauerte keine Stunde, so waren die in allen möglichen Trachten angekommenen Jünglinge ganz einheitlich in Kaput und Ordonnanzmütze eingekleidet.

Nun wurden die jungen Krieger in einer Gallerie auf ein Glied gestellt und durch einige Aerzte auf

ihre Gesundheit untersucht. Wer irgendwie verdächtig erschien, wurde sofort in den Spital beordert. Die Uebrigen hatten ihre weitere Einteilung abzuwarten.

Damals lag das vierte Schweizerregiment in Palermo, das zweite und dritte in Neapel; das erste Regiment und dreizehnte Jägerbataillon, welches letzteres aus Schweizern bestand und ebenso stark wie ein Regiment war, in und um Caserta. Ich selber mit noch andern wurde zum dritten Regiment eingeteilt und so ging jede Abtheilung ihrer Bestimmung entgegen. San Giovanni di carbonara hieß unsere Kaserne, in deren Hof wir abermals aufgestellt und eingeteilt wurden. Ich kam zu der vierten Kompagnie des ersten Bataillons, jedoch nicht als Tambour, sondern als Füsilier.

An diesem Tag erhielten wir die erste Maccaroni-Mahlzeit, dann wurden wir bewaffnet und weiter ausgestattet: mit rotem Frackrock, weißer, flanelleener Aermelweste, einem Paar blaue Tuchhosen, zwei Paar weißen Trillichhosen, steifem ledernem Halsband, Socken, Hemden, Unterhosen, Tschako, Schuhen 2c.; mit diesem Plunder auf dem Arm zogen wir dann nach der Stätte, wo man des Nachts sein Haupt hinlegen durfte. Dieses Nachtlager, bestehend aus einem Strohsack, Strohkissen, zwei Leintüchern und wollener Decke, lag, jeder Teil für sich, letztere in zwei Falten gelegt, auf drei glänzenden Brettern welche auf zwei ungefähr einen halben Meter hohen, eisernen Blöcken plazirt waren; es war eine Lust, den langen Saal entlang zu blicken und alles in schnurgerader Richtung ordentlich liegen zu sehen. Diese Ordnung gefiel mir und es war nur gut, daß dies einen so günstigen Eindruck auf mich

machte, denn es erleichterte mir später vieles in meiner militärischen Laufbahn.

Die erste Nacht in diesen Räumen wäre gar nicht so übel gewesen, wenn das Ungeziefer: Flöhe, Wanzen und Skorpionen mir nur Ruhe gegönnt hätten, aber so war diese Schlafnacht in Goethes „schönem Neapel“ für mich eine durchaus nicht schöne oder angenehme, und anstatt erquickt und gekräftigt aufzustehen, konnte ich am folgenden Morgen nur ermattet in Reih' und Glied erscheinen, um das Laufen zu erlernen.

Der Instruktor, welcher uns zu drillen hatte, bemerkte bald, daß ich nicht ein gewöhnlicher Rekrut sein müsse; was Wunder, hatte ich doch in meiner Heimat an zwei Orten sechs Kadettenjahre durchgemacht. So wurde ich denn, obschon der kleinste Knirps, den folgenden Tag als Flügelmännchen benützt, und während meine Kameraden zur Aufrechthaltung des Kopfes mit faustgroßen Steineinlagen zwischen Kehlkopf und Halsband versehen wurden, und zur Gestreckthaltung der Beine manchen Kolbenstoß erdulden mußten, war ich in der That froh, durch den genossenen Vorunterricht von solchen Quälereien verschont zu bleiben. In drei Tagen wurde ich schon einer mit Gewehr exerzirenden Abteilung zugewiesen. Doch, o weh', jetzt stellte sich ein Uebelstand heraus, an den niemand gedacht hatte.

Laut Vertrag vom Jahre 1829 noch mit den sogenannten kaiserlichen Gewehren ausgerüstet, war es in der That komisch anzusehen, wie die Mündung des Laufes sich in der Höhe meines Scheitels, anstatt der Achsel befand, und dann noch bewaffnet mit dem langen aufgepflanzten Bajonette, kann sich jeder eine Vorstellung

machen von diesem Beschützer der Krone beider Sizilien. Auch mein Kompagnie-Kommandant, ein biederer Graubündner, der gerufen wurde, konnte sich bei meinem Anblicke des Lachens nicht enthalten. Es wurde dann beschlossen, daß ich nicht mit aufgezplantem Bajonnette einexerziert werden solle. Bei dieser Gelegenheit erriet er durch seine an mich gerichteten Fragen, daß ich gute Schulen genossen haben müsse und ordnete an, daß ich zu gewissen Stunden auf dem Kompagniebureau schriftliche Arbeiten zu verrichten habe. So ging es weiter alle Tage, wie es so bei stehenden Truppen vorkommt.

In drei bis vier Monaten, anstatt in sechs, war ich vom Rekrutendienst befreit und also ein wirklicher Füsilier geworden und auch in den Bureau-Arbeiten soweit bewandert, daß ich den sogenannten Dizefourier-Dienst versehen konnte.

Im allgemeinen war der Dienst bei den Schweizer-Regimentern sehr strenge und wenig Zeit blieb einem für anderes. Von der Stadt und Umgebung hatte ich noch sehr wenig gesehen; die Gelegenheit dazu kam erst später, denn unser Regiment erhielt eines Abends plötzlich den Befehl, sich am folgenden Morgen einzuschiffen, um in Palermo das vierte Regiment abzulösen. Die Vorbereitungen zu diesem Ausbruche gingen schnell von statten. Alles was der Mann nicht zu tragen brauchte, wurde in große Fässer verpackt und mit sämtlichen Küchengeräten auf den Regimentsfourgon geladen.

Als das Regiment am folgenden Morgen vor der Kaserne in Reih' und Glied stand und jeder gespannt auf das Abmarsch-Kommando wartete, waren die Be-

amenten des Fournituren-Magazins schon in voller Thätigkeit, Strohsäcke 2c. vom zweiten und dritten Stockwerk hinunterzuwerfen, um die Räume in saubern Zustand zu bringen für die zukünftigen Bewohner.

Jetzt gings nach erfolgtem Kommandoruf mit klingendem Spiele dem Hasen zu. Diese Regimentsversetzungen wurden so geheim gehalten, daß weder von den Truppen, noch von der Bevölkerung jemand eine Ahnung hatte, und manchem wurde der Abschied erschwert und auch mancher Wirt stürzte händeringend auf die Straße, um seine lieben „Giovanni“ vielleicht zum letzten mal zu sehen.

4. Kapitel.

Nach Palermo. — Cholera-Epidemie.
Klosterydill und Schmuggel.

Wie die Vorbereitung zum Abmarsche, ebenso genau und pünktlich ging alles bei der Einschiffung vor sich, überall herrschte strenge Ordnung. Wohlbehalten landeten wir am folgenden Tag in Palermo, wo das vierte Regiment schon zur Einschiffung bereit stand. Im Vorbeimarsche spielten die beiden Musikkapellen „Lebt wohl, auf Wiederseh'n“ und damit war der Gruß und Abschied erledigt. Sie schifften sich ein und wir bezogen des verlassene Quartier. Das Regiment hatte aber eine sehr ungünstige Zeit zur Ablösung getroffen, denn nach einem Monate vernahm man die ersten Berichte vom Ausbruche der Cholera. Die Kasernirung der Truppen war in Palermo der Gesundheit zuträglicher als in Neapel. Hier bewohnte jede Kompagnie für sich allein eine steinerne Baracke, dort war alles

beisammen in einer dreistöckigen Kaserne und dennoch hatte das Regiment großen Verlust erlitten während der Cholerazeit. Ja, es verlautete sogar, daß die Hälfte der Mannschaft dieser heimtückischen Krankheit zum Opfer gefallen. Es war eine Zeit der höchsten Unordnung, nur selten kam einer der Offiziere, die Privatwohnungen hatten, in die Kaserne. Wagen um Wagen fuhr mit den armen, von der Seuche befallenen Kranken vorüber, und diejenigen, welche ihnen nachschauen konnten, hatten die leise Ahnung, daß vielleicht schon die nächste Stunde auch sie das gleiche Loos treffen könnte. Krankenwärter für die Spitäler waren fast nicht zu finden. Einige von uns, angelockt durch die gute Bezahlung, ließen sich überreden, aber wenige kehrten zu ihren Kameraden zurück. Auch ich übernahm diesen Samariterdienst; Abscheu, Furcht oder Ekel empfand ich zwar anfangs nicht, aber am zweiten Tage, als ich all' das Elend gesehen, wie wegen Mangel an Transportmitteln die zu hunderten zählenden Verstorbenen in der Gallerie entblößt aufeinander gehäuft lagen, wie dort ein zuckender Arm und Schmerzensseufzer zu bemerken und zu hören war, wenn endlich ein Fuhrwerk herankam und dieses, ähnlich wie mit Holz beladen, mit den Toten in rasender Eile nach dem Beerdigungsplatze fuhr, da hatte auch ich nicht mehr Mut genug, länger in diesen Totenhallen zu bleiben und begab mich vorerst in die Desinfektionsanstalt, um von dort wieder in die Kaserne zurückzukehren.

In unserer Kompagnie hatten wir einen wackern Offizier, der sich wirklich um seine Leute bekümmerte. Er ließ unsere Räumlichkeiten fortwährend mit Kampfer

bestreuen; freilich schmeckte dann auch alles, was man aß und trank, nach diesem Mittel; es war unangenehm genug, aber doch hatten wir im Vergleich mit andern Kompagnien einen ziemlich kleinen Verlust an Menschenleben zu beklagen. Eine solche Kompagnie war 210 Mann stark, und nach der Epidemie war unser Bestand noch 187; andere waren bis auf 50 zusammengesmolzen. Eine eigentümliche Beobachtung machte ich während dieser Schreckenszeit, nämlich, daß die Kleinen bedeutend mehr verschont blieben, als die Großen. Unsere Kompagnie lag nur etwa 15 Meter entfernt von den ersten Grenadieren, welche bis auf 27 Mann heruntergekommen waren. Nie werde ich vergessen, wie der Hauptmann weinend vor seiner dezimierten Kompagnie stand.

An regelmäßigen Dienst während dieser Zeit war nicht zu denken. Die kampferduftende Wohnung war durchaus nicht einladend, man sehnte sich nach etwas anderem, aber leider fehlte dazu das nötige Kleingeld. Dafür mußte Rat geschafft werden.

Eine kleine Truppe ging zusammen in die Stadt, besuchte die Lebensmittelmagazine und Weinkeller, bestellte einen ziemlichlichen Vorrat und erst wenn derselbe in unsern Händen war, wurde versprochen, in Bälde zu bezahlen. Was wollte der Händler machen, er mußte sich fügen, da die Mienen seiner Abnehmer nicht viel Gutes versprachen.

Grenzenlos war die Verwirrung in der Stadt, auch die Briganti benutzten diese Verwirrung, trieben es aber so toll, daß die Schweizer zu Nachtpatrouillendienst beordert werden mußten. Eines Abends, ohne

Rührung der Trommel oder Blasen der Trompete, ohne Kommandorufe versammelte man sich, stille wie das Grab, das Gewehr scharf geladen, und marschirte, 5—600 Mann stark, vor die Stadt hinaus, die auf beiden Seiten mit Mauern begrenzten Straßen durchkreuzend. Von Zeit zu Zeit fiel der eine und andere der Truppe und ohne einen Knall zu hören, gab es Verwundete. Die Briganti bedienten sich der Windbüchsen auf ganz kurze Distanz, von jenen selbst aber kamen uns keine zu Gesicht. Dieser Nachtdienst hatte indessen keinen andern Erfolg, als daß die Gegner merken konnten, daß man sie im Auge behielt. Nur das Ende der Cholerazeit vermochte ihrem Treiben ein Ende zu machen.

Nach etwa zwei Monaten schien wirklich eine bessere Zeit anzubrechen und man atmete wieder auf. Diese Zeit, in der keine Disziplin mehr herrschte, das Gefühl sozusagen abgestumpft war, mußte jetzt der ächt militärischen Strenge und Ordnung wieder Platz machen. Die Offiziere erschienen wieder bei ihren Truppen, wohl fehlte auch mancher aus ihren Reihen. Sie teilten das gleiche Loos mit Arm und Reich, Soldat und Lazzaroni, und sind in das gleiche, allgemeine Grab geworfen worden.

Die Lücken, welche die Epidemie in unserm Regimente gemacht, mußten nun wieder ausgefüllt werden. So kamen mit jedem von Neapel kommenden Schiffe neue Rekruten an, um ja das Regiment so schnell als möglich wieder in vollzähligen, guten Zustand zu stellen. Von morgens früh bis abends spät wurde gedrillt und öfters wurden geübtere Soldaten zu Instruktoren ver-

wendet. Es wurde aber februar 1856, bis die Sache in Ordnung kam, denn die damaligen Exerzizien boten viel mehr Schwierigkeiten, als zur jetzigen Zeit.

Das laufende Jahr ging ganz friedlich vorüber und mit Ausnahme eines ganz besondern Falles, wüßte ich nichts als von Wache stehen, Exerziren, Prozessionen zc. zu erzählen.

Dieser besondere Fall spielte sich nämlich in einem Nonnenkloster der Residenzstadt ab: Eines schönen abends nämlich fehlte beim Appell ein achtzehnjähriger Füsilier; vierzehn Tage lang war keine Spur von ihm zu finden und nur der Zufall brachte denselben wieder an das Tageslicht. Er war nämlich eines Tages in eine Kirche eingetreten und bewunderte dort die prachtvollen Gemälde; in diese Betrachtung versunken, dachte er erst nach einigen Stunden an die Rückkehr, fand aber die Kirchenthüre geschlossen. In größter Verlegenheit suchte er nach einem Ausgang und entdeckte eine kleine geöffnete Thüre hinter der Sakristei. Diesen Ausgang benutzend, glaubte er nun in die Freiheit zu gelangen, doch hatte er sich gründlich getäuscht. Die Kirche stand, wie die meisten, in Verbindung mit einem in unmittelbarer Nähe sich befindlichen Kloster. Durch diese Thüre in den Klostergang eintretend, befand er sich vor einer Nonne, welche ihm winkte, zu folgen — er hatte wirklich keine andere Wahl. Er wurde in ein schönes Zimmer geführt und aufs beste bewirtet. Während er sich nun gütlich that, erschienen und verschwanden noch mehrere Nonnen, jedoch nur eine derselben, welche wahrscheinlich die Oberin war, redete ihn in der Landessprache an, bemerkte aber bald, daß er darin noch

Fremdling sei und versuchte nun in sehr geläufigem Französisch sich verständlich zu machen. Obschon dieser Sprache mächtig, hatte er doch den guten Einfall, hierin den Anfänger zu spielen und sein Deutsch, welches die Nonne zum Glück nicht verstand, mehr zu gebrauchen. Es wurde Abend und der junge Krieger hoffte, daß er nun aus seinem unfreiwilligen Asyl entlassen sei, aber mit nichts; es wurde ihm ein wohleingerichtetes Schlafzimmer angewiesen und er konnte sich schließlich in das Unvermeidliche fügen. An guten Speisen, an Unterhaltungsstoff in Form von Büchern deutschen und französischen Inhalts fehlte es dem Internirten während diesen Tagen nicht; er konnte endlich herausfinden, daß man die Absicht hatte, ihn von seinem Glauben abzubringen; er sann darum eifrig darüber nach, wie er sich befreien könnte. Er beschrieb seine Lage in wenigen Worten auf ein kleines Stück Papier, wickelte dasselbe sorgfältig um einen Stein und warf denselben aufs Geratewohl durch das vergitterte Fenster auf die Straße hinaus.

Der Zufall fügte es merkwürdigerweise, daß in jenem Augenblicke einer unserer Offiziere diese unbelebte einsame Straße passirte; er wurde von einem niederfallenden Gegenstand getroffen, untersuchte denselben neugierig, und auf diese Weise wurde die dunkle Sache entdeckt. Schleunigst wurde dem Regimentskommandanten Mitteilung davon gemacht, welcher sofort das Nötige anordnete zur Untersuchung des Klosters.

Unser gute Mann vermutete noch nicht, daß sein Telegramm so schnell an die richtige Adresse gekommen, und hatte er sich an diesem Tag in sein Zimmer eingeschlossen, um von lästigen Besuchern befreit zu sein. Als

er nach einigen Stunden ein Lärmen und Rufen in den Klosterhallen, ja sogar seinen Namen vernahm, da glaubte er, seine Befreiung nahe und öffnete erfreut die Thüre, vor welcher er von seinen Kameraden jubelnd empfangen wurde. Natürlich gab dieses Erlebnis Stoff genug zu allerlei Wizen. Wie wir vernahmen, wurden jene Klosterfrauen einem strengen Orden einverleibt, und obgleich sie nur die Absicht hatten, eine verlorene Seele zu retten, scheint die Art dieses Bekehrungsversuches höheren Ortes doch nicht stichhaltig gewesen zu sein.

5. Kapitel.

Rückkehr nach Neapel. — Unsere Seelsorger. — Kirchenbesuch bei den Andersgläubigen. — Kirchendienst. — Museum.

Der Mai 1857 war da und mit ihm der Zeitpunkt, wo es hieß, wieder nach Neapel zurückzukehren; eines Abends hieß es abermals: „Regiment eingepackt.“

Ich war in der letzten Zeit zum Korporal avancirt, versah zugleich den Fourierdienst und hatte mich dann auch lebhaft mit Eingaben zu beschäftigen, wobei ich unverhofft das lukrative „Schmugglerhandwerk“ gelernt habe. Salz und Schnupftabak waren die beiden Artikel, auf welche man 30 bis 40 Prozent verdienen konnte, und das Fouriercorps that sein möglichstes, um auf diese Weise für das schöne Leben am Golf von Neapel eine angenehme Beisteuer zu verdienen. Da die Truppen frei waren von Zollvisitation, so wurde es möglich, solchen Schmuggel auszuführen. Statt nur mit den üblichen Gegenständen, wurden die Kompagniefässer auch mit Salz gefüllt, und die Gewehre, deren Besitzer solche wegen Krankheit im Magazin aufgegeben, hervor-

genommen und die Läufe mit Schnupftabak vollgepfropft. Selbst die Trommeln unserer 48 Tambouren und die Pauke unserer Regimentsmusik wurden sogar zu diesem Schmuggelergeschäft verwendet. Als wir mit klingendem Spiele durch die lange Hauptstraße der Stadt nach dem Hafen marschirten, mochte sich wohl mancher über den sonderbaren Ton unserer Instrumente gewundert haben.

Das erste Regiment bezog jetzt unser verlassenes Quartier und wir schifften uns fröhlich ein. Nach ziemlich kurzer Fahrt, begünstigt vom schönsten Wetter, hatten wir bald wieder die Vesuvstadt in Sicht. Die Landung ging rasch von statten und die bereitstehenden Fourgeons nahmen unsere köstliche Bagage auf. Das Regiment bezog sein früheres Quartier, die Bagage aber mußte durch den hintern Eingang, welcher ziemlich hoch lag und steil zu erreichen war, nach den Magazinen transportirt werden. Die Fässer wurden abgeladen und hinaufgerollt, wobei eines so ungeschickt war, zu bersten. Natürlich rann das Salz heraus und es ließ beim Weiterrollen eine Spur zurück, wodurch die Gefahr auftauchte, daß der Schmuggel entdeckt werde, auf welchen eine ziemliche Strafe gesetzt war. Doch auch hier hieß es: „Einer für Alle, Alle für Einen!“ Gerollt mußte werden, doch das verräterische Salz wurde sofort in die Taschen geborgen und als man am Ziel anlangte, waren die fouriere mit ihren Corvees bedeutend schwerer geworden. Jetzt atmete man wieder auf, da man dieser Gefahr glücklich entronnen war.

Wie die geschmuggelten Waren an den Mann gebracht wurden und wie das fouriercorps den Erlös verwendete, brauche ich wohl nicht zu erörtern. Mein

Anteil, der begreiflich in anbetracht meines Grades nicht zu den größten gehörte, reichte dennoch so weit, daß ich mir eine feine Extra-Uniform anschaffen konnte; ich war etwas eitel und wollte an Sonntagen gerne fein gekleidet erscheinen. Während der Zeit, in der ich noch zu dienen hatte, war ich eifrig bestrebt, alles was ich in früheren Jahren in Schulen und Büchern gelernt und gelesen hatte, in meinem Gedächtnis aufzufrischen. Jedes Regiment hatte seine eigene Artillerie; wir waren sowohl mit Aerzten und Tierärzten, als auch mit Seelsorgern versehen und zwar mit verschiedengläubigen. Der reformierte Pfarrer, zu dessen Heerde ich gehörte, konnte uns aber keinen passenden Ort zum Gottesdienste verschaffen, und wir waren auf den Pferdestall der Artillerie angewiesen, was mir auf die Dauer nicht mehr gefiel; daher wünschte ich lieber mit den Katholiken in Paradekolonne mit klingendem Spiele nach der Domkirche zu marschiren. Doch unser Hirte that sein möglichstes, um seine Schafe beieinander zu behalten, es wollte ihm aber nicht gelingen, und nach kurzer Zeit verlor er einen großen Teil der ihm Anvertrauten, worunter auch ich mich zählen konnte. Der Anschluß an die Andersgläubigen schien mir von Wert, denn was man da zu hören und zu sehen bekam, machte einen ganz andern Eindruck, als die Stimme unseres Pfarrers zwischen wiehernden und ausschlagenden Pferden. Welch' großartiger Anblick von prächtigen Bildern und Menschen aller Art! Die Kirchenhallen waren angefüllt mit inbrünstig betenden Schönen, welche gar oft verstohlene Blicke auf die blonden Jünglinge im roten Frack warfen. Die meisten der letzteren waren ja im schönsten Jünglings-

alter, und es war den schwarzlockigen Beterinnen nicht zu verargen, wenn sie sich in ihrer Andacht durch unsere Gegenwart ein wenig stören ließen. Wir freuten uns darüber, nahmen es hin als etwas selbstverständliches und besuchten die Kirchen - das darf man glauben -- nur um so lieber. Die Kunst war in diesen Kirchen aufs großartigste vertreten, die Wände waren mit den prachtvollsten und kostbarsten Gemälden verziert. Unter all' den Heiligen fand ich aber zu meinem Erstaunen auch weltliche Bilder, erfuhr dann auch später, als ich in einer der vielen Kirchen das lebensgroße Bild eines unserer Schweizergenerale sah, daß solche Personen heilig erklärt worden seien. Dieser General war aber noch unter den Lebenden, und wenn ich denselben bei den Manövern oft so recht militärische Kraftausdrücke anwenden hörte, bekam ich einen ganz eigentümlichen Begriff von dieser Heiligsprechung. Diese kirchliche Pracht und die Sehenswürdigkeiten machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich auch zu außergewöhnlichen Stunden in den Kirchen mich aufhielt, welche den ganzen Tag für das Publikum offen stehen, und da ich des Ceremoniendienstes schon ziemlich Meister war, hatte ich nicht zu befürchten, daß ich als Keger angesehen werde. Dazu war ich — ohne Tornister und Gewehr (man verzeihe mir abermals meine Eitelkeit) — in meiner feinen Uniform gewiß ein schmucker zwanzigjähriger Kriegsmann. Manchmal hatte ich auch Gelegenheit, neben eine der schwarzäugigen Schönen zu stehen, derselben das Kniekissen zu halten und im passenden Augenblick zu unterlegen, was für mich jedesmal eine besondere Freude war. Die Kirchen hatten nämlich keine Be-

stuhlung und man stand in den Hallen nach Belieben durcheinander. Solche Kniefissen konnte sich jeder gegen Entrichtung von einem Bajocco an den Kirchenthüren leihweise verschaffen, was aber das junge schöne Geschlecht nicht nötig hatte, da immer Galante genug bereit waren, die gerne dafür sorgten. Der Dank für diese Gefälligkeit bestand meistens in einem feurigen, dankenden Blicke, dann und wann begleitet von einem süßen, halblauten: „Gracie Signore“, oder Gracie caro mio“. Aber wenn man die Kirche verlassen, war auch der holde Traum vorüber; im öffentlichen Leben bekam man die Angebeteten nie zu sehen, und wehe dem jungen Manne, der weitere Schritte zur Entdeckung derselben gethan hätte, sein Los wäre unfehlbar der Tod durch das niemals fehlende Wurffstilet des rächenden Neapolitano gewesen.

Da die Schweizeroldaten neben ihrem gewöhnlichen Dienste auch zu Prozessionen und Kirchenfestdienst beordert wurden und jede der vielen Kirchen ihren besondern Schutzpatron hatte, so war beinahe jeden Tag ein großer Teil des Regimentes in diesem Dienst. Zwar waren diese Prozessionen höchst eintönig, und doch großartig; hatte ich dann das Glück, neben einer silbernen, mit Gold und Diamanten geschmückten Madonna, oder sonst einem prächtig ausgerüsteten Heiligen zu marschiren, so gewann auch diese Eintönigkeit etwelchen Reiz. Bei solchen Festlichkeiten waren die Balkone im Vordergrund angefüllt mit frommen Neapolitanerinnen, die alle bei unserem Vorbeimarsche diese Bildnisse mit Rosenblättern überschütteten, und selbstverständlich hatten auch die in der Nähe derselben sich befindlichen Nichtheiligen ihren

Anteil an diesem Rosenfegen. Neugierig um sich blickend, woher derselbe komme, entdeckte man manch' schelmisch lächelndes Gesichtchen, bei dem man gar gerne etwas länger gewieilt hätte, aber es ging vorüber, und das nämliche wiederholte sich noch oft, bis die Prozession zu Ende und der schöne Traum ausgeträumt war.

Wie schon bemerkt, hatte jede Kirche ihren eigenen Schutzpatron, dessen Namenstag auch kirchlich gefeiert wurde; je nach der Anzahl der Altäre wurde ein doppelt so großes Piquet nach der betreffenden Kirche beordert, bei jedem Altar eine Schildwache aufgestellt, die weiter nichts zu thun hatte, als mäschenstill mit dem Gewehr im Arm dazustehen und so den verschiedenen Ceremonien die militärisch-kirchliche Ehre zu erweisen, je nach der Art der Handlung: „Schultert Gewehr“, „Präsentirt Gewehr“, „fällt auf Knie“ und „Tschoß ab.“ Durch alle diese Altarwächter, welche stündlich abgelöst wurden, mußten diese Ehrenbezeugungen ohne Kommando und sogleich ausgeführt werden. Zu diesem Zwecke stellte sich der Piquetkommandant auf einer Stelle auf, wo alle ihn leicht sehen konnten, und wenn das verabredete Zeichen gegeben war, raffelten, die heilige Stille unterbrechend, alle Gewehrkolben zugleich.

Eines Tages war auch ich mit einem sechszehn Mann starken Piquet nach der St. Anna-Kirche beordert worden; vor dem Abmarsche stärkten wir uns noch gehörig mit Speis' und Trant, denn bis zum Schlusse der feier gab es nichts. Am Bestimmungsort angelangt, stellte ich meine acht Schildwachen aus, instruirte jede ganz genau und hatte die Freude, daß wir zusammen siebenzehn reformirte „Züribieter“, waren, welche

diesen Dienst zu versehen hatten. Alles ging aufs pünktlichste und als der letzte Gläubige die Kirche verlassen hatte, ersuchte uns einer der Geistlichen, ihm zu folgen. Er führte uns hinter die Sakristei, wo die übrigen Geistlichen bereits an fein gedecktem Tische sich befanden und uns in gutem Deutsch einluden, ebenfalls daran Platz zu nehmen, was wir höflich dankend acceptierten. Bevor wir aber das Glas an den Mund setzen konnten, frag mich der Obere, zu welchem Glauben wir uns bekennen; als ich der Wahrheit gemäß freimütig antwortete, freuten sich diese Herren augenscheinlich darüber. Wir brachten ein recht vergnügtes Stündchen mit ihnen zu und wurden obendrein noch außergewöhnlich entschädigt. Offenbar freuten diese Seelsorger sich, in uns so gemüthliche Tischgenossen gefunden zu haben, denn die Züribieter ließen sich den köstlichen Wein von Ischio wohl schmecken, und da derselbe bekanntlich auch die Zungen löst, thaten sie sich keinen Zwang an, und manch' weltlicher Scherz kam von beiden Seiten zur Geltung.

Die Geistlichkeit hatte in dem schönen Neapel damals eine ungemein große Macht; z. B. war jeder einigermaßen Begüterte verpflichtet, seinen Erstgeborenen diesem Stande zu widmen. Man konnte des Abends diese dem Orden geweihten und eingekleideten Jünglinge in Scharen lustwandeln sehen, zu zweien, im gleichen monotonen Schritte und gleichmäßig devoter Miene, die Jünglinge voraus, die Ältesten hintenan. Schulen gab es keine für das Volk: wer etwas lernen wollte, mußte sich an die Geistlichen wenden.

Auf den öffentlichen Plätzen befanden sich die sogenannten Scribenti, öffentliche Schreiber, die für gute

Bezahlung alles mögliche niederschrieben und auch den Leser und Berichterstatter machten. Auch diese Scribenti standen wieder in enger Verbindung und im Einverständnis mit der Geistlichkeit, und es ist darum leicht erklärlich, daß mancher Beichtvater bei seinen Beichtfindern leichtes Spiel hatte, da ihm so vieles zugetragen wurde, indeß diese das Wissen des Priesters etwas Unnatürlichem zuschrieben, und infolge dessen die ihnen auferlegten Bußen ohne Murren hinnahmen. Auf diese Weise wurde manch' junges unschuldige Kind ins Kloster hineingezwungen, und mancher edle, freidentkende Jüngling wanderte dem Staatsgefängnis zu. Selbst bis in den Lotteriesaal erstreckte sich der Arm der Geistlichkeit; sie war es auch, die unter Mithülfe einiger unschuldiger Waisenkinder das Glücksrad in Bewegung setzte und die fünf Glücknummern der Tombola dem Publikum bekannt machte. Diese Tombola, von welcher wahrscheinlich unser Lotto spiel kommt — man konnte nach Belieben auch 90 Nummern spielen — wurde jeden Samstag gezogen; das Interessanteste dabei war, das um das Lotteriegebäude sich angesammelte Volk zu beobachten.

In unmittelbarer Nähe des Gebäudes waren mehrere Heiligenbilder angebracht, vor denen sich vor dem Ziehungsakte die ganze Volksmenge auf die Kniee warf. Jeder betete zu seinem Heiligen und legte sein Scherflein in den Opferstock, erfüllte sich aber die Hoffnung auf Gewinn nicht, dann wurden die Heiligen mit Steinen und allen möglichen schmutzigen Sachen beworfen und hörte man grobe Verwünschungen gegen sie ausstoßen. Die Obrigkeit ließ diesem Treiben ganz freien Lauf; des andern Tags wurden diese Heiligenbilder wieder

in Ordnung gebracht. Bei der nächsten Ziehung spielten die Verwünschenden wieder die Bittenden.

Vieles andere hat Neapel aber doch aufzuweisen, woran sich jeder erfreuen und erlaben kann. Wer das Museum besucht und da alle die kunstvollen Schätze betrachtet, welche nach 1800jährigem Begrabensein wieder ans Tageslicht befördert wurden und immer noch aufgefunden werden, der muß wirklich staunen und bewundern. In der Mosaikhalle hat das Tableau, welches in einem Hause des verschütteten Pompey als Fußboden gedient und einen Flächeninhalt von 15 Quadratmeter hat, den Vorrang vor allem andern. Es stellt die Schlachtszene dar, in der Achilles, um seinen erschlagenen Freund und Wagenlenker Patroklos zu rächen, den edlen Hektor, Sohn des Priamus, in die Unterwelt befördert: so deutlich und lebenswahr, daß man den wuchtigen Speer aus dem Arme des Gegners auf den verwundeten und in die Kniee gesunkenen Hektor glauben zu sehen. Das übrige Schlachtgetümmel, Kriegswagen, Geharnischte, Erschlagene, Pferde und im Hintergrund die Stadt Troja ist so naturgetreu und im Farbenspiel so wunderschön dargestellt, daß man staunend fragen muß, wie es möglich gewesen, aus nur so winzigen steinernen Stäbchen ein solches Wunderwerk zu schaffen; diese Stäbchen auf ein Drittel der Höhe mit den verschiedenen Farbstoffen so zu tränken, daß dieselben durch und durch ebenso aussehen, wie die Außenseiten. Der Wunderstach mich, ich zermalmte einige Stäbchen und es stellte sich heraus, daß der Staub die nämliche Farbe beibehielt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Zusammensetzung eine pulverisirte, mit dem gewünschten Farb-

stoff getränkte Masse ist, welche durch einen Bindestoff diese ungewöhnliche Härte wieder angenommen hat. An diesem ganzen Tableau, welches noch von einem Extra-Mosaikrahmen eingeschlossen ist, fehlte damals nur ein Pferdehuf und jene Stelle war mit Marmor ausgefüllt. Neben diesem Prachtstück waren noch andere, mehr oder weniger gut erhaltene Mosaikgegenstände zu sehen. In der Statuengallerie gefiel mir vor allem Iphigenia auf Uulis und eine Monstre-Badewanne. Beide Stücke sind aus lederbraunem und weißem Marmor erstellt und haben eine Höhe von ungefähr zwei Meter. Die Fußstücke sind weiß, allmählig in lederbraun übergehend erscheint der durch einen Mantelzipfel aus weißem Marmor bedeckte Unterschenkel der Iphigenia. Ebenso bei der Badewanne, welche die Form eines runden Pokales hat (um hineinzusehen, muß man ein Leiterchen benutzen; der Durchmesser ist ungefähr vier Meter und die größte Tiefe, allmählig vom Rande an zunehmend, etwa einen halben Meter), ist das Fußstück weiß und geht nach oben in braun über. Ein seltener Marmorblock muß es gewesen sein, wo dieses Farbenspiel so ab- und zunehmend sich vorfand. Beide Stücke stammen aus Pompey, von wo das meiste Antike in diesem Museum herkommt.

Interessant ist auch zu sehen in der Speisegallerie; so entdeckte man im Hause eines vornehmen Pompeyaners einen Speisesaal mit einem darin aufgestellten, mit Eßwaren beladenen Tische. Sofort wurde alles unter Glasglocken gebracht, die Luft daraus entfernt und so kann man jetzt noch gut erhaltene Speisen und Früchte sehen, welche im Jahre 97 nach Christo durch damalige

Gäste hätten verspeist werden sollen. Schmucksachen in Gold und Silber sind in Masse vorhanden. Besonders bemerkenswert und erstaunlich ist das Maß der Finger-
 ringe, und muß einem das gegenwärtige Geschlecht gegenüber der damaligen Zeit ungemein winzig erscheinen. In den fingerring eines in der Schlacht von Capua gefallenen Senators konnte ich ganz bequem zwei meiner Finger hineinstecken. Armbänder der damaligen Schönen könnten den jetzigen als Strumpfband oberhalb des Knies dienen. Wie tief aber dieses Volk gesunken war, beweisen die in der geheimen Abteilung ausgestellten versteinerten Toten, welche, bei Lebzeiten von dem Unheil überrascht, in allen erdenklichen Stellungen und Handlungen zu sehen sind.

Auch die Gemäldegalerie bot viel Schönes, doch sagte man uns, daß das alles noch nichts sei, im Vergleich zu dem, was die königlichen Paläste in sich bergen. Der einfache Korporal hatte dort jedoch keinen Zutritt und erst neunzehn Jahre später sollte er Gelegenheit finden, es nachzuholen. Wollte man hier und da ein Vergnügen oder Unterhaltung haben, so mußte der Schweizer soldat sich solche selber verschaffen. Eigentliche Wirtschaften gab es keine, mit Ausnahme weniger Locandas und Cafees war man auf die Weinkeller angewiesen; da wurde unterirdisch gezecht und zwar mußte das noch besonders gut verstanden sein; der Dunst von den vielen mit feurigem Nebenblut gefüllten Fässer war allein schon hinreichend für Manchen, auch wenn er nur ein Gläschen getrunken, ihm gehörig in die Krone zu steigen.

6. Kapitel.

Vergnügen und Gefahren der Rottröcke. — Freuden und Leiden eines Ordinairechefs. — Pocken-, Protestanten- und goldener Saal.

In Poggio Reale, etwa eine halbe Stunde von Neapel, hatten die Schweizer einige Kegelbahnen erstellen lassen und zogen dann Sonntags zu Hunderten dorthin, um sich dem heimatlichen Kegelspiel hinzugeben und einen spottbilligen und guten Landwein zu trinken. Ein anderer Sport der Rottröcke war auch das Eselsreiten; dabei geschah dann vieles, was einen recht denkenden Mann empören mußte. Eines Tages konnte ich mit ansehen, wie eine größere Anzahl solcher Eselsreiter in einer front die schöne Toledostraße passirte. Kein Fuhrwerk, kein Fußgänger konnte durchkommen. Alles mußte vor diesen frechen Eselsreitern in die Seitenstraßen ausweichen. Ein Rauchender, der dieser Truppe entgegenkam, mußte sich gefallen lassen, daß ihm die Cigarre aus dem Munde geschlagen wurde. Solche Vorkommnisse rechtfertigten in etwas den Haß, den die Bevölkerung gegen die fremden Söldner zeigten, und mancher fiel in heimtückischer Weise demselben zum Opfer. Es war schon vorgekommen, daß Schildwachen am hellen lichten Tage durch das Wurfstilet tödtlich getroffen wurden. Jedes Regiment mußte täglich einen Korporal im Briefträgerdienste an das Kriegsministerium absenden; eines Tages wurde auch ich dazu beordert, und nachdem alle die zu überbringenden Brieffschaften in Empfang genommen waren, marschirten wir miteinander ab. Der Korporal vom zweiten Regiment und ich mochten etwa eine Viertelstunde gegangen sein, als er,

in eine Seitenstraße einbiegend, plötzlich niederfiel. Er war unter dem Tornister zwischen diesem und der Patronentasche tödlich getroffen; von dem Thäter fand man keine Spur, obwohl Polizei genug in den Straßen anwesend war. Diese Wurfstilette waren meistens mit Glasspitzen versehen, die abbrachen und in dem Körper zurückblieben, wenn das Mordwerkzeug herausgezogen wurde.

Nun eine kleine Beschreibung der heiligen Woche: Am hohen Donnerstag morgens um elf Uhr versammelten sich sämtliche Tambouren der Garnison vor der Platzkommandantur und schlugen zur Feier dieses Tages einen gewaltigen Zapfenstreich. Zur gleichen Zeit wurden alle Waffen umgekehrt; Schildwachen, Ablösungen &c. schlugen auf den ersten Ton des Zapfenstreiches das Bajonnett ab und trugen das Gewehr „zur Leiche“, d. h. der Kolben war dann nach oben gerichtet, der Hahn ruhte auf dem linken Vorderarm und jedwede Ehrenbezeugung war untersagt. In der Kaserne sah es ebenso aus: die Gewehre standen umgekehrt auf den Rechen. Die verschiedenen geistlichen Korporationen kamen und segneten diese blanken Waffen, dieselben mit geweihtem Wasser bespritzend. Manche leise Verwünschung war bei dieser Ceremonie zu hören, denn während drei Tagen wiederholte sich diese Prozedur mehrmals, und da man diese geweihten Waffen nicht abtrocknen durfte, entstanden gewaltige Rostflecken, die nur mit Mühe wegzubringen waren.

Am Ostermorgen punkt 11 Uhr stellten sich sämtliche Tambouren am gleichen Orte wieder auf und schlugen eine ohrenbetäubende „Auferstehungs-Tagwache.“ Wenn

man in betracht zieht, daß damals 60,000 Mann in Neapel lagen und jede Kompagnie einen Trommelschläger hatte, so kann man sich ungefähr eine Vorstellung machen von einem solchen Konzert. Während diesen Tagen mußten die Truppen auch tüchtig fasten, und die Ordinaire-Chefs verstanden sich vortrefflich darauf, diese heilige Woche, die nur einmal im Jahr wiederkehrt, zu ihrem Vorteil auszunützen. Das Jahr 1858 sollte aber für etliche Chefs des dritten Regiments sehr ungünstig ausfallen. Auch ich stand damals in dieser Funktion, und nachdem das Signal zum Einkauf geblasen, versammelten wir uns, wie üblich, vor der Kaserne, wo nach erfolgter Inspektion der Piquet-Offizier den Befehl zum Abmarsch erteilte; dabei entdeckte er, daß einer meiner Corvés nur mit einer Kamasche erschienen war; während er mir gehörig die Leviten las und der Soldat das fehlende Kleidungsstück ergänzte, marschirten die übrigen Chefs ab.

Wir hatten alle untereinander verabredet, zu einem noch zu bestimmenden Einheitspreise einzukaufen, und dabei wäre unser Benefiz schon inbegriffen gewesen. Umsonst bemühte ich mich aufs äußerste, meine Kollegen zu finden und schließlich war ich genötigt, allein einzukaufen. Obschon ich der letzte gewesen war, der abmarschirte, kehrte ich doch früher als die andern in die Kaserne zurück. Der wachhabende Offizier musterte meinen Einkauf, und nachdem alles gewogen und visitirt war, hatte ich die Freude, einen ansehnlichen Gewinn dabei zu haben. Meinen Kameraden aber ging es nicht so gut: sie hatten das Mißgeschick, bedeutend teurer eingekauft zu haben, als ich, und wurden dafür acht

Tage hinter Schloß und Riegel gesetzt. Das war nun durchaus nicht meine Schuld, trotzdem behandelten mich meine Kameraden nach ihrer Entlassung mit offener Verachtung. Das ärgerte mich ungemein und ich faßte den Entschluß, diesen Posten lieber aufzugeben. Doch mein Hauptmann, der mit mir zufrieden war, wollte nichts davon hören und ich mußte zu einem anderen Mittel greifen, um diesen Entschluß zu verwirklichen.

Natürlich hatten wir beim Regimente auch unsere eigenen Aerzte, denen wir wegen ihrer Tüchtigkeit den Titel „Schuhmacher“ gegeben hatten. Eines schönen Morgens meldete ich mich krank, obschon ich kerngesund war, deckte mich bis über den Kopf fest zu und als der Jünger Aesculaps erschien, hatte ich ein so fiebrhaftes Aussehen, daß es ihn veranlaßte, mich als pockenkrank zu erklären, um so eher, als ich einen bedeutenden Hütausschlag schon vorher gehabt hatte. Sofort wurde Befehl gegeben, mich an den richtigen Ort zu bringen, Kleider und Bettzeug zu verbrennen, und in einer halben Stunde befand ich mich schon in dem sich auf einem Hügel befindlichen Spital „Trinita“, inmitten von ungefähr 200 Pockenkranker.

Meinen Zweck hatte ich freilich erreicht, vom Ordinairedienst befreit zu sein; aber der Ort, wo ich mich jetzt befand, war nichts weniger als angenehm. Die langen, schlaflosen Nächte und den langen Tag hindurch hörte man nur das Wimmern und Stöhnen und angstvolle Schmerzensrufe zur Madonna. Der Anblick der in Ledergewand gekleideten und maskirten Wärter, welche tagtäglich über zwanzig Leichen auf eben nicht gar feine Art aus dem Saale schafften, der

täglich erneute Zuwachs von Erkrankten, dieses alles war so fürchterlich, daß ich jetzt noch nicht begreife, daß es mir als 20jährigem Jungen nicht elender zu Mute wurde. Ich habe schon einmal gelesen von steinernen Herzen, ich glaube, das meinige war damals wirklich versteinert, denn Furcht empfand ich durchaus nicht; nicht einmal der Gedanke, daß ich — jetzt so gesund wie der Fisch im Wasser — auch von der Seuche befallen werden könnte, tauchte in mir auf. Sorglos blieb ich auf meinem Lager und dachte dann und wann an unsern findigen Regimentsarzt. Die wenigen Speisen, die ich als Kranker erhielt, wurden gierig verschlungen, reichten aber lange nicht hin, meinen Hunger zu stillen. Der Arzt, der mich täglich zweimal untersuchte, verließ mich jedesmal kopfschüttelnd. Ich ersuchte ihn, meine Portionen zu vergrößern — dieser Wunsch jedoch wurde erst nach Verlauf einer ganzen Woche erfüllt! Zugleich mit Verabreichung von mehr Nahrung erhielt ich auch die Erlaubnis, mein Bett zu verlassen und in dem langen Saale herumzuspazieren. Doch das Bild, welches sich mir darbot, war nicht einladend, darum blieb ich gewöhnlich an dem vergitterten Fenster, nahe bei meiner Lagerstätte, über das Häusermeer der Stadt in den Golf hinausschauend. In der dritten Woche meines Aufenthaltes in diesem Pockensaal hatte ich eines Nachts das Gefühl, als ob jemand mich meiner Barschaft berauben wollte, die sich unter meinem Kopfkissen befand; erschrocken richtete ich mich auf, um zu sehen, was um mich vorgehe, wurde aber bald inne, daß es sich hier um etwas ganz anderes handle. Die Hängelampen schwankten außergewöhnlich hin und her,

ein Klirren und Rasseln in den eisernen Bettstellen war vernehmbar, und deutlich bemerkte ich, daß von den untern Stockwerken des Spitals die Kranken in wilder Flucht hinausstürmten. Bald löste sich das Räthsel: ein starkes Erdbeben hatte Neapel und die Umgegend plötzlich heimgesucht. Wer laufen konnte, stürzte der eisernen Thüre des Ausganges zu, diese war aber verschlossen; schauerlich tönnten die Verwünschungen der zugleich die Madonna anrufenden Kranken. Die Thüre blieb verschlossen, ich kehrte an mein Fenster zurück und konnte von dieser schwankenden Stelle aus beobachten, was unter uns in dem Häusermeer vorging. Von allen Seiten ertönten Alarmsignale, und die Art und Weise, mit denen die Tambouren das Kalbfell schlugen, bewies, daß die Truppen in größter Eile ins Freie zu kommen suchten. Von Zeit zu Zeit vernahm man ein alles übertönendes Krachen, was den Einsturz von Gebäuden bedeutete. Es war eine lange, schaurige Nacht; die Erdstöße wiederholten sich noch oftmals und es war gerade ein Wunder, daß wir nicht in den Trümmern des Spitals begraben wurden. Glücklicherweise zeigte sich an demselben, obschon er auf einem Hügel stand, am folgenden Morgen nur ein großer, senkrechter Riß, nur der linke Flügel war arg mitgenommen. Menschenleben waren keine zu beklagen, da sich die Insassen alle retten konnten.

Unter den Pockenkranken aber hatte der Schrecken dieser Nacht eine größere Zahl als gewöhnlich dem Tode zugeführt. Etwa dreißig vertauschten am folgenden Morgen den Pockensaal mit dem Totensaal.

Als am Ende der dritten Woche keine bösertige Men-

derung bei mir wahrgenommen wurde, hatte ich das Glück, in den Protestantensaal zur Observation befördert zu werden. Warum ich diesen Saal speziell mit diesem Namen bezeichne, bedarf etwelcher Erklärung: Wer nicht katholisch war, wurde von dieser fanatischen Nation einfach als ein Keger angesehen, ohne Unterschied der Krankheit, in einem großen Saale behandelt, und nur die mit geheimen Krankheiten behafteten Katholiken hatten die Ehre, in demselben Saale ihre Heilung abzuwarten. Dennoch waren diese mit einem deutlichen Erkennungszeichen versehen, welches über dem Kopf des Lagers angebracht war. Dieses bestand in Form des Spitalbilletes: „weiß“ für den Katholik, „gelb“ für den Keger. Das stammte wohl aus der Zeit, in welcher die heiligen Väter in Rom verordnet hatten, daß die Juden stets gelbe Abzeichen tragen mußten. Immerhin verursachte mir diese Auszeichnung keine Beschwerden, man lebte in diesem Saale sogar freier als in den andern. Die katholische Geistlichkeit besuchte diesen stets stark besetzten Protestantensaal ungemein fleißig, galt es ja doch, arme, verlorene Seelen zu erretten. Später bemerkte ich, wie noch nicht Genesene hin und wieder aus diesem Saale in den sogenannten goldenen Saal transportirt und daselbst viel besser gepflegt und — im katholischen Glauben unterwiesen wurden. Nach bestandener Prüfung fand dann die Taufe statt, wozu die höchsten Persönlichkeiten sich gerne als Taufzeugen anerbieten. Mancher hatte dadurch gute Stellung erhalten im bürgerlichen Leben.

Die Pockenausdünstung, der ich während so vielen Wochen ausgesetzt war, konnte mir zwar nichts an-

haben, dafür erkrankte ich an Gehirnentzündung. Ein junger Jesuite wich damals kaum von meiner Seite. Durch seine Vermittlung wurde auch ich in den goldenen Saal gebracht und hätte wohl nirgends eine bessere Verpflegung erhalten können, als mir dort zu teil wurde. Die barmherzigen Schwestern gaben sich alle erdenkliche Mühe, meine Schmerzen zu lindern und flehten inbrünstig für mich zur heiligen Madonna. Als nun wirklich Besserung eingetreten war, so daß ich wieder herumgehen konnte, da erschien mein liebes Jesuitchen wieder und glaubte jetzt seiner Beute sicher zu sein. Aber ich hatte ja ein steinernes Herz und alles war umsonst. Doch von jetzt an wurde alles anders; ich erhielt nicht mehr so köstliche Speise, die ärztliche Behandlung hörte auf, aber dennoch wurde ich nicht aus dem Saale entlassen. Ein lieber Kamerad, der schon früher in ähnlicher Lage gewesen war, seinen Glauben aber wirklich abgeschworen hatte, lag ebenfalls krank in diesem Saale. Dieser wurde mein Schutz und rettender Engel. Er riet mir dringend an, ja von den vorgesezten Speisen nichts zu genießen, er werde mich schon mit Nahrung versehen. Ganz verstohlen wurde das mir Vorgeschiedene auf die Seite geschafft, und ebenso heimlich verschaffte er mir andere Kost.

Als der Tag heranrückte, an welchem der Rundoffizier die Kranken besuchte — dieser war glücklicherweise gerade mein Hauptmann — machte ich ihn mit dem Sachverhalt schnell bekannt, worauf er nicht mehr von meiner Seite wich, bis ich die Spitalkleidung mit der Uniform vertauscht hatte und ihm, mit dem Entlassungsbillet versehen, nach der Kaserne folgen konnte.

3. Kapitel.

Portici und Pompeji. — Feldgottesdienst. — Attentat auf Ferdinand II. — Hinrichtung des Attentäters.

Nach abermals einigen Monaten gewöhnlichen Garnisonslebens erhielt das erste Bataillon Befehl, die Garnison in Portici abzulösen, worauf von allen Seiten ein freudiges „Hurrah“ ertönte. Vier Monate lang von Manövern, Exercitien und all dem Kirchendienst befreit zu sein, war eine angenehme Aussicht. Der dortige Dienst bestand in nichts weiterm, als die Sträflinge, welche an den dortigen öffentlichen Bauten beschäftigt waren, zu überwachen. Diese Versetzung hatte ferner für mich einen besondern Reiz, da ich nun in die unmittelbare Nähe des Vesuvus gelangte, und die Stätten, wo dieser feuerspeiende Berg einst so viel Unheil angerichtet hatte, mit eigenen Augen betrachten konnte. Wenn ich nicht durch besonderen Dienst verhindert war, lenkte ich meine Schritte Sonntags dorthin; freilich hatte auch dieses Vergnügen seine Schwierigkeiten; der Weg war von Strolchen belagert, die auf alle mögliche Weise an den Besuchern dieser Stätten Erpressungen versuchten, und es war nicht ratsam, allein oder selbst zu zweien sich nach Pompeji oder Stabia zu begeben; es mußte schon eine kleine Truppe beisammen sein. Leider hatte ich während diesen vier Monaten meines dortigen Aufenthaltes nur zweimal Gelegenheit, meine Schaulust in Pompeji einigermaßen befriedigen zu können, und ein einziges mal hatte ich die Freude, einen Lavaström in nächster Nähe zu sehen. Eine Beschreibung des Gesehenen will ich unterlassen, da jedermann solche schon genügend gelesen haben wird.

Bald rückte die Zeit heran, da wir nach Neapel zurückkehren mußten, und im August 1858 standen wir dort wieder in Reih und Glied. Es war gerade die Zeit, wo die königliche Familie mit den Truppen den Feldgottesdienst abzuhalten pflegte. Dabei waren nicht nur die in Neapel liegenden Regimenter, sondern auch diejenigen aus den benachbarten Städten anwesend. Auf dem ungeheuer großen Marsfelde, etwa eine Stunde von Neapel entfernt, stellten sich alle in geschlossener Kolonne in einem riesigen Carré auf. Im Hintergrund, in der Richtung von Caserta, war das einer Kapelle ähnliche Zelt aufgeschlagen, worin der Gottesdienst für die fürstliche Familie abgehalten wurde. Die verschiedenen kirchlichen Handlungen wurden durch in der Richtung des Zeltes abgegebene Geschüßesalven den Truppen bekannt gemacht. Die erste Salve am Anfang des Gottesdienstes wurde sonach in jener Richtung losgelassen, doch schon die zweite hatte die entgegengesetzte. Es verbreitete sich nämlich unter den Truppen das Gerücht, man sei einer Verschwörung auf der Spur und die königliche Familie stände in Gefahr, niedergeschossen zu werden. Infolgedessen nahm der Gottesdienst einen viel kürzeren Verlauf als gewöhnlich.

Unmittelbar nachher fand die übliche Parade vor Ferdinand II. und seinem glänzenden Gefolge statt. Eine ganze Stunde dauerte der Vorbeimarsch der italienischen Grenadier- und Füsilier-Regimenter. Diesen folgten die Schweizer, voran das zweite Regiment, dann weitere 15 Jäger-Regimenter und den Schluß bildete die Unmasse Artillerie und Kavallerie. Nach dem Defiliren fand der Weitermarsch nach den angewiesenen Cantonne-

menten statt. Unsere Schweizer-Regimenter hatten auf ihrem Marsche soeben den Punkt erreicht, wo die Straße auf eine lange Strecke einen richtigen Hohlweg bildete, als plötzlich das Kommando „Auf rechts und links öffnet euch“ ertönte und unter starker Gendarmeriebedeckung ein gefesselter Fourrier eines der Jäger-Regimenter an unsern Reihen vorbeigeführt wurde. In der That war ein Attentat auf König Ferdinand II. gemacht worden, welche Kunde sich blitzschnell unter uns verbreitete.

Der Attentäter war Führer links einer Kompagnie. Als er auf dem Desfilépunkt ankam, wo sich der Bourbon mit seinem Gefolge befand, sprang er dem König rasch entgegen und wollte auf ihn schießen, doch versagte ihm das Zündhütchen, worauf er zum Bajonettangriff überging. Ein erster Stoß verwundete König Ferdinand II. am Oberschenkel, ein zweiter wurde durch den sich in seinem Gefolge befindlichen Berner Oberst pariert, und der Attentäter konnte sofort dingfest gemacht werden. Dieser Augenblick war für uns Schweizer ein kritischer: denn wäre das Attentat gelungen, wir hätten in diesem Hohlwege, vorn und hinten durch italienische Truppen eingeschlossen, einen bösen Standpunkt gehabt. Das war bereits ein Vorzeichen von dem Sturze der Bourbonischen Dynastie. Indessen ließen die Folgen nicht lange auf sich warten: eine Menge Verhaftungen von Kompromittirten fanden in der Kaserne und unter den Bürgern statt. Das Urtheil für den Attentäter lautete auf Tod durch den Strang und wurde auch baldigst ausgeführt.

Schon in der folgenden Woche erhielten die Schweizer den Befehl, in früher Morgenstunde in sechsgliedrigem

Carré auf dem Richtplatze sich aufzustellen; in dessen Mitte wurde der Galgen aufgerichtet, und das Regiment, zu welchem der Delinquent gehörte, mußte unbewaffnet in dasselbe eintreten.

Inzwischen waren Tausende bemüht, sich eine gute Aussicht auf das Kommende zu verschaffen. Die platten Dächer, Balkone und Fenster waren überall dicht mit Neugierigen besetzt, und mehr und mehr füllte sich der große freie Platz mit Menschen aller Stände. Unter starker Bedeckung erschienen der Delinquent und der Henker. Ersterer wurde vor sein Regiment gestellt, das Urtheil ihm vorgelesen, dann militärisch degradirt und das Weitere dem Henker überlassen.

Unser „Seppli“, wie wir diesen Henker nannten, machte kurzen Prozeß: an Händen und Füßen gefesselt, wie der Verurtheilte war, warf er ihm einen grauen Sack über den Leib und schnürte denselben am Halse zu. Dann wurde der Elende auf einen Wagen gehoben und im Carré herumgefahren, damit das sämtliche Publikum ihn sehen konnte. Am Galgen angekommen, stieg Seppli zuerst auf die Leiter und zog den Delinquenten, der ja keinen Schritt zu thun vermochte, ebenfalls hinauf. Dann befestigte er die um den Hals gelegte Todeschnur an das am Galgen hängende Seil und stieß den schon Halbtoten in die Leere hinaus.

Eine furchtbare Stille herrschte auf einmal unter dieser viele Tausende zählenden Volksmenge; als dann aber der Henker auf den Querbalken hinausstoch und dem Seile entlang dem Hängenden auf beide Schultern stand und niederstampfte, ferner auf die Brust ein

Plakat anhängte, worauf in großen Buchstaben zu lesen war: „Exempio per il popolo“ — da erscholl ein vieltausendstimmiges „Mama mià“, aber auch zugleich das Kommando des Feldmarschalls: „Carré rechts-umkehrt, fällt's Gewehr!“

Es war für uns ein höchst unbehaglicher Moment; glücklicherweise zerstreute sich die Menschenmenge von selbst, denn die eiserne Mauer, welche ihr entgegenstarre, mochte Respekt einflößen.

8. Kapitel.

Scharfrichter, durch uns „Seppli“ genannt. — Dienstzeitroute. Reise via Genua. — Gotthard.

Weswegen wir dem Henker den Namen „Seppli“ gegeben haben?

Seppli, eine kurze, gedrungene Gestalt, schön von Angesicht, war ehemals ein berühmter calabresischer Bandit gewesen: wegen allerlei Heldenthaten wurde er mit anderen Genossen zum Tode verurteilt. Zu der Hinrichtung dieser Verurteilten fand sich kein Scharfrichter — aus Furcht vor der Rache der Briganten.

Damals stand unser Seppli im schönsten Mannesalter, man hielt ihn gerade für das Henkeramt als passend, und auf das Versprechen der Gewalthaber, ihn leben zu lassen, übernahm er das schreckliche Amt und vollzog in selbsteigener Person, jedoch mit einer Maske versehen, an seinen Genossen das Todesurteil. Er wurde alsdann zum Scharfrichter in der Hauptstadt ernannt, welches Amt er seit sechs Jahren schon bekleidete. Da Seppli aber vogelfrei, also seines Lebens nicht sicher war, so wurde ihm seine Wohnung im Staats-

gefängnisse angewiesen, wo er durch „Schweizer“ bewacht wurde. Da Sepplis Beschäftigung meistens nur Nachtarbeit war und seine übrige freie Zeit mit Spazieren im Gefängnishofe zubringen konnte, kam er auch mit diesen „Schweizern“ in Berührung, was zur Folge hatte, daß er nach und nach ihre Sprache und anderes so weit erlernt hatte, um sich ziemlich verständlich, wenn auch nicht gerade geläufig, ausdrücken zu können; im Jagspiel konnte er bald als einer der besten bezeichnet werden. Früher verheiratet, besaß er eine Tochter, „Marietta“ genannt, welche ein Bild von italienischer Schönheit war, und mancher wachhabende Offizier unterhielt sich gar gerne im trauten Stübchen mit Seppli und Marietta.

Vater Seppli war bald ein gemachter Mann, an Arbeit fehlte es ihm nicht und sein Handwerk hatte einen goldenen Boden. Oesters wurden auch gemeine Soldaten zu ihm eingeladen, was dann jedesmal zu einem kleinen Fest wurde. Er liebte es auch, jeden Tag ins Café zu gehen; da aber der nur etwa zwanzig Schritt weite Weg für ihn nicht sicher war, so geleiteten ihn immer vier wachhaltende Soldaten, für welche er dort auch den Bezahlenden spielen durfte.

Oftmals, wenn er bei guter Laune war, veranschaulichte er sein Handwerk an großen Melonen, und bisweilen durften seine Bevorzugten mit ihm durch den unterirdischen Gang gehen, welcher zu der geheimen Richtstätte führte. Dieser Ort befand sich unter dem Außengarten Nr. 7; an dieser Stelle stand ein großes steinernes Kreuz, und wer einmal wußte, was unter diesem Kreuz verborgen lag, der konnte während seines

Wachstehens ganz genau sagen, wie viele um den Kopf kürzer geworden, denn jedesmal war ein schauriges Nachzucken zu vernehmen.

Im Ganzen war Seppli ein gutmütiger Mensch und er würde gar gerne das Weite gesucht haben, wenn sich dazu irgend eine Gelegenheit gezeigt hätte.

Endlich rückte die Zeit heran, mit der meine vierjährige Kapitulation zu Ende gehen sollte, und um mich womöglich länger zurückzuhalten, wurde ich zum Wachmeister befördert. Während meiner Dienstzeit hatte ich sozusagen keine nennenswerten Strafen erhalten, bei einer stehenden Truppe wird man überhaupt nicht hart bestraft. Eines Abends jedoch, als ich die Wache hatte als Unteroffizier, mußte ich mich zum Regimentsgebete auf den Zeitpunkt einstellen, als unsere Kompagnie antreten sollte. Noch war es zehn Minuten vor der Zeit, und ich begab mich schnell über die Straße in eine Locanda, um ein Glas Wein zu trinken. Das ging rasch genug, und als Appell geschlagen wurde, stand ich auf meinem Posten. Der wachhabende Offizier musterte die Kompagnie und machte mir nicht die geringste Bemerkung; doch am folgenden Morgen hatte ich auf dem Regimentsrapport zu erscheinen und erhielt vier Tage Polizeisaal, weil ich beim Abendgebet betrunken gewesen sei. Dadurch wurde mir die Lust benommen, mich aufs Neue zu binden, und zudem hatte mir ein in Ostindien Gedienter so viel von dem dortigen Leben erzählt, daß ich fest entschlossen war, mich dorthin zu wenden. Mein braver Hauptmann gab sich zwar alle Mühe, mich zum Bleiben zu überreden, aber ich blieb fest bei meinem Entschlusse.

Am 15. Januar 1859 schiffte ich mich denn fröhlichen Mutes mit noch weitern zirka 170 Ausgedienten ein und in drei Tagen hatten wir Genua erreicht.

Morgens in aller frühe wurden wir ausgeschifft und hofften mit dem ersten Bahnzug an die Schweizergrenze zu gelangen, was aber erst am späten Nachmittag möglich wurde, da den ganzen langen Tag eine Masse nur einheimischer Truppen in Eilzügen an den Ort ihrer Bestimmung befördert wurde. König Viktor Emanuel war ebenfalls anwesend und grüßte von seinem erhöhten Standpunkt aus jedesmal, wenn ein beladener Zug davonbrauste, worauf ein vielhundertstimmiges „Viva il Rè“ erscholl. Endlich kam doch die Reihe an uns.

In Alessandria, wo wir eine halbe Stunde Aufenthalt hatten, bekam man einen ungefähren Begriff von diesen großartigen Militärverschiebungen. Da wimmelte es im Wartsaal von italienischen und österreichischen Offizieren, die an uns sogleich den Werbedienst ausübten. Eine schöne Anzahl unserer Leute ließ sich verleiten, hatte aber keine Ahnung, daß sie in wenigen Monaten schon an den blutigen Schlachten von 1859 teil zu nehmen hätten.

Die Weiterreisenden verteilten sich jetzt auf die drei Routen: Bernhardin, Gotthard und Splügen, um von da die heimatlichen Stätten zu gewinnen. Per Bahn und Dampfboot ging es weiter dem Vaterlande zu; in Airolo waren wir noch 40 Mann beisammen, welche den Gotthard zu passiren hatten. Wir übernachteten in Airolo, und am folgenden Morgen wurde der Abmarsch so geregelt, daß wir spätestens bis fünf Uhr abends im Hospitz sein konnten. Guten Mutes machten

wir uns auf den Weg, durch den frisch gefallenen Schnee mühsam uns Bahn machend; aber es blieben auf dieser Reise noch andere Schwierigkeiten uns vorbehalten. Unterwegs, in der sogenannten Schirmhütte, wurde nämlich Branntwein verkauft, und trotz aller Warnung ließen sich zwei unserer Kameraden verleiten, davon zu trinken, und wären sie beinahe dem Erfrierungstode zum Opfer gefallen durch ihre Unvorsichtigkeit. Noch etwa eine Stunde hatten wir zu steigen, als diese zwei thörichten Gefährten sich so matt und müde fühlten, daß für sie an ein Weitergehen nicht mehr zu denken war. Wir beschloßen schnell, daß acht Freiwillige bei den Hülflosen zurückbleiben, und die übrigen so rasch als möglich Hülfe vom Hospitz aus holen sollten.

Ich war selber unter diesen Samaritern, und wir hatten die schwierige Aufgabe, diese zwei fast Aufgegebenen womöglich am Leben zu erhalten. Beständig mußten dieselben mit Schnee eingerieben werden, während welcher Prozedur die andern zur Selbsterwärmung herumsprangen.

Bereits war auf uns die Dämmerung herabgesunken, und wir befürchteten schon, daß die abgeordneten Kameraden vom Wege abgekommen oder verunglückt sein möchten, als plötzlich Hundegebell uns die nahe Rettung verkündigte. Hospitzbrüder erschienen baldigst mit einem Handschlitten, auf welche die Halberfrorenen schnell geladen und mit Wein gestärkt wurden. Nach etwa einer halben Stunde lagerten wir uns am traulichen Herdfeuer, freundlichst beherbergt von den wackern Hospitzbrüdern.

9. Kapitel.

Kurzer Aufenthalt in der Heimat. — Anwerbung für Niederländisch-Ostindischen Kriegsdienst.

Nach Genuß eines warmen „Boires“ begaben wir uns zur Ruhe und schliefen fest und sicher bis zum späten Morgen; keiner von uns hatte das Läuten zur Frühmesse, wozu alle eingeladen waren, gehört.

Nach dem Morgenessen nahmen wir von den guten, hülfreichen Brüdern unter den besten Dankbezeugungen Abschied, und in wenigen Stunden hatten wir Flüelen erreicht, von wo bis nach Luzern das Dampfschiff benutzt wurde. Hier zerstückelte sich unsere Truppe von 40 Ausgedienten in viele Teile und es blieben nur noch unser vier beisammen, die den Weg über Zürich nahmen. Dort angekommen, wollte der Zufall, daß Herr Oberst Sulzberger am Bahnhofe war; als er uns in unserer neapolitanischen Uniform erblickte, trat er zu uns heran und rief uns zu: „Wartet nu, ihr Hallunke, i will i scho finde.“ — Mich aber sollte dieser höfliche Offizier dennoch nicht finden! — Ich ging jetzt allein weiter, in meine Heimatsgemeinde, begab mich aber nicht ins Elternhaus, sondern vertauschte die militärische Kleidung vorerst mit einer zivilen und brachte die Nacht in einem Gasthose zu. Am frühen Morgen machte ich dem Grabe meiner lieben, allzu früh verstorbenen Mutter den ersten und einzigen Besuch in der Heimat. Alsdann steuerte ich meinem vorgenommenen Ziele zu.

Um womöglich jede Spur von meinem Hiersein zu verwischen, hatte ich mir vorgenommen, nur eine Strecke weit die Reise zu Fuß zu machen. Alles ging

gut, ich passirte mehrere Ortschaften und war nicht mehr weit von dem Einsteigeziel entfernt, als mir plötzlich jemand entgegentrat, mich eine Weile anschaute und dann ausrief: „So bisch es Du, wo chunst her, wo gascht hi?“ Es war ein gewesener Schulkamerad von mir, der Metzger geworden und nun Dieheinkäufe machen wollte. Ich stellte mich verwundert und erklärte ihm, daß ich nicht der sei, den er glaube zu sehen; er ließ sich aber nicht irre leiten und erwiderte: „Glaubscht jetzt au, me känn di nümme, Du bischt de . . . und mir zwo und min Brüeder händ gar mänge dumme Streich g'macht.“ Als ich überzeugt war, daß man mich nur zu gut erkannt hatte, fand ich es für besser, ihm alles mitzuteilen, nachdem er mir sein Ehrenwort gegeben hatte, niemandem von meinem Dasein und meinen Plänen etwas zu sagen. Das gegebene Wort hat er gehalten und zwanzig Jahre später noch hatte ich Gelegenheit, ihm meinen Dank dafür zu bezeugen.

Der Eisenbahn zog ich nun weiter via Basel nach Lörrach, wo sich die nächste Werbestelle befand, weiter nach Mannheim, wo es wieder Zuwachs gab, dann bis Caub, dem Sitz des eigentlichen Hauptdepots. Nachdem 50 Angeworbene beisammen waren, ging es dann nach Harderwyk in Holland, von wo aus die ostindische Armee ihre Verluste zu ergänzen suchte.

Harderwyk ist ein Städtchen, an der Zuidersee gelegen, und seine Einwohner sind schon seit langer Zeit auf einen Verdienst angewiesen, wie er nur in einer Werbestadt zu finden ist.

Die Angeworbenen hatten sozusagen die Freiheit eines Gefangenen im Städtchen, denn außerhalb des-

selben durfte man sich nicht begeben, und der Unsolide war lediglich auf die vielen Wirtschaften und Easterhöhlen angewiesen. Welche Art von Menschen hier angeworben wurden, davon kann man sich kaum einen Begriff machen, und obschon die Disitation der Ausweispapiere genau genommen zu werden schien, war es ein leichtes, vom Banditen weg Soldat zu werden. Für einige Gulden war es dem größten Verbrecher möglich, sich gute Schriften zu verschaffen.

Die Kaserne bot schon von außen einen düsteren Anblick und von innen sah sie noch viel trauriger aus, so daß ich mich manchmal fragen mußte, wie ist es nur möglich, länger als äußerst notwendig, innert diesen Mauern sich aufzuhalten! Neben dem Detachement, das hier den Garnisonsdienst zu verrichten hatte, gab es noch schon längst Angeworbene, welche sich bereits zwei bis drei Jahre hier aufhielten und zu bestimmten Diensten verwendet wurden. Diese machten sich die Unerfahrenheit der Neulinge zu Nutzen und sorgten dafür, daß der größte Teil Handgeld der letztern in ihre Taschen floß.

Die Korruption unter dem Cadre war großartig; für Geld konnte sich der Angeworbene ihre Gunst erwerben, und es wurde ihm vieles nachgesehen. Im Vergleich zu der strengen neapolitanischen Disziplin verabscheute ich das Leben in dieser Kaserne; obgleich der kommandierende Oberst König, ein Schweizer, sich geäußert, daß er mich in kurzer Zeit zum Wachtmeister befördern würde, wenn ich bleibe, bat ich ihn, mich mit der ersten Schiffsgelegenheit als Gemeiner nach Ostindien zu senden.

Mit Sehnsucht erwartete ich den Tag, an welchem der Transport nach dem Einschiffungshafen abgehen sollte. Neben den Uniformstücken, welche jeder Angeworbene nach bestandener Untersuchung erhalten hatte, wurden jetzt weitere Kleidungsstücke für die Seereise in Empfang genommen, welche nach Anpassung sofort mit der Mannes-Particularnummer versehen und nachher eingepackt wurden. Darunter waren Schiffsmützen, weite, gestreifte, baumwollene Hosen und lange weißkattunene Jacken (Kabaaya), welche letztere erst später in der heißen Zone an die Truppen ausgegeben wurden.

10. Kapitel.

Einschiffung auf dem Segler „Alcor“. — Schiffsunglück.

Am Tag vor der Abreise musterte der Depotkommandant sämtliche Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, 160 an der Zahl, erteilte uns ermahnende Verhaltensmaßregeln für die anzutretende Seereise. Diese wurde damals noch per Segelschiff gemacht und dauerte gewöhnlich fünfzehn Wochen. Zuletzt ließ er einige seit mehreren Tagen schon im Arrest sich befindende, zu unserem Transport gehörende Soldaten gefesselt vor die Front stellen, teilte uns in kurzen Worten mit, was dieselben verschuldet hatten, und daß es sehr gefährliche Personen seien. Dem Kommandanten des Transportes erteilte er noch den Befehl, jene in strengem Verwahrsam zu halten.

Mit lauten „Hurrah“-Rufen ging es endlich zum Städtchen hinaus und befanden wir uns sechs Stunden später bereits in Rotterdam, wo unser Segler vor Anker lag. Die Einschiffung fand sogleich statt, denn bis

am folgenden Tag sollten wir nämlich die Nordsee erreichen.

Es war am 15. Mai 1859, als unter lebhaften Abschiedsrufen und Abschiedswinken der Bevölkerung unser Schiff „Alcor“ mit gutem Winde dem englischen Canal zusteuerte, welchen wir schon nach zwei bis drei Tagen passirten. Bald befanden wir uns im weiten Ocean und nicht lange dauerte es, bis die Seekrankheit bei manchem Einkehr hielt; glücklicherweise hielt mein Magen noch guten Stand.

Die Einteilung eines solchen Transportes an Bord bestand in sogenannten Baaken. Das Zwischendeck des Schiffes wurde nämlich durch 16 Baackisten, in welchen sich das nötige Eß- und Trinktgeschirr, Spiele und anderes mehr befand, in 16 Abteilungen eingeteilt. Diese Kisten waren am Boden des Raumes angeschraubt und je über einer derselben wurden neun Hängematten an der Decke angebracht, welche des Nachts zur Benutzung heruntergelassen und des Morgens wieder hinaufgezogen wurden. Für die Unteroffiziere war ein durch Latten abgeschlossener Raum bestimmt; die Offiziere hatten im Hinterdeck ordentliche Kajüten. Jede Woche wurde abwechselnd ein Mann per Baak für den Corvédienst beordert, welcher hauptsächlich darin bestand, das Essen herunter zu holen, was bei hoher See oft eine sehr schwierige Aufgabe war. Das Reinhalten der Utensilien, die Deck- und Zwischendeckreinigung zc. war für alle obligatorisch. Auch das Selbstwaschen der Wäsche fand in der Woche zweimal statt.

Jede Nacht mußte ein Mann per Baak zur Verstärkung der Wache auf Deck, da die Bemannung aus

Sparsamkeitsgründen der Rheder nur aus sechszehn Matrosen, drei Bootsleuten, drei Steuermännern und dem Kapitän bestand. Alle Tage hatte der Transport einige Stunden Theorie, hauptsächlich in den Signalen, was mir manchmal lächerlich vorkam, da beinahe für die kleinste Bewegung ein solches geblasen oder getrommelt wurde. Später sah ich aber ein, wie nötig dieser Unterricht gewesen war.

Wir hatten wunderschönes Wetter und unser „Alcor“, auf der Seite liegend, flog, von einer scharfen Brise begünstigt, wie ein Pfeil davon. Einige Tage später aber wurden wir von einem fürchterlichen Sturme überrascht, der alle Kräfte in Anspruch nahm. Die schweren Segel einzuziehen und zu bergen, war eine harte Arbeit. Nur einigen Wenigen von uns, welche vom Matrosendienst etwas verstanden, wurde gestattet, oben zu bleiben, um, wenn nötig, Hülfe zu leisten. Die übrigen mußten sich unter Deck begeben, doch blieben die Luken noch offen.

Wir befanden uns in einem sehr ungünstigen Fahrwasser, im Golf von Biskaya. Der Meeresgrund ist so ungleich, daß er neben Stellen von 200 Meter Tiefe sogar solche von 50 Metern aufweist. Infolge dieser Ungleichheit ergoß sich Sturzwelle auf Sturzwelle über unser Schiff, und das Wasser drang durch die offenen Luken in den Schiffsraum. Da hieß es dann „Alles unter Deck“, worauf die Luken geschlossen wurden.

Unser Transportkommandant, voll Mitleid gegen die Gefangenen, öffnete ihnen wegen dem hohen Seegange die Gefängnisthüren, so daß sie in voller Freiheit sich bewegen konnten, wie die übrigen. Das wäre

für uns bald verhängnisvoll geworden, denn wie sich später herausstellte, befanden sich unter ihnen etliche Seeräuber. Diese waren genau unterrichtet, daß der Ballast unseres Schiffes aus lauter gemünztem Golde bestehe und hatten lediglich aus diesem Grunde Dienst genommen, um sich auf hoher See womöglich des Schiffes zu bemächtigen. Zu diesem Zwecke suchten sie die vielen Mißmutigen und Unzufriedenen unter uns auf ihre Seite zu bringen, und ohne ein besonderes Unglück hätte unser Schiff wahrscheinlich Ostindien nimmer erreicht.

Schon die zweite Nacht mußten wir des anhaltenden Sturmes wegen wie begraben unter Deck bleiben, und nur mit größter Mühe konnte etwas Gekochtes verabfolgt werden. Des Morgens in aller Frühe wurden wir auf einmal mit wenigen Ausnahmen von unsern Hängematten herunter geschleudert; ein furchtbares Krachen und Poltern wie von stürzenden Gegenständen betäubte fast unsere Sinne. Die See mußte entsetzlich hohl gehen, wir konnten kaum stehen und wurden beständig von einer Seite zur andern geworfen. Da erscholl plötzlich der Kommandoruf „Alles an die Pumpen“. Jeder suchte jetzt durch die geöffneten Luken nach oben zu gelangen. Da hieß es sich aber festhalten, so gut man konnte, denn die Sturzwellen hatten schon Verschiedenes vom Deck fortgespült. Mit äußerster Anstrengung gelangten wir zu den Pumpen, und nun fing die schwere Arbeit an. Wir wußten noch nicht, was eigentlich geschehen war, denn es herrschte noch tiefe Dunkelheit, und nur weil wir pumpen mußten, vermuteten wir, daß das Schiff wahrscheinlich aufgestoßen und

einen Eck bekommen habe. Die Verzweiflung verlieh uns doppelte Kraft, das monotone Rufen des Bootsmannes „20, 21, 19, 23, 18 Fuß Wasser im Raume“ spornte uns an, und je nach der Zahl, welche er durch das Sprachrohr hören ließ, wurde energischer gearbeitet. Nach und nach hofften wir, der Gefahr Meister zu werden. Der Tag brach an und man konnte wenigstens wieder um sich sehen. Von Masten, Raen war in der Höhe nichts mehr vorhanden, alles lag auf dem Deck oder hing über Bord; die Matrosen waren eifrig beschäftigt, das Schiff von diesen hin- und herschlagenden Trümmern zu säubern. Küche, Stall zc., alles war sauber weggefegt, und wir befanden uns auf einem eigentlichen Wraße.

Auf einmal sahen wir in unmittelbarer Nähe ein anderes Schiff, welches, in den furchtbaren Wellen bald sichtbar und bald unsichtbar, Notsignale gab. Dieses Fahrzeug war es, welches am frühen Morgen beinahe unsere Breitseite eingestoßen und uns aus unsern Hängematten geworfen hatte; nur dem wachsamem Auge unserer Deckwache hatten wir es zu verdanken, daß schnell gewendet werden konnte und wir, anstatt den Stoß zu erhalten, denselben gaben.

Das Bugspriet unseres Schiffes war infolgedessen aber doch dermaßen beschädigt, daß man sich des eindringenden Wassers kaum erwehren konnte.

Aber unser Leidensgenosse war ungleich schwieriger daran. Laut Bericht durch das Sprachrohr bestand seine Ladung aus Steinkohlen. Da seine Breitseite stark beschädigt war, drangen die Fluten ungehindert ein und beschleunigten den Untergang des Fahrzeuges.

Bei dem anhaltenden Sturme und den bergeshohen Wellen war an erfolgreiche Hülfe nicht zu denken, und so mußten wir unthätig zusehen, wie am zweiten Tage nach dem Zusammenstoß das Schiff vor unsern Augen plötzlich versank. Von dessen ganzer Besatzung waren nur zwei Matrosen und zwar auf eigentümliche Weise gerettet worden, von denen wir auch die näheren Mitteilungen über das Unglück erfuhren.

Als der Zusammenstoß stattfand, befanden sich diese beiden in den Raen des Schiffes, wurden aber durch den heftigen Anprall hinunter geschleudert, und kamen merkwürdigerweise auf unser Schiff zu liegen; wenn auch mit gebrochenen Gliedern, waren sie auf diese Weise doch dem Wellengrabe entronnen.

Eaut ihren Aussagen kam das Schiff aus Boston und hatte außer der Besatzung noch einige Passagiere beiderlei Geschlechtes an Bord. Trotz unserer genauen Umschau nach den Verunglückten konnten wir kein lebendes Wesen erblicken, um ihm Hülfe zu bringen. Jede Mühe war umsonst; sie hatten alle an dieser Stelle den Tod gefunden.

Am dritten Tage nach dem Zusammenstoße befanden wir uns in der Nähe der unwirtlichen Küste von Portugal. Die klaffende Wunde an unserem Fahrzeuge war so weit geheilt, daß der Wasserstand im Schiffsraume bis auf 12 Fuß gesunken war. Notmaste wurden erstellt und die nötigen Segel aufgezogen. Das Bestreben des Kapitäns ging einzig dahin, so schnell wie möglich einen sichern Hafen zu erreichen.

Nach Verfluß von 24 Stunden, es war Sonntag Abend, erreichten wir die Mündung des Tajo, aber

ohne Lotse wagte kein Schiff die Barre zu passiren und in den Fluß einzulaufen. Trotz unserer Notsignale erschien kein Lotsenboot. Schuß auf Schuß wurde abgefeuert, zum Zeichen, daß die höchste Not vorhanden sei; doch umsonst, keine Hülfe ließ sich sehen, und waren wir genötigt, die ganze Nacht an dieser felsigen Küste hin und her zu laviren. Endlich am folgenden Morgen wetteiferten mehrere solcher Boote, uns zu helfen. Es stellte sich dann heraus, daß damals in Portugal an Sonntagen keinem bedrohten Schiffe Hülfe geleistet werden durfte, nach dem Gebote „sechs Tage sollst du arbeiten, am siebenten Tag aber sollst du ruhen“. Ob dieses Gebot in solchen Fällen, wo menschliche Leben in Gefahr stehen, wirklich vorgeschrieben war? Hoffentlich nicht! Jedenfalls haben die Ansichten seither etwas christlicher sich gestaltet.

II. Kapitel.

In Lissabon. — Aufruhr an Bord. — Weiterreise mit dem Segler „Bilderdyk“.

Endlich steuerten wir, mit den nötigen Lotsen versehen, dem Ausfluß des Tajo zu, und nach einer Stunde ertönte im Angesicht der Stadt Lissabon das Kommando: „Laßt fallen die Anker“.

Während diesen unsichern Tagen hatten sich die freigelassenen Gefangenen mit den neuen unzufriedenen Gefährten zusammengethan und beschlossen, weil ihr Plan, sich des Schiffes zu bemächtigen, durch diesen Unglücksfall gescheitert war, sofort nach dessen Ankunft zu desertiren. Durch einen der Beteiligten selber wurde aber dem Transportkommandanten der Plan enthüllt: sofort wurden strenge Maßregeln ergriffen.

Es war am 30. Mai 1859, Mittags nach der Mahlzeit, als auf dem Deck plötzlich das Alarmsignal ertönte. Schleunigst begab sich jeder nach dem Alarmplatz zwischen Hinter- und Vordermast; baakweise stellten wir uns in Reih und Glied auf, die Ankunft der Offiziere erwartend. Alsbald trat unser Kommandant vor die Front und erklärte uns, erst in holländischer, dann in französischer Sprache, was für Absichten ein Teil unseres Transportes im Geheimen hege.

Darauf wurden die Kriegsartikel verlesen, welche fast mit jedem Paragraphen den Tod des Fehlbaren verlangten. Durch einen subalternen Offizier wurde Mann für Mann gefragt, ob er jetzt Holländer oder Franzose sei (die Aufrührer waren französischen Ursprungs), und je nach der Antwort fand die Sortirung statt. Die Holländer wurden aufs Hinterdeck gewiesen, die andern blieben anf dem Vorderdeck.

Noch einmal forderte der Kapitän die Aufständischen zum Gehorsam auf, doch ein lautes „Vive la France“, begleitet von weiteren Drohungen, war die Antwort. Rasch wurde die rote Flagge (Aufruhrzeichen) am Hauptmaste entfaltet, Schüsse ertönten vom Hinterdeck und brachten Verwirrung in die Reihen der Aufrührer. Sofort hieß es „rette sich, wer sich retten kann“, denn kaum die Hälfte war entschlossen, Widerstand zu leisten. Da sie keine Waffen hatten, versah sich jeder so gut als möglich mit andern Verteidigungsmitteln und begannen den Kampf gegen die am Hinterdeck Postirten. Auf beiden Seiten gab es Verwundete. Der Rädelsführer, eine herkulische Gestalt, ging seinen Genossen mit wahren Heldenmuth voran. Noch jetzt sehe

ich ihn vor mir, wie er einen ziemlich großen Schleifstein mit übermenschlicher Kraft in unsere Reihen schleuderte, so daß einige das Opfer dieses Wurfes wurden. Auf unserer Seite war nur die Schiffsmannschaft mit Pistolen und altmodischen Gewehren bewaffnet, man hatte es hauptsächlich auf den Rädelsführer abgesehen; Schuß auf Schuß wurde auf ihn abgefeuert, doch er schien gefeit zu sein, und statt ihm wurden seine Gefährten getroffen.

Nach ungefähr einstündigem, für die Aufständischen verhängnisvoll verlaufenen Kampfe, sank endlich der Rebellenführer in die Kniee, und der erste Steuermann, der sich ihm unbemerkt nähern konnte, gab ihm den tödtlichen Schuß. Die übrigen ergriffen die Flucht, suchten sich im Schiffsraume zu verbergen oder über Bord zu springen.

Beim Aufziehen der roten Flagge hatte die portugiesische Hafenswache um unser Schiff einige bemannte Schaluppen auf etwa 300 Meter Abstand auffahren lassen und begrenzte auf diese Weise das neutrale vom aufständischen Gebiet.

Unter denen, welche über Bord sprangen, waren auch zwei Schweizer, ein Deutsch-Berner und ein Genfer. Beide waren tüchtige Schwimmer, denn sie schwammen, trotzdem sie angekleidet waren, wie Fische unter Wasser und tauchten erst auf etwa 100 Meter Distanz wieder auf. Sofort wurden alle Flintenläufe auf sie gerichtet; Schuß auf Schuß fiel, doch erreichten beide unversehrt das neutrale Gebiet, wo der Westschweizer ganz erschöpft den portugiesischen Matrosen sich ergab. Der Deutschschweizer tauchte wieder unter und erreichte nach einer Viertelstunde das Land, die Flucht weiter fort-

sehend. Beide hatten ihr Ziel erreicht. Der Berner schrieb vierzehn Tage später von Genua aus einem Freunde, daß er wohlbehalten dort angekommen sei. Der Genfer ließ sich bei der portugiesischen Marine anwerben und kam jeden Abend mit einigen seiner neuen Kameraden in einer Gondel an unser Schiff heran und erteilte singend unter Mandolinebegleitung seinen einstigen Genossen weitere Ratschläge zur Flucht. Doch war seine Mühe umsonst, denn alle Verdächtigen und am Aufstande Beteiligten waren eingekerkert. Dieser Schiffsdeckkampf kostete unsern Transport drei Tote und zwanzig Verwundete. Die Ersteren wurden eingesargt und, bedeckt mit der holländischen flagge, am Gestade des Tajo der Erde übergeben. Die Verwundeten brachte man im städtischen Spital in gute Pflege, um dann später gelegentlich nach Ostindien befördert zu werden.

Unser Schiff, welches nach genauer Untersuchung für seeuntüchtig erklärt wurde, mußte einer Hauptreparatur unterzogen werden. Zur Unterbringung des Transportes wurde eine alte portugiesische fregatte gemietet. Die Eingekerkerten mußten das Gefängnis auf dem Hafengewachtschiffe beziehen. Auf dem geräumigen Deck unserer fregatte wurde nun jeden Tag exerzirt, Theorie erteilt, Inspektion gehalten; der Transport war infolge des stattgefundenen Aufruhrs einer sehr strengen Zucht unterworfen.

Wir als Ausländer getrauten uns nicht, Gespräche unter einander zu führen, um uns nicht verdächtig zu machen. Aus der weiteren Untersuchung ergab es sich, daß bei weitem der größte Teil der Mannschaft an dem Aufruhr beteiligt war.

Ruhig verrichtete jeder seine Obliegenheiten, um sich nicht bloß zu stellen. So war unser Aufenthalt in dem Hafen von Eissabon keineswegs erfreulich; wenn die Glocken der vielen Kirchen mit ihrem Bim-Bam-Bim nicht etwelche Abwechslung in das stille Getriebe gebracht hätte, würde man sich auf ein Trauerschiff veretzt geglaubt haben.

Während unseres hiesigen Aufenthaltes starb die Königin des Landes. Bei diesem Anlasse sollten wir einmal einen rechten Begriff bekommen von dem Abfeuern der Breitseite einer Fregatte. Sobald die Kunde von dem Hinschiede der Königin sich verbreitet hatte, waren alle Schiffe im Hafen in tiefer Trauer: die Raen wurden gekreuzt und die Trauerflaggen aufgezogen. Die Strandbatterien und Kriegsschiffe hatten Befehl, während der Leichenfeier Minutensalven abzugeben. Unser Schiff hatte 48 solcher altmodischen Kanonen, welche per Minute 24 Schüsse vom Steuerbord und ebensoviele von der Backbordseite abgaben. Es war ein Donnern und Krachen auf diesem Seeungeheuer während vollen sechs Stunden, daß einem Hören und Sehen beinahe verging.

Da unser „Alcor“ mehrere Monate zur vollständigen Reparatur bedurfte, sollte uns ein anderes aus Holland kommendes Schiff zur Weiterreise aufnehmen. Erst am 1. August ließ endlich das Schiff „Bilderdyk“ neben unserer Fregatte die Anker fallen.

Wie man unsern Transport in Holland beurteilte, konnten wir jetzt erfahren. Jede Schaluppe, welche Abteilungen desselben auf das neue Schiff überbrachte, war mit Bewaffneten versehen, und hatte man das

Verdeck des „Bilderdyk“ erstiegen, starrten uns die geladenen Gewehre entgegen.

Die Ueberschiffung ging sehr rasch von statten. Kaum war diese beendigt, wurden die Anker gelichtet, und wir steuerten der hohen See zu; doch kein „Hurrah“ ließ sich hören von unserm Deck, und nur die wenigen Matrosen, welche sich in den Raen befanden, schwangen ihre Mützen.

Unsere Offiziere wurden durch andere ersetzt und man konnte deutlich bemerken, daß, nachdem unser neuer Transportkommandant die Untersuchungsakten genau eingesehen hatte, er von seinen Untergebenen eine ganz andere Meinung hatte, als der frühere Chef.

Der neue Befehlshaber trug einen mir sehr bekannten Namen und ist wahrscheinlich der Sohn eines der früher in Holland zurückgebliebenen Schweizeroffiziere gewesen. Er war ein sehr leutseliger Mann, der bald einen fröhlichen Geist in seine Truppen brachte. Er leitete als Freund des Gesanges selber die von den verschiedenen Nationen zusammen gewürfelten Vereine, die er sich bemühte zu bilden.

12. Kapitel.

Unsere Zeitverkürzung. — Sturm am Cap der Guten Hoffnung.

In kurzer Zeit wurden auf hoher See die verschiedenen Nationalgesänge zum Vortrag gebracht; der neue Befehlshaber leitete nicht nur, sondern wirkte auch praktisch mit: seine gewaltige Bassstimme ertönte beinahe jeden Abend im Schweizerchor. Aber nicht nur der Gesang wurde gepflegt, sondern sogar im Schauspiel wurde alles Erdenkliche geleistet. Auf solche Weise

hatten wir neben den üblichen militärischen Uebungen des Abends in der Regel unsere gemüthlichen Erholungsstunden, und die Zeit wurde uns nie lang. Wir hatten auch Muße genug, um in der tiefen, stillen See unsere Beobachtungen zu machen an den dort lebenden Ungeheuern.

Köstlich war es, zuzusehen, wenn ein Raubfisch sich in der Nähe des Schiffes zeigte, wie die kleinern Meeresbewohner die Flucht ergriffen und die fliegenden Fische emporschnellten, um zu Hunderten auf das Verdeck niederzufallen. Das verschaffte uns auch jedesmal einen Extratschmaus: diese wohlschmeckenden Fische wurden eifrig zusammengerafft und dem Schiffskoch übergeben, der sie dann mundgerecht herstellte.

Unter den Wendekreisen wiederholte sich dieses Schauspiel öfters, und war es jedesmal ein Fest zu nennen, besonders wenn der Schiffskapitän den nötigen Wein dazu spendete..

Die Schnelligkeit eines Segelschiffes hängt natürlich von den Windströmungen ab, doch zwischen den Wendekreisen, wo wir uns gegenwärtig befanden, herrscht meistens Windstille, und wir waren auf ein drei Wochen langes Laviren angewiesen. Daß man nichts als Wasser um sich sieht und der Laie nicht weiß, ob das Fahrzeug vor- oder rückwärts kommt, ist ganz gut, sonst würde einem die Lage noch trostloser erscheinen. Die Schiffsoffiziere beobachteten und studirten ungeduldig jedes am Horizont erscheinende Wölklein, und aus ihren jeweiligen Mienen schöpften wir mehr oder weniger Hoffnung auf baldigen heranbrausenden Wind.

In dieser Hitze und Langeweile wußte man rein

nichts anzufangen; unter dem Deck war es kaum zum Aushalten, und oben, obgleich im Schatten der Segel-
dächer, stand man mit bloßen Füßen auf den erhitzten
Schiffsplanen. Wasser wurde freilich in Masse über
das Verdeck ausgegossen, doch die gewünschte Abkühlung
war nur gering. Wenn der Abend hereinbrach mit
seiner erfrischenden Kühle, wie wurden alle wieder neu-
belebt: auf allen Seiten des Verdeckes hörte man fröh-
liche Lieder ertönen.

Durch das Hin- und Herlaviren war das Schiff,
wenn wir auch kein Land bemerkt und von den azorischen
Inseln Teneriffa und Madeira nichts gesehen hatten, mehr
gegen die südamerikanische Küste hin getrieben worden.

Endlich erhob sich eine tüchtige Brise, und dank
dem hülfreichen Winde erreichte unser Fahrzeug gegen
Ende September die südwestliche Küste von Afrika und
steuerte jetzt dem in weiter ferne sichtbaren Cap der
Guten Hoffnung zu. Während dieser Fahrt ergötzten
wir uns am Anblick einer zu Tausenden zählenden Schar
von Delfinen, welche unserm Schiffe folgten und ihre
wassergymnastischen Künste gratis produzierten.

Je näher das Schiff dem Cap der Guten Hoffnung
zusteuerte, desto stürmischer wurde die See, und mit stark
südlichem Kurs, Afrika kaum mehr erblickend, durchschnitt
daselbe die hügelähnlichen Wellen. Der Kurs wurde
geändert nach Osten zu, und als das Fahrzeug die Höhe
des Cap erreicht hatte, wo sich die Wasser der Südsee,
des indischen und des atlantischen Oceans gegeneinander
aufthürmen, da waren es nicht mehr Wasserhügel, welche
das Schiff durchkletterte — die Hügel waren zu Wasser-
bergen geworden.

Durch verschiedene kleine Gefälligkeiten, welche ich einem der Bootsmänner erwiesen hatte, wurde mir die Begünstigung zu teil, selbst bei hochgehender See auf dem Verdecke bleiben zu dürfen, während meine Kameraden ohne Ausnahme unter Deck beordert wurden. Dabei mußte ich freilich besorgt sein, daß mich die Sturzwellen nicht über Bord spülten, und zu diesem Zwecke wurde ich gewöhnlich durch einen Matrosen am Bugspriete festgebunden.

Hier am Cap der Guten Hoffnung, welches der Seemann das „Matrosengrab“ nennt, ertragen es nur wenige, diesem fürchterlich erhebenden Kampfe der Elemente ins Auge zu schauen. Die Seekrankheit tritt bei der Mehrzahl in gesteigertem Grade auf; ich blieb verschont, und es war mir eine Lust, dieses schrecklich schöne Schauspiel mitanzusehen zu dürfen.

Was schauen auf einmal die Schiffsoffiziere mit ängstlichen Blicken nach einem weißen Punkt am blauen Horizonte? Ein Wölklein ist's, das, sich immer mehr ausdehnend, mit rasender Eile gegen uns heranragt.

Von der Kommandobrücke ertönt ein schriller Pfiff, worauf sich die Matrosen in größter Eile auf die untersten Raen begeben. Durch das Sprachrohr ertönt Befehl auf Befehl, alle Segel zu raffen, und als der Sturm heranbrauste, waren alle diese Schiffslügel geborgen, und nur der oberste, „Gritli“ genannt, mußte dort aushalten, um dem Schiff sichern Stand zu geben.

Ein Sturm in diesen Gewässern ist wirklich etwas schauerliches, aber zugleich erhebendes, und obschon mein Verstand mir riet, unter das Deck zu gehen, blieb ich dennoch oben am Bugspriete angebunden. Die entfesselten

Winde toben und rasen um das Schiff, man glaubt wimmernde Klagelaute zu vernehmen, die indessen nichts anderes sind, als die Durchschneidung der Windströmung durch das Takelwerk. Es wird Abend, endlich gebricht mir der Mut, oben zu bleiben; losgebunden, kroch ich auf Händen und Füßen der Luke zu, welche zum Zwischendeck führt; ich verbrachte aber die Nacht dort unten in größerer Angst, als wenn ich oben geblieben wäre. Die vielen Seekranken boten einen so traurigen Anblick, daß ich mir vornahm, am folgenden Tag auf meinem Verdeckposten auszuharren. Die ersten 24 Sturmesstunden waren vorüber und ich befand mich wieder an meinem alten Platze. Noch immer waren die Elemente im größten Aufruhr und mir schien es köstlich, so mit dem Schiffe aus schwindelnder Höh' in die Tiefe hinunter geschleudert und unter Wasser begraben zu werden, um dann mit demselben langsam emporsteigend von einem neuen Wassergipfel wieder in die unendliche Tiefe zu gelangen. Am besten kann man die Lage, die Bewegungen und Schwankungen des eigenen Fahrzeuges erkennen und begreifen, wenn ein anderes Schiff in einiger Entfernung in Sicht ist, das den gleichen Angriffen ausgesetzt ist.

Nichts schöneres und gewaltigeres gibt es, als eine solche Sturmesnacht, als wenn der Donner rollt, Schlag auf Schlag ertönt, wenn der Blitzstrahl, mit der Spitze in Berührung kommend, das ganze Deck matt erleuchtet und unter gelblichgrünem Glanze der Leitung entlang sich nieder in das Meer verliert. Der treue Begleiter der Schiffe am Cap ist der adlerähnliche Albatros; in Scharen umkreist er dasselbe und die ihm zugeworfenen

Brocken fängt er blitzeschnell auf und mit unfehlbarer Sicherheit erhascht er seine Beute.

Sehr gefährlich war es für die Mannschaft auf den Abort zu gelangen, welcher sich oben an der Steuerbordseite befand. Kriechend mußte der Weg hin und her zurückgelegt werden. Ein Schweizer aus dem Kanton Aargau, sein Name ist mir entgangen, machte den Versuch, den Weg nach der Luke stehenden Fußes zurückzulegen; er wurde von einer Sturzwelle erfaßt und auf Nimmerwiedersehen fortgespült. Unser Kommandant ertheilte in Folge dieses Unglücks strengen Befehl, daß hinfort bei Sturmwetter niemand sich mehr auf dem Verdeck aufhalten dürfe. So hatte diese Herrlichkeit auch für mich ein Ende, aber ich war dennoch zufrieden, wenigstens während dieser drei Tage den Anblick dieses großartigen Naturschauspiels genossen zu haben.

Noch zwei Tage dauerte das Unwetter fort, dann gelangte das Schiff in den indischen Ozean und damit in ziemlich ruhiges Fahrwasser.

13. Kapitel.

Im indischen Ozean. — Ankunft in Ostindien. — Einteilung.

Eine tüchtige Brise brachte uns nach zwei Tagen in den Golfstrom, und begünstigt vom dort herrschenden Passatwinde durchschnitt unser Bilderdyk, ganz auf der Steuerbordseite liegend, die leicht bewegte See. In weiter Ferne erblickten wir von Zeit zu Zeit die Masten fremder Schiffe, doch sehr selten kamen sie uns so nahe, daß wir den Rumpf eines Schiffes zu unterscheiden vermochten.

Nach ungefähr acht Tagen erblickten wir nachts

die wegweisenden Lichter eines Leuchtturmes; der Schiffskapitän erklärte uns, daß es der Thurm an der Insel St. Mauritius wäre und unsere Reise bis zur Sundastraße bei gutem Winde höchstens noch zehn Tage dauern werde. Eines Tages — kein Schiff weit und breit war zu sehen — überraschten uns die herrlichen Töne einer uns unsichtbaren Musikkapelle, wir lauschten denselben alle freudig gespannt. Der Kapitän gab uns darüber abermals freundlich Aufschluß. Er meinte: obschon der Schall sich bedeutend weiter ausbreite auf dem Meere als auf der größten Fläche des Festlandes, sei es doch unmöglich, daß diese Töne aus irgend einem Teil des Landes kämen, da wir noch viel zu weit davon entfernt seien, wahrscheinlich rühren dieselben von einem für uns noch unsichtbaren Kriegsschiffe her. Daß wir nicht mehr weit von dem Lande unserer Bestimmung entfernt sein konnten, schlossen wir schon den folgenden Tag daraus, daß unsere Beköstigung eine wesentliche Veränderung, und zwar eine für uns günstigere erfuhr. Statt Gerstenbrei, Zwieback, Kartoffeln, Bohnen, gesalzenem Fleisch &c. wurden wir jetzt jeden zweiten Tag regalirt mit gedämpftem Reis, gedörtem Fleisch, getrocknetem Fisch und frischem Geflügel, welches genug an Bord vorhanden war. Der Kommandant ermunterte alle, diesen Gerichten nun wacker zuzusprechen; in Indien wären solche die Hauptnahrung, und für den Neuling sei es besser, den Uebergang zu diesen Speisen nicht erst am Lande, sondern jetzt schon vorzunehmen. Das war für mich nichts neues mehr, ich habe schon früh mich an den Spruch gehalten: „Gewöhne dich stets schnell an Landes sitten und Speisen.“

Die wenigen Tage, die wir noch auf dem Schiffe

zubringen sollten, benutzte unser Kommandant in menschenfreundlicher Weise dazu, seinen Untergebenen wohlmeinende und nützliche Ratschläge zu erteilen über das Verhalten in gesundheitlicher Beziehung in diesem fremden Lande. Wir würden z. B. bei unserer Ankunft in Batavia von Früchtenhändlern überstürmt werden, welche die verlockendsten Früchte uns anbieten werden; er möchte uns aber raten, von allen Früchten nur die Banane anzunehmen, da diese allein unschädlich sei für uns im Anfang. Ebenso sagte er: hütet euch bei der Landung euer Angesicht mit dem Flugwasser zu erfrischen, denn dadurch könnte plötzliche Erblindung herbeigeführt werden. So sorgte der wackere Kommandant schon zum voraus auf dem Meere für das Wohlergehen seiner Mannschaft auf dem Festlande.

Zum Schlusse seiner Ansprache berührte er noch die Revolte in Lissabon: Nach Einsicht der Akten sei er zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Vergehen vieler unter uns eigentlich nicht so bedeutend zu nennen sei, und zudem sei unsere Haltung während seines Kommandos eine musterhafte zu nennen; wir sollen der Zukunft nur ruhig entgegensehen, wenn auch Schuldige unter uns sein möchten. Mancher, der mit bangem Herzen der Ankunft entgegenseh, setzte Vertrauen in die Worte dieses braven Mannes, und bald herrschte allgemein eine fröhliche Stimmung unter uns.

Schon am folgenden Abend ertönte der Ruf: „Land in Sicht!“ und gespannt blickte jeder in die ferne. Es waren die Inseln, welche Java im Nordwesten besanken. Der vorgerückten Tageszeit wegen wurde die Einfahrt in die Sundastraße auf den andern Tag verschoben, und

mit beigedrehten Segeln warteten wir auf den Tagesanbruch. Durch die Steuerung getrieben, hatte sich während der Nacht unser Schiff diesen Inselgruppen genähert und als dann morgens 6 Uhr die Sonne die ganze Umgebung plötzlich erleuchtete, boten die vor uns liegenden üppigen Gestade einen bezaubernden Anblick. Mit geschnellten Segeln fuhren wir jetzt in die Sundastraße hinein, links Sumatra, rechts Java; wo das Auge hinschaute, waren die Ebenen, sowie die höchsten Bergespitzen in ewiges Grün gekleidet.

Es war am 30. Oktober 1859, als der Bilderdyk, den Mastenwald auf der Rhede von Batavia durchkreuzend, seine Anker unter dem lauten „Hurrah“ der ganzen Schiffsbevölkerung in die Tiefe rasseln ließ. Kaum war das geschehen, als hunderte von kleinen Kähnen, scheinbar durch Frauen geführt, unser Fahrzeug umlagerten. In gebrochener holländischer Sprache boten sie uns ihre mannigfaltigen Früchte an, doch die Worte unseres Kommandanten waren uns zu gut eingepägt, um solche einzukaufen. Bald erschienen größere Boote zu unserer Aufnahme, und als der Transport aus- und eingeschifft war, fuhren dieselben durch den Kanal, welcher die Rhede mit dem Lande verbindet, der Landungsstation zu.

Endlich standen wir in Reih' und Glied auf dem so lange ersehnten Festlande und wurden von dem dortigen Platz-Kommandanten mit einem kernigen „Willkomm“ begrüßt. Hier erhielten wir nach beinahe sechs Monaten zum ersten male wieder ein Stück Brod und je vier Mann einen Eiter Wein.

Batavia ist kein Garnisonsplatz, diese befinden sich

mehr landeinwärts, und der erste derselben, „Welterreden“, ist eine gute Stunde von der Landungsstelle entfernt.

Ein eigentümliches Gefühl macht sich geltend, wenn man nach längerer Seereise wieder festen Boden unter den Füßen hat, man glaubt noch lange auf schwankenden Brettern sich zu bewegen: der Gang eines jeden ist und bleibt einstweilen noch unsicher. Als dann endlich das Abmarsch-Kommando ertönte, und die Mannschaft in doppelten Rotten einherging, konnte der Zuschauer mit Recht glauben, daß eine Schar wackelnder Gänse daher komme.

Eine schöne Straße, an welcher zur rechten Seite der Fluß „Tjiluwong“ fließt, zur rechten Seite chinesische Landhäuser und europäische Villen sich befinden, führte nach den Kantonnemente — Welterreden. Das siebente, zehnte und zwölfte Bataillon Infanterie lagen damals dort in Garnison und unsere Einteilung ließ nicht lange auf sich warten. Ich kam zur ersten Kompagnie des zehnten Bataillons. Am gleichen Tag mußten sämtliche in Holland erhaltenen Equipirungsstücke abgegeben werden, welche durch solche, in Indien gebräuchliche ersetzt wurden. Dann folgte die Bewaffnung und am folgenden Tage schon war man dem Drillmeister in die Hände geliefert. Mit mir hatte der Instruktor nicht viel Arbeit, denn ich wurde schon nach fünf Tagen auf die Wache beordert.

Das Bataillon, zu dem ich nun gehörte, war vor wenigen Wochen äußerst dezimirt vom Kriegsschauplatz in Celebes zurückgekehrt; die in den Kasernen weilenden Truppen waren meistens kränklich, viele davon

mußten in das Spital verbracht werden. Dieses in solch mißlichem Zustande befindliche Bataillon hatte darum auch keinen Dienst zu thun. Täglich erschienen verschiedene Aerzte und verschrieben ihre heilsamen Tränkelein, Pulver und Pillen; weil aber dieses Korps so schnell wie möglich in vollzähligen Stand gestellt werden mußte, bedurfte es täglicher Zuzüge aus anderen Garnisonen. Ein solches Bataillon besteht aus sechs Kompagnien von je 118 Mann Stärke. Die beiden flank-Kompagnien sind europäischer, die des Centrum's indischer Nation angehörig.

14. Kapitel.

Kasernen und deren Insaßen. — Opiumrauchen und folgen.

Die Kasernen waren einstöckig, wie diejenigen in Palermo, aus Stein erbaut, jede Kompagnie für sich abgeteilt und etwa 50 Meter von einander getrennt. Der Zwischenraum war mit schattenreichen Tamarindenbäumen besetzt. Die Unteroffiziere hatten je zwei Mann zusammen ihre Räumlichkeit an den beiden flanken der Kasernen, wo sich auch die Kompagniemagazine und die Bureau's befanden.

Die Mannschaft dieser ersten Kompagnie bestand aus allen Elementen der Welt. Man konnte holländisch, deutsch, französisch zc. sprechen hören. Das Cadre rekrutirte sich größtenteils aus Leuten holländischer Nationalität, welche sich meistens nur in ihrer Muttersprache ausdrücken konnten. Begreiflich war bei einer solchen Kompagnie die Stellung eines Feldweibels keine beneidenswerte, der sich allen diesen verschiedenen Nationen verständlich zu machen hatte. Meine Sprachenkenntnisse

kamen also hier zur richtigen Geltung; sobald er davon Kenntnis bekam, mußte ich ihm als Dolmetscher dienen; ich wurde daher zu diesem Zwecke in seine Nähe, in das Kompagniemagazin plazirt.

Das Nachtlager der Europäer bestand aus eiserner Bettstelle, Strohsack, Matraze, Kopfkissen und wollener Decke; dasjenige des indischen Militärs in je für zwei Mann berechneter, aus einer auf zwei hölzernen Böcken liegender Tischplatte, sog. Schlaftafel, einer Schilfmatte, Kopfkissen und wollener Decke. Die Länge einer indischen Bettstatt betrug 2 Meter, die Breite 1,5 Meter und je zwischen zwei Tafeln war 25 Centimeter Zwischenraum. Der Raum unter diesen Schlafstellen war für die Familienglieder bestimmt.

Da den indischen Militärs die Ehe erlaubt war und in Bezug auf das Konkubinat bei den Europäern man nicht allzustrenge Grenzen zog, so befanden sich bei einem solchen Bataillon eine Unmasse von Frauen und Kindern, welche, wenn dasselbe auf einem Feldzuge sich befand, in der Garnison zurückblieben und unter dem Befehl einiger Offiziere und Unteroffiziere standen. Aus ihrer Mitte hatten sie ohnedies noch weitere Vorgesetzte zu wählen und meistens wurden Frauen der Cadre-Mannschaft dazu ernannt. Die Beföstigung eines solchen Frauenbataillons wurde auf Rechnung der Regierung geliefert.

Der Zutritt in die Kaserne bei Tage war aber diesen Frauen und Kindern nicht gestattet, dafür waren in unmittelbarer Nähe große offene Schuppen zu ihrer Verfügung gestellt; man nannte solche „Warrong“ (Verkaufsstellen), denn dort wurden alle möglichen indischen

Landesgerichte gefocht und gebraten, welche sich der indische Militär neben seinem Ordinaire für Geld verschaffen konnte. Während des Tages lagerten sich die zu hunderten zählenden Frauen und Kinder der Bataillone. Abends sechs Uhr hielten dieselben ihren Einzug in die Kaserne, und man kann sich unmöglich ein Bild machen von dem alsdann sich darbietenden Chaos. Man sah auf den Schlaftafeln liegende, mit gekreuzten Beinen sitzende Gestalten, mit Rauchen, Tabakkauen u. s. w. beschäftigt. Unter diesen Schlafstellen war der Raum durch Tücher von einander geschieden, wo sich die zusammengehörenden Familienglieder befanden. Hunderte von kleinen Lampen beleuchteten den Raum, welcher durch das Lärmen der Erwachsenen, das Kreischen der Kinder zum reinsten Zigeunerlager ausartete.

Um zehn Uhr, als das Signal „Licht aus“ kaum geblasen war, verschwand die ganze Illumination und nur die vier Sektionslaternen erleuchteten spärlich den Raum. Das Getöse nahm allmählig ab und eine Viertelstunde später, nach dem stillen Appell* durfte sich niemand mehr rühren. Das Cadre bei einer solchen Centrum-Kompagnie bestand zur Hälfte aus Europäern und zur Hälfte aus Indiern.

Ob schon das Opiumrauchen strengstens verboten war, so wurde dasselbe doch in und außer der Kaserne im geheimen getrieben. Das indische Cadre, welches diesem höllischen Genuße vielfach sich hingab, wurde sehr nachlässig beaufsichtigt, deshalb erhielt das euro-

* Der „Stille Appell“ will sagen: Offiziere und Unteroffizier der Wache sind überzeugt, daß die Soldaten zur Ruhe sich begeben haben.

päische Cadre den unangenehmen Auftrag, ein wachsameres Auge auf dieses Laster zu halten. So verstohlen und geheim das Opiumrauchen auch betrieben wurde, konnte doch mancher ertappt werden und erhielt dann schwere Strafe. Die Soldaten von der Insel Java waren gutmütiger Art und ertrugen die auferlegten Strafen mit der größten Ruhe, doch diejenigen von den Inseln Celebes, Madura zc. waren heftiger Natur. Im Gegensatz zum Javaner, von gedrungener Gestalt und mit affenähnlichem Gesicht, waren Jene schön gehaute Leute, der armenischen Rasse ähnlich. Sie hatten aber ein rachsüchtiges Blut, und mancher europäische Graduirte mußte den gemachten Rapport mit seinem Leben bezahlen. Eine Kugel, der vergiftete Dolch, mit Gift gemischte Speisen und Getränke, das waren die Mittel, mit welchen diese Pflichtgetreuen ins Jenseits befördert wurden. Selten konnte der Mörder ausfindig gemacht und zur Verantwortung gezogen werden. Im andern Falle war er natürlich dem Tode verfallen; doch der Indier macht sich nichts daraus, weil ihm nach seinen religiösen Begriffen die Auferstehung gesichert ist, und er nach drei Tagen mächtiger als zuvor weiterleben wird. Vom Kopf bis zum Fuß mit Blumen geschmückt ging der Deliquent mutig zur Richtstätte und es war eine Seltenheit, wenn er nicht selber „Feuer“ kommandirte. In Folge dieser häufig vorkommenden Mordthaten nahm die Wachsamkeit des europäischen Cadres ab und man drückte stillschweigend ein Auge zu.

Das Opiumrauchen nahm seinen ungehinderten Fortgang, es war ja auch nicht möglich, dasselbe auszurotten; denn erstens war der Opiumhandel ein Re-

gierungsmonopol und zweitens konnte jeder, wenn sich in den Kasernen keine Rauchgelegenheit darbot, im Lager solche zur Genüge finden, indem dort öffentliche Opiumrauchsäle in Menge existirten.

Der Fanatismus macht nicht selten diese Menschen zu vielfachen Mördern. Um Allah, ihrem Gotte, eifrig zu dienen, glauben sie möglichst viele Menschen ins Jenseits befördern zu müssen. Ist dieser Gedanke einmal bei ihnen zur fixen Idee geworden, so wird er auch zur Ausführung gebracht. Mit Dolch und Lanze bewaffnet, begeben sie sich dann in irgend eine abgelegene Raucherhöhle, um sich dem Opiumgenuß solange hinzugeben, bis ein gewisses Betäubungsstadium erreicht ist; dann stürzen sie hinaus, in rasender Eile durch die belebtesten Straßen rennend: arglos fällt mancher unter ihren Stichen. Schmurgerade ist der Lauf eines solchen Fanatikers; Personen, nur einige Schritte außer der Linie sich befindend, bleiben verschont. Doch ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts mordet er, einem tollen Hunde gleich, alles, was ihm in seinen Weg kommt. Die indische Polizei ist freilich bemüht, solcher Wütenden habhaft zu werden, doch gelingt es oft erst nach einigen Stunden. Der eingebrachte Mörder wird, wenn er sich nicht selbst entleibt hat, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Zinn-Minen auf der Insel Banka verurteilt. Es ist dies eine harte Strafe, denn, obschon im übrigen frei, die Gewinnung des Zinnes, welche einen kleinen Profit für die Sträflinge abwirft, hat einen schlimmen Einfluß auf ihre Gesundheit, und die meisten siechen allmählig dahin. Zur Ueberwachung dieser Verurteilten genügt ein Detachement von 25 Mann, die monatlich abgelöst

werden müssen, weil ein längerer Aufenthalt auch diesen gefährlich würde.

Das einzige Vergnügungslokal der Europäer war die Militärkantine; das Karten- sowie auch das Billardspiel dienten zur Unterhaltung. Das Hauptgetränk, welches sich der Soldat dort für wenig Geld kaufen konnte, war der holländische Genièves. Wein und Bier, letzteres die Flasche zu zwei Franken, indischer Arak und verschiedenartige Limonaden waren ebenfalls erhältlich. Da aber nach Abzug des Ordinaire dem Gemeinen täglich nicht mehr übrig blieb als höchstens 50—55 Centimes, so war dieser lediglich auf Spirituosen angewiesen.

15. Kapitel.

Unser schönstes Vergnügen. — Expedition nach Boni, Celebes.

Die Deutschschweizer sowie die Deutschen aus den verschiedenen Ländern wußten sich selbst ein besseres Vergnügen zu verschaffen. Zwei Mal in der Woche wurden die Abendstunden dem Gesang gewidmet und bald bestand in Weltevreden ein stattlicher Gesangverein von etwa 150 Aktivmitgliedern. Volks- und Kunstgesang wurden tüchtig eingeübt, und unter den Offizieren und Bürgern erwachte der schöne Gedanke, diesen Verein nach Kräften zu unterstützen. Oftmals hatten wir auch Gelegenheit, uns Nächts hindurch in den Villen Batavias und Umgebung vor zahlreichem und vornehmem Publikum hören zu lassen. Bei einer solchen Einladung wurde man stets auf das allerbeste bewirtet, und die Vereinskasse vermehrte sich zudem noch um 400—600 Franken. Unser Vereinsvermögen vergrößerte sich auf diese Weise schnell, und da wir keine andern Ausgaben hatten als

für Musikalien, so waren wir bald in den Stand gesetzt, uns Streich- und Blasinstrumente anzuschaffen; damit konnten wir schon großartiger auftreten. Die deutsche, holländische und selbst die italienische Oper verschmähten es nicht, uns mitwirken zu lassen, ja sogar der katholische Kultus engagirte uns für wichtige Festlichkeiten.

Die Sänger waren aber auch bei ihren Kompagnien wertgeschätzte Leute, beim Ausmarsch bestand der erste Zug aus solchen Singvögeln, die abwechselnd mit Musik und Tambouren ihre Marschlieder ertönen ließen. Niemals hätte ich geglaubt, daß ich in meinem Leben eine ganze Nacht Tanzmusik singen sollte, wie es nun wirklich der Fall war.

Eines schönen Tages erhielten wir zu diesem Zwecke eine Einladung auf eine der nahen Villen. Zur bestimmten Stunde erschienen wir dort und wurden in einen großen Saal geleitet, in dessen Mitte lange Tische sich befanden. Kein männliches Wesen war zu sehen, nur die jugendlichen malaischen Dienerinnen luden uns ein, Platz zu nehmen und den reichlich vorgesetzten Flaschenweinen und den Manila-Cigarren zuzusprechen. Wir ließen uns dies nicht zweimal sagen und thaten wir uns recht gemütlich dabei.

Nach etwa einer halben Stunde erschien die Herrin des Hauses, eine freundliche junge Dame, und teilte uns mit, was wir eigentlich zu thun hätten. Unsere Aufgabe war: eine Damengesellschaft die ganze Nacht ohne Unterbruch mit Tanzgesang zu unterhalten. Unser Dirigent begriff sofort das Schwierige dieses Ansuchens, war aber nicht destoweniger bereit, demselben zu entsprechen und den Wunsch der Damen zu erfüllen; alsdann teilte

er uns ein in drei Gruppen von je 50 Mann und bald machten wir uns an die etwas sonderbare Arbeit.

Es dauerte gar nicht lange, so wimmelte es von hunderten reizender Schönen, die tanzbegierig unserer Musik harreten. Auf ein Zeichen der Festgeberin ertönte in mächtigen Klängen die vom ganzen Verein gesungene Polonaise und es bewegten sich die Pärchen fichernd und lachend um uns herum. Dann folgten die übrigen Tänze, immer ablösungsweise gesungen, so daß die einen ausruhen und sich erholen konnten, während die andern gleich nach Schluß mit einer neuen Tanzweise einfallen mußten. Dieses tolle Treiben, Singen und Tanzen dauerte fort bis morgens vier Uhr. Bei aller Lustbarkeit ärgerte es doch manchen von uns, nicht einmal ein Tänzchen mit einer dieser Holden machen zu dürfen.

Das Honorar für diesen Abend war das höchste, das wir je erhalten hatten; die Herrin des Hauses überreichte dem Dirigenten zehn Stück Hundertgulden-scheine, und wenn man dazu rechnet, was wir alles an Wein, Konserven, Cigarren, feinen Fleischsorten zc. konsumirt hatten, so mag es die Festgeberin eine hübsche Summe gekostet haben. Doch für Millionenleute ist solcher Spaß ja eine Kleinigkeit.

Zu Ostern 1861 waren wir eingeladen, in der katholischen Kirche eine neue Messe zu singen. Dazu erforderte es drei Monate Studium; wohl noch niemals war in diesem Gotteshause von solch mächtigem Chor gesungen worden, und der liberale Bischof bezeugte uns seinen außerordentlichen Dank mit besonders innigen Worten.

Ich nenne den Bischof darum liberal, weil er nach

dem Gottesdienste uns in freundlicher Weise zu sich einlud und uns mit Thee und Gebäck bewirtete und dabei seine Entschuldigung vorbrachte, weil wir hätten Zeugen sein müssen von dem Verlesen der päpstlichen Bulle Pius des IX., worin er über die Andersgläubigen, zu denen ja die meisten von uns gehörten, auf nicht zarte Weise heruntergedonnert habe.

Alles dies hätten wir freilich gewiß nicht erreicht, wenn wir unter den Offizieren nicht unsere Schutzherrn gehabt hätten. Es waren dies in Holland geborene Schweizeröhne, welche die Freude am Gesang schon von ihren Vätern geerbt hatten und die uns von großem Nutzen waren. Noch jetzt spreche ich ihnen meinen herzlichsten Dank aus. Natürlich konnte man solch ein angenehmes Leben nur in Friedenszeiten führen, sobald Kriegerunruhen sich zeigten, war es damit zu Ende, da der eine dahin, der andere dorthin versetzt wurde.

Einen Punkt muß ich noch berühren, von dem ich indessen ganz abgekommen bin, nämlich das Loos der Gefangenen und Verwundeten in Lissabon. Ungefähr vier Monate nach unserer Ankunft in Batavia brachte ein holländisches Kriegsschiff diese Unglücklichen ebenfalls nach Ostindien, wo ihr Absteigequartier wieder das Gefängnis war. Die Untersuchung über den Aufruhr war bald beendet, da ja unser zweiter Transport-Kommandant schon auf der Seereise genügendes Material dazu gesammelt hatte. Das Urteil ließ nicht lange auf sich warten und lautete: fünf, zehn, bis fünfzehn Jahre Zuchthaus; das war das Loos der Hauptpersonen, die weniger Schuldigen wurden so rasch als möglich nach Borneo spedirt, wo sie im Kriege gegen die „Dayak“

verwendet wurden. Die meisten wurden das Opfer tödtlicher Krankheiten, oder fielen durch vergiftete Pfeile und Lanzen. Nach meinen späteren Nachforschungen waren im Jahre 1862 kaum noch die Hälfte von den 150 Mann am Leben.

Wie schon früher bemerkt, mußte das zehnte Bataillon damals unverrichteter Sache von der Insel Celebes zurückkehren, und man war immer der Meinung, dasselbe werde nächstens die erlittene Schlappe wieder gut zu machen suchen; doch das Kriegsdepartement hatte das siebente Bataillon und ein zweites von der Stadt Soerabaya dazu beordert. Da bei einem solchen Bataillon sich immer eine Menge Kranker vorfanden, so wurden die Lücken durch die in Garnison bleibenden Bataillone ausgefüllt und somit wurde auch meine Person dieser Expedition zugeteilt. Nach ein paar Tagen marschirten wir wohlgenut dem Hafen zu und schifften uns unter den besten Wünschen der Zurückbleibenden fröhlich ein. Diesmal ging die Fahrt per Dampfschiff und in sechs Tagen hatten wir die Ostküste von Celebes glücklich erreicht. Unter dem Schutze eines anhaltenden Granatfeuers, das den Feind in Respekt hielt, wurde ausgeschifft und sogleich an der vorderen Redoute, welche unser Stützpunkt sein sollte, zu arbeiten angefangen. Das andere Bataillon kam erst zwei Tage später an. Die erste Nacht auf celebianischem Boden war eine unruhige, fortwährend belästigten uns die kühnen Boginesen. Erst bei Tagesanbruch konnten wir diesem Feinde ins Auge schauen, welcher, beritten, ohne Sattel, ohne Zügel, zu zweien auf einem Pferde, mit Todesverachtung gegen unsere Reihen heranstürmte, seine sichertreffende Lanze

warf und mit Windeseile verschwand. Mancher von uns fiel, doch auch der Feind hatte starken Verlust. Vier Kompagnien des Bataillons schwärmten jetzt in Tirailleurslinie aus, und jeder Mann war sozusagen auf sich selbst angewiesen. Der Kommandirende bezweckte dadurch, die Stellung des Feindes zu überflügeln, welches Vorgehen aber nicht den gewünschten Erfolg hatte. Unser Gegner glaubte schon, ein leichtes Spiel zu haben und rannte übermütig auf unsere Linie ein, da ertönte plötzlich das Signal „Gruppenformiren“ und auf einmal standen wir je zu vier Mann im Gefecht. Der eine, welcher dem Feinde zugekehrt war, feuerte, die drei anderen luden und wechselten die Gewehre, so daß ein beständiges mörderisches Feuer den Feind in Respekt hielt. Von Zeit zu Zeit wurden andere Signale gegeben, z. B. Linkschwenken, Vorwärtsmarschiren, Laufschritt zc., und alle diese durch den Stabstrompeter uns zugeschmetterten Befehle gelangten ohne weiteres Kommando zur Ausführung.

16. Kapitel.

Der Nutzen einer gründlichen Signaltheorie. — Besudlung des Schweizernamens.

Bei dieser Gelegenheit bekam ich denn auch den richtigen Begriff von der Nützlichkeit der erhaltenen Signaltheorie, die mir seiner Zeit so überflüssig geschienen. Trotzdem unser wohlgezieltes Feuer manchem Boginesen vom Pferde half, gelang es diesen dennoch an einigen Stellen die Linie zu durchbrechen, weshalb wir Ueberfälle von vorn und hinten abzuwehren hatten. Dadurch entstand ein Kreuzfeuer, welches, verstärkt durch dasjenige

unserer Reserve, leider einigen der unsrigen zum Verderben gereichte. Die Absicht des Feindes, unsere Stellung zu zersplittern, war vereitelt, und unter schweren Verlusten mußte er sich zurückziehen. Der folgende Tag ging ohne weitere Belästigung vorüber, und wir konnten unter den Klängen unserer Musik an der Redoute fortarbeiten. Am nächsten Morgen erschien der Feind wieder mit frischem Zuzug, und hätte das andere Corps, welches in der Nacht gelandet war, sich nicht mit uns vereinigen können, so hätte dem siebenten Bataillon wahrscheinlich die letzte Stunde geschlagen. So aber wurde die feindliche Macht gänzlich geschlagen, und in wilder Flucht, ihre Gefallenen zurücklassend, war sie bald unseren Augen entschwunden.

Die halb erstellte Redoute mit etwa 100 Mann Besatzung unter den Schutz der Schiffsgeschütze stellend, suchten wir nun die Residenz des Sultans von „Boni“ zu erreichen. Durch unwegsames Terrain und Urwald, den Weg mit dem Klappmesser in der Hand bahrend, marschirten die Kolonnen landeinwärts.

Der Feind that sein möglichstes, durch Scheinbewegungen uns von der Richtung abzubringen, allein umsonst. Die eingebornen Kundschafter mußten, ob sie wollten oder nicht, ihrem gegebenen Worte treu bleiben, und nach drei Tagen angestrengten Marsches erreichten wir die Spitze eines Hügels, von wo wir den aus Bambus erbauten und gut verstärkten Hauptort der Feinde erblickten.

Unser Kommandant, vermutend, der Feind werde sich bei der Erstürmung aufs äußerste verteidigen, ließ uns auf diesem Punkte bis zum andern Tage rasten,

damit wir neugestärkt an die schwere Arbeit geben könnten. Mit frischem Mut, unter Musik und Gesang ging es dann dem Ziele entgegen, doch nach etwa zweistündigem Marsche erschienen Parlamentäre des Sultans, welcher seine Unterwerfung und als Garantie sechs Persönlichkeiten seiner Familie anbieten ließ.

Die Unterhandlungen nahmen einen günstigen Verlauf, und unser Bataillon, welches zuerst in den Kampf verwickelt gewesen war, konnte unter Mitnahme der Geiseln wieder nach den Schiffen abmarschiren, das andere Corps dagegen blieb zur weiteren Observation zurück.

Mit einem Verluste von ungefähr 60 Mann bezogen wir unsere schwimmenden Kasernen und befanden uns bald auf hoher See. Stürmisches Wetter hatten für unsere Kranken und Verwundeten bedenklichen Einfluß, und einige von ihnen bekamen Java nicht mehr zu sehen. Ihr Grab war der tiefe Meeresgrund. Nach zehn Tagen ankerten wir auf der Rhede von Batavia, wo die dort gebliebenen Truppen uns mit lautem Jubel empfangen.

Unsere Aufgabe, die Unterwerfung des Sultans von Boni, hatten wir in kürzester Zeit gelöst. Ich mußte wieder zu meinem Bataillon zurückkehren, und das Garnisonsleben nahm seinen gewohnten Fortgang.

Während unserer Abwesenheit waren einige neue Transporte aus Europa angekommen, die zum größten Teil aus Schweizern bestanden. Jede Woche brachte neuen Zuzug, meistens Landsleute von den entlassenen Truppen der neapolitanischen Schweizerregimenter, die schon mehrere Monate in Holland stationirt gewesen

waren. Die vorhandenen leeren Kasernen füllten sich allmählig und man mußte zu den offenen Schuppen Zuflucht nehmen, um alle diese Truppen unterzubringen. Die Unzulänglichkeit der Unterkunftsorte, sowie die fremde Beköstigung und Behandlung erweckte bei diesen schon gedienten Soldaten Unzufriedenheit und sogar Haß gegen ihre neuen Brotherren, und das war schon der Keim eines künftigen Aufstandes.

Nach wenigen Wochen waren diese Zuzüge bei den verschiedenen Bataillonen auf Java eingeteilt und nur wenige wurden auf die andern Inseln, welche nur schwache Besatzung hatten, versetzt.

Meine Landsleute bei der Kompagnie betrachteten mich mit einigem Mißtrauen, wozu sie mein häufiger Verkehr mit dem Feldweibel veranlassen mochte, deshalb konnte ich in keine näheren Beziehungen zu ihnen treten. Ahnungslos, wie ich war, entging mir aus diesem Grunde das Vorbereiten von etwas außergewöhnlichem und stellte ich mich ganz außerhalb der nun folgenden Vorgänge.

Eines Nachts, ungefähr um elf Uhr, wurde ich durch ein geheimes Flüstern in der Nähe meiner Bettstelle aufgeweckt. Neben mir lag ein gewisser Sch . . . , gebürtig aus einem meiner Heimat nahe gelegenen Dorfe. Es war ein achtzehnjähriger Jüngling, von Beruf Graveur. Er hatte in der kurzen Zeit seines Hierseins schon mehrmals Offerten erhalten, heimzukehren und seinen Beruf daselbst zu betreiben, wobei ihm genügend Arbeit und Loskauf vom Dienste zugesagt wurde.

Ogleich unsere Kameradschaft seit ganz kurzer Zeit datirte, machte er mir dennoch Mitteilung von dieser Angelegenheit, verschwieg aber seine aktive Beteiligung

an der Verschwörung in Weltevreden, zu deren Haupt er sich aufgeworfen hatte. Da ein Zurücktreten in dieser Sache für ihn unmöglich war, konnte er diese günstige Gelegenheit, sich selbständig zu machen, natürlich nicht ergreifen.

Während dieser Nacht sollte der Anfang des Auf-
ruhrs stattfinden, alle Beteiligten hatten die Ordre, sich
zum Abmarsche bereit zu halten. Sch . . . mußte sich
die Sache wohl noch einmal überlegt haben, denn anstatt
sich seinen Genossen anzuschließen, blieb er auf seinem
Lager. Da erschien plötzlich einer der Verschwornen; er
wollte den scheinbar Schlafenden wecken; dieser sträubte
sich dagegen, und wie ein Blitz zuckte plötzlich der Dolch
in der Hand seines Genossen. Ein Schrei aus meinem
Munde mußte denselben erschreckt haben, denn nicht in
dem Körper des Sch . . . , sondern neben ihm im Strohsack
stach das Mordinstrument. Der Thäter ergriff die
Flucht, um sich seinen wartenden Genossen anzuschließen.
Sch . . . ersuchte mich, darüber zu schweigen, und da es
schien, als ob niemand den Vorfall bemerkt hätte, war-
teten wir stille den Morgen ab.

Es stellte sich beim ersten Appell heraus, daß von
unserer Kompagnie etwa 20 Mann fehlten, und als
ähnliche Rapporte auch von den andern Kompagnien
gemeldet und die Waffen vermißt wurden, schöpfte
man Verdacht, daß etwas Ungewöhnliches im Anzuge
sei. Eine weitere vorgenommene Visitation bei sämt-
lichen europäischen Kompagnien ergab, daß alle Patron-
taschen ihrer Munition beraubt und die Mehrzahl der
fehlenden Schweizer waren. Im Laufe des Tages er-
hielten wir die Nachricht, daß die Aufrührer, etwa

70 Mann stark, gegen den Berg „Gedeh“ marschirten und in betrunkenem Zustande Schüsse auf die Bevölkerung abgegeben hätten. Die indische Polizei, sofort alarmirt, war bald an Ort und Stelle, und wurde diesen Betrunknen gegenüber leicht Herr der Situation.

Der ganze Aufstand muß als tollkühnes Unternehmen aufgefaßt werden, da die meisten Teilnehmer mit Land, Leuten und Verhältnissen gänzlich unbekannt waren. Wie die alten Schweizer in der Heimat, wenn sie gemeinsam etwas unternahmen, auf ihren Bergeshöhen Feuer lodern ließen, so sollte auch da am bestimmten Tag und Stunde das Revolutionsfeuer angezündet werden. Zu diesem Zwecke hatte sich die Meutererabteilung von Weltevreden aufgemacht, um dieses Vorhaben auszuführen, war aber durch übermäßigen Genuß von holländischem Genièver unfähig geworden, die erhaltene Ordre zu erfüllen und fiel unverrichteter Sache der Polizei in die Hände.

Obschon das Feuerzeichen auf dem Berge Gedeh durch die Gefangennahme der Verschwörer von Weltevreden nicht emporleuchten konnte, so brach der Aufstand auf zwei Garnisonsplätzen der Insel Java dennoch aus, wenn auch nicht zu gleicher Zeit. Die Garnisonen „Wilhelm I“ und „Samarang“ sollten gemeinsam miteinander vorgehen; erstere rückte aber zu früh aus, und da die Behörden von dem Vorfalle in Weltevreden telegraphisch benachrichtigt waren, wurden sie auf dem Marsche umzingelt. Auf die eine oder andere Art den Tod vor Augen sehend, entschlossen sie sich zu energischem Widerstande und wollten nichts von Ergebung wissen, worauf das Feuer auf sie eröffnet wurde. Viele gaben

sich selbst den Tod, als sie einsahen, daß sie verloren seien, um nicht dem Gericht in die Hände zu fallen; die übrigen wurden in Gewahrsam gebracht. Anders erging es in Samarang; dort wurden die Bataillone, zu welchen die Aufständischen gehörten, konsignirt, und da dieselben den Ausgang erzwingen wollten, hatten die ambrinesischen Bataillone den Befehl erhalten, schonungslos vorzugehen. Augenblicklich waren Kasernenhof, Galerien, Zimmer zc. in Kampfplätze umgewandelt, und mit altschweizerischer Tapferkeit suchten sie, ihr Leben so teuer als möglich zu verkaufen.

Nach mehrstündigem Kampfe waren die Ueberlebenden dingfest gemacht; die Anführer wurden ohne weitere Untersuchung, verwundet oder nicht, dem Scharfrichter und somit standrechtlich dem Tode durch den Strang überliefert. Die andern erhielten lebenslängliche Zuchthausstrafe, welche sie in Holland absitzen sollten; da man aber immerhin die so teure Kapitalanlage nicht gänzlich verlieren wollte, wurden sie auf alle Außenposten von ganz holländisch Indien verteilt und dort unter strenger Aufsicht gehalten. Mein Schlafkamerad Sch... wurde infolge der Schreckensnacht schwer krank. Vierzehn Tage später ließ er mich zu sich in den Spital rufen, und seine letzte Bitte war, wenn ich je wieder nach der Heimat zurückkehre, seinen Angehörigen mitzuteilen, wie und wo er gestorben sei. Zwei Tage später hauchte der junge, unerfahrene Mann sein Leben aus. Für ihn war es besser so zu sterben; als Rebellenführer wäre er ja einer schweren Strafe nicht entgangen.

So war denn der unsinnige Plan, sich des General-

Gouverneurs und der im Hafen befindlichen Schiffe zu bemächtigen, vereitelt, der Schweizername aber auf lange Zeit besudelt.

13. Kapitel.

Korporal und fourier. — Die Leidenszeit. — Schulmeister spielen.

Bei verschiedenen Kompagnien hatten nun aber die Söhne Helvetiens eine sehr unangenehme Stellung. Schurke, Verräter und noch mancherlei Schimpfnamen wurden ihnen zugerufen. Schuldig oder nicht schuldig, jeder hatte das Schmäbliche zu erdulden. Auf einmal wurde der Befehl erteilt, daß bei jeder Kompagnie ein Schweizer zum Korporal ernannt werden soll. Das half, die Gemüter wurden ruhiger und die Stimmung untereinander wieder besser. Unter diesen außergewöhnlich Beförderten war auch ich. Nun hieß es aber noch manches üben, die Kriegsschule besuchen, die holländische Sprache erlernen und die verschiedenen Theorien gründlich studiren. Der Offizier, der unter andern auch mich zu unterweisen hatte, spürte bald, daß ich gute Schulen genossen haben müsse und ermutigte mich, den fourierkurs mitzumachen. Da ich mir als „Züribieter“ die holländische Sprache, welche, was Rauheit anbetrifft, viel ähnliches mit unserem Dialekte hat, bald angeeignet hatte, und dieser Kurs dem einstigen neapolitanischen Vizefourier keine große Mühe machte, erhielt ich eines Tages den Befehl, das nächste Examen für diesen Grad mitzumachen. Ich kann es mir selber nicht erklären, warum ich nie Lust hatte, einen höheren Grad zu bekleiden; diese strikte Ordre berührte mich durchaus nicht angenehm, und ich sann daher auf Mittel, dem Befehl

auszuweichen. Der Tag des Examens rückte heran, das Bataillon hatte teilweise Poligondienst, und die daran Beteiligten konnten erst gegen Abend in das Kantonnement zurückkehren. Das brachte mich auf die Idee, einen Kollegen, der zu diesem Dienst beordert war, zu ersuchen, den Dienst für diesen Tag mit mir zu tauschen. Gedacht, gethan. Kaum war ich des Abends wieder eingerückt, erschien der Unteroffizier der Wache und führte mich in Nummer Sicher, um am folgenden Morgen auf dem Bataillonsrapporte abgeurteilt zu werden.

Der Delinquent in meiner Person marschierte zur bestimmten Stunde vor das Gericht und das Urteil lautete: „Ohne Examen zum Fourrier befördert“ — nebst Zugabe von vier Tagen Arrest wegen Nichterscheinen bei der Prüfung.

Trotzdem ich also diesen Posten nicht annehmen wollte, mußte ich dennoch gehorchen. Gegen höheren Befehl zu kämpfen war vergeblich; ich ergab mich resignirt in mein Schicksal und erfüllte meine Pflichten und Obliegenheiten nach bestem Wissen und Können. Nun wurde ich von der ersten Kompagnie (Europäer) zu einer indischen versetzt.

Von der malaischen Sprache verstand ich noch sehr wenig, deshalb war es schwierig für mich, mit diesen Leuten umzugehen und mich ihnen verständlich zu machen. Von einem Geschlechts- oder Vornamen ist bei ihnen gar keine Rede, bei der Geburt erhält jeder einen beliebigen Namen. So spielte das Wort „Sidin“ die Hauptrolle in der Appelliste, dazu mußte zur Unterscheidung noch eine Zahl hinzugefügt werden, so daß man Sidin I bis zu Sidin XXV hatte. Bis die andern

Namen als: Surodiwongso, Kapodiwongso, Palima, Dafumpol, Nurodiwongso zc. dem Gedächtnis eingeprägt waren, brauchte es eine schöne Zeit; doch zeigte sich mir noch eine bessere Gelegenheit, die Landessprache zu erlernen.

Mein Feldweibel war ein fränklicher Mestize, und ich hatte nebst meinem Dienste teilweise noch den seinigen zu versehen. Der Hauptmann dieser Kompagnie war einer von der Sorte: „ganz genau“. Wahr bleibt es, man konnte von ihm viel lernen, aber er trieb die Genauigkeit manchmal doch zu weit. Der geringste Fehler, sei es eine Zahl oder ein Buchstabe, nicht obligatorisch gestrichen, hatte zwei Tage Arrest zur Folge. Bei diesem Herrn war das Radiermesser ganz verpönt; wenn z. B. ein Rapport zc. zur Unterschrift präsentiert wurde, hielt er denselben erst gegen das Licht, musterte das ganze Blatt genau und wohl dem, wenn er nichts von Ausstragungen bemerken konnte, denn im andern Falle zerriß er das Blatt in hundert Fäden und warf es dem Verfertiger vor die Füße, ordonnirte sofortige Ersetzung unter Zugabe von den üblichen Arresttagen. Mein Feldweibel mußte in den Spital gebracht werden und die Funktionen desselben gingen auf mich über; ich konnte nun mit Gewißheit voraussagen: jetzt geht der Teufel erst recht los. Als Anfänger, der ich war, glaubte der Vater der Kompagnie, mich nach Belieben kneten zu können. Fünfzig bis sechzig Mal des Tages wurde ich zu ihm gerufen und mußte seine Predigten anhören. Alles was er vorbrachte, hatte zwar etwelche Berechtigung, aber auf die Dauer war des Guten doch zu viel, und ich verwünschte den Tag, an welchem mir der

fourierdienst gegen meinen Willen aufgebürdet wurde. Das Maß wurde voll, meine Erbitterung immer größer; selten war mir mehr ein freier Abend zuteil geworden, und ich faßte den Entschluß, den ersten besten Anlaß zu benutzen, um von diesem Posten wegzukommen.

Eines Tages, als ich abermals von meinem „lieben“ Hauptmann die tägliche Bescheerung entgegengenommen hatte und der Bataillonskommandant auf dem Rapporte noch seinen gehörigen Senf beigefügt hatte, befahl mir derselbe, zu warten, da er noch extra mit mir zu verhandeln habe. Mit der größten Gleichgültigkeit erwartete ich die Dinge, die da kommen sollten. Ich mußte im Arbeitszimmer des Allerhöchsten erscheinen und wurde wider Erwarten sehr höflich angedet.

Dieser Bataillonskommandant mochte damals im Alter meines Vaters gestanden haben und trug einen schweizerischen Geschlechtsnamen. Zu meiner Verwunderung stellte er im Laufe des Gesprächs unter anderem einige Fragen an mich, über meine Familie, ob meine Eltern noch am Leben seien u. s. w. Nachdem ich ihm genügende Auskunft gegeben, frug er mich, ob ich nicht geneigt wäre, seinen beiden Kindern im Alter von zehn und elf Jahren Unterricht zu erteilen in der deutschen und französischen Sprache. Dieser Antrag war für mich etwas ganz unerwartetes; es kam mir ein wenig bedenklich vor, so auf einmal den Schulmeister spielen zu sollen und zögerte etwas mit der Antwort. Der Major aber schnitt meine Antwort und mein Bedenken schnell ab, indem er sagte: „Morgen abend von 7—9 Uhr erteilen Sie den ersten Unterricht, ich werde selbst dabei sein, damit Ihnen die Kinder die nötige Achtung erweisen.“

So geschah es denn auch, der Wunsch des Vorgesetzten ist für den Untergeordneten ja Befehl. Lehrbücher waren genug vorhanden, und indem ich die Kinder täglich eifrig unterrichtete, gewann ich dabei selber un-
gemein und mein Gedächtnis wurde frischer und lebendiger.

Die Kleinen hatten mich bald lieb, und der Vater war mit den gemachten Fortschritten äußerst zufrieden. Mein liebenswürdiger Hauptmann, der davon zu wissen bekam, benahm sich allmählig gegen seinen Fourrier etwas besser und wünschte nur, der kränkliche Feldweibel möchte bald ins Jenseits abmarschiren, damit ich dessen Stelle einnehmen könnte; ich aber hoffte, daß sein Wunsch niemals in Erfüllung gehen möchte. Ich mußte aber noch einige Monate mich gedulden, bis endlich die Ab-
lösung mir winkte.

18. Kapitel.

Nach meinem Willen versetzt. — Ankunft im Pfefferlande.

Eines Tages, als das Fourrierkorps mit Einschreiben des Tagesbefehls beschäftigt war, ging der Stabsfeldweibel vorbei und rief: „Es ist für die Fourriere bei dem Garnison-Bataillon der Lampongschen Distrikte eine Stelle offen, wer Lust dazu hat, kann sich melden.

Als mein dienstthuender Fourrier mir diese Nachricht brachte, begab ich mich, ohne mich im geringsten zu erkundigen, wie die dortigen Verhältnisse seien, zu diesem Stabsfeldweibel und meldete mich an für die Stelle. Dieser riet mir aber davon ab, da die betreffende Gegend der ungesundeste Teil von ganz Ostindien sei. Da es mir aber so ziemlich gleichgültig war, auf welche Art und Weise ich ums Leben kommen sollte und ich

nie mehr in die Heimat zurückzukehren beabsichtigte, beharrte ich auf meinem Wunsche. Mein Entschluß war gefaßt, und schon des andern Tages war in den Korpsbefehlen zu lesen: „Versetzt zu dem Garnison-Bataillon der Lampongschen Distrikte der fourier „O. H.“ Abreise mit erster Schiffsgelegenheit.“

Als mein Hauptmann, welcher diesen Befehl ganz verwundert las, mich fragte, ob ich wirklich entschlossen sei, dorthin versetzt zu werden, gab ich ihm die einfache Antwort: „Wo man mich hinsendet, dahin gehe ich.“ Diese lakonische Auskunft war ihm aber nicht deutlich genug; er erkundigte sich beim Bataillons-Kommandanten, warum sein brauchbarer fourier so plötzlich nach einer solchen Garnison, wohin man nur Minderwertige sende, versetzt worden sei. Die Antwort, welche er dort erhielt, war kurz und bündig genug, sie lautete: „Auf eigenes Verlangen.“ Wie toll kam darauf mein pedantischer Hauptmann auf mein Bureau und überschüttete mich mit aller Art Vorwürfen. Da ich mich eigentlich selber schuldig fühlte, konnte ich nichts dagegen einwenden, hatte zudem noch das Vergnügen, meine eigene anzutragende Strafe niederzuschreiben. Diese lautete: „Wegen Hintergehen des Kompagnie-Kommandanten acht Tage schwerer Kasten.“ Auf dem Bataillons-rapporte wurde dieses Urteil in vier Tage leichter Polizeisaal umgeändert. Nachdem ich meinen Arrest abgesehen hatte, konnte ich mich endlich über meinen neuen Standplatz erkundigen.

Die Lampongschen Distrikte umfassen den ganzen südlichen Teil der Insel Sumatra. Das Bataillon, das sich dort befand, war ungefähr 600 Mann stark, wovon

die Hälfte auf dem Hauptplaze Telok-Betong lag, der übrige Teil die beiden an den Außen-Enden der Bai liegenden Detachemente bildete. Die Unteroffiziere der letzteren hatten wegen der geringen Zahl kein eigenes Ordinäre und waren also genötigt, in diesem Falle mit den Soldaten gemeinsame Sache zu halten; doch konnten sie sich auch einen weiblichen Bedienten nehmen und, da solches dort gestattet war, einen eigenen Haushalt führen. Man riet mir, das letztere zu thun, und es handelte sich nur noch darum, eine solche Person zu finden. Schon nach drei Tagen sollte ich nach Sumatra abgehen und da ich der malaischen Sprache noch nicht mächtig war, um eine solch wichtige Angelegenheit zu besorgen, übernahm einer meiner Kollegen in freundlicher Weise die Sache. Die mir vorgestellte Persönlichkeit war eine Nestizin, welche etwas gebrochen holländisch sprach. Als sie aber am Tage vor der Abreise vernahm, wohin die Reise eigentlich gehe, erhielt ich einen abschlägigen Bescheid mit der Erklärung, lieber auf der gesunden Insel Java zu bleiben, als dort in die offenen Arme des Todes zu fallen. So mußte ich nolens volens den andern Morgen allein das Dampfschiff besteigen und etwas entmutigt meinem neuen Standorte entgegensteuern.

Nach zweitägiger ziemlich stürmischer Fahrt erreichte das Schiff abends spät die Rhede von Telok-Betong. Obschon elf Uhr Nachts, wurde dennoch ausgeschifft, und meine schon erwartete Persönlichkeit am Strande in Empfang genommen und sofort nach dem Kantonnement geführt. Glücklicherweise hatte ich für meinen Magen schon auf dem Schiffe einigermaßen gesorgt, denn hier bekam man nichts zu beißen.

Mein sogenanntes Schlafzimmer wurde mir angewiesen, mußte aber zuallererst für Licht sorgen, um diese Räumlichkeit, die ich beziehen sollte, in Augenschein nehmen zu können. Diese befand sich an der Flanke einer Bambuskaserne, eine feuchte Erdschicht bildete den Fußboden, von Tisch oder Stühlen war nichts zu finden. In einer Ecke war mein Nachtlager hergerichtet, bestehend aus eisernem Bettgestell, Strohsack, Strohkissen und wollener Decke, welche mich endlich zur Ruhe einluden. Das Signal zum Lichterlöschen war schon lange vor meiner Ankunft gegeben worden, und ich befand mich nach einer Viertelstunde in meinem „Boudoir“, als an meiner Bambusthüre heftig gepoltert wurde mit der Mahnung, wenn nicht sofort das Licht ausgelöscht werde, sei im Arrest noch Platz genug vorhanden für mich. Mich gelüstete nicht besonders nach diesem Lokal, leistete der Aufforderung schnellstens Folge und warf mich angekleidet auf mein Lager. Die ersehnte Ruhe fand ich aber noch lange nicht, da verschiedene Plagegeister mich nicht schlafen ließen, und als der Schlaf und die Müdigkeit mich doch endlich übernahmen, war mir derselbe nur ganz kurze Frist vergönnt, denn schon um vier Uhr stand ein Offizier vor meiner Thüre, der zum Polygondienst beordert war, und verlangte, daß ich öffne. Kaum hatte ich das gethan, so überfiel ein Schwall militärischer Kraftausdrücke mich armen Sterblichen und ohne meine Entschuldigungen nur im geringsten zu beachten, befahl er mir, mich sofort der jetzt ausrückenden Abteilung anzuschließen. Dort weitere Ueberraschung: ob ich denn nicht wisse, daß Neuangekommene, bevor sie den Dienst antreten, zuerst durch den Bataillonsrapport gemeldet

werden müssen, welcher Vorwurf abermals mit den gebräuchlichen Schmeichelnamen begleitet wurde.

Nachdem mein erstes Debut nun so schlecht ausgefallen war, mochte ich nicht mehr nach meinem Zimmer zurückkehren, sondern fand es für besser, im Dunkeln im Kantonnement herumgehend, den Tagesanbruch abzuwarten. Bei dieser Gelegenheit kam ich an der Küche vorbei, wo das Personal schon in voller Thätigkeit war. Der Chef gab mir auf meine an ihn gerichteten Fragen bereitwillig Antwort, und so erfuhr ich, daß nur die hier eingeteilten Unteroffiziere eigenen Tisch führten, die andern aber an dem Soldatenordinäre teilnehmen mußten. Hungrig, wie ich war, erhielt ich auf meinen Wunsch sogleich meinen Anteil; der schwarze Kaffee mit Brod und zwei Eiern wurde gleich an Ort und Stelle gierig verschlungen. Inzwischen war es Tag geworden und mit ihm entwickelte sich in diesen Bambuskasernen ein reges Leben. Bald erhielt ich den Befehl, vor dem Feldweibel zu erscheinen, welcher mich mit noch andern auf den Bataillonsrapport führte, nachdem er meine Uebergangsausweise gemustert hatte. Von diesem wurde ich dem westlichen Außenposten der Telok-Betong-Bai zugeteilt. Bei meiner Rückkehr in die Kaserne bot mir der dortige Fourier seine Stelle in Tausch an, mit der Bemerkung, die Sterblichkeitsziffer auf diesem neuen Posten habe solche Dimensionen angenommen, daß es für mich nicht ratsam sei, dorthin zu gehen. Diese Erklärung frappirte mich so sehr, daß ich ihm unmöglich sogleich Antwort geben konnte; er glaubte deshalb noch einen Schritt weiter gehen zu müssen und offerierte mir eine monatliche Entschädigung von dreißig

Gulden. Auch dieses Versprechen hatte für ihn nicht den gewünschten Erfolg, ich schlug sein Anerbieten rundweg aus. Unerklärlich war es mir, wie jemand eine schlechte Sache an eine noch schlechtere tauschen möchte und dazu noch Extra-Vergütung zu leisten willens sei. Ich nahm also mein Loos entgegen, wie es immer sich gestalten möge.

Schon den nämlichen Tag konnte ich mich wieder einschiffen. Bei nicht allzugünstiger Witterung wurde die Fahrt nach diesem Außenposten mit einem Decksegelboote in sechs Tagen zurückgelegt und bei anbrechender Nacht der dortige Ankerplatz erreicht. Von dem Boote aus konnte ich von einer Kaserne nichts bemerken, das Auge sah nur eine furchtbare Brandung und den sich der ganzen Küste entlang ausbreitenden Urwald.

Sobald das Boot vor Anker lag, wurde die kleine Schaluppe, welche am Hinterteil befestigt war, heruntergelassen, und die zwei ruderführenden Matrosen und ich als Passagier suchten nun die Landungsstelle zu erreichen. Ich muß anerkennen, diese Indier waren tüchtige, unerschrockene Seeleute, denn obgleich unsere Ruffschale gewaltig hin- und hergeworfen wurde, wußten sie mit ihren kurzen Seitenrudern doch immer zu rechter Zeit einzugreifen. Der Steuermann gab durch seinen eintönigen Gesang „J-A-Ho“ stets das Zeichen dazu. Bei „J-A.“ hielten sie die Ruder senkrecht in die Höhe und bei „Ho“ brachten uns dieselben mit einem kräftigen Stoß über die Wasserhügel. Lange dauerte es, bis unser Fahrzeug, welches öfters zurückgeworfen wurde, endlich das seichtere Fahrwasser erreicht hatte, und als der Kiel in den Sand stieß, sprangen wir alle hinaus und schnell dem Ufer

entgegen. Einer der Matrosen, der die Leine des Bootes hielt, schlang dieselbe rasch um einen Baumriesen.

19. Kapitel.

Nachtmarsch im Reiche der Königstiger. — Der Außenposten „Katimbong“. — Die unbewohnte Insel „Krafatoa“

Wohl war ich jetzt am Landungsplatze, erblickte aber nichts weiter, als eine kleine Bambushütte, die von einem indischen Strandwächter bewohnt war.

Nachdem der Matrose, der bis dahin das Steuer geführt, diesem das Postpaquet eingehändigt hatte, schiffen meine Begleiter sich wieder ein und überließen mich diesem Staatsdiener. Auf meine in gebrochenem Malaiisch an ihn gestellten Fragen, in welcher Richtung der Außenposten zu finden sei, gab er mir zwar Antwort. Da er aber einen ganz andern Dialekt sprach, konnte ich ihn nicht verstehen. Auf meine weiteren ungeduldigen Fragen bekam ich abermals ungenügende Auskunft, so daß ich mich nicht weiter bemühte und mir bloß die Richtung merkte, die sein ausgestreckter Arm andeutete und wo ich ungefähr den Garnisonsplatz vermutete. Ich nahm an, daß er mir das Gefährliche meines Vorhabens, zu dieser vorgerückten Tageszeit dorthin zu gehen, vor Augen stellte und mich gewiß aufgefordert hatte, den Morgen abzuwarten. Da ich aber aus seinen Reden nicht klug wurde, auch keine Ahnung hatte von der Gefährlichkeit meines Unternehmens, so folgte ich meinem Kopfe und schritt weiter auf dem nach dieser Richtung hinführenden Fußweg.

Etwa eine Viertelstunde marschirte ich vorwärts dem Meeresstrande entlang; furchtbar war das Getöse

der Brandung, und der Gischt derselben beneigte mich tüchtig. Unverdroffen ging es weiter, bis plötzlich der Urwald meinen Weg kreuzte, und dieser durch denselben zu führen schien. Aus meiner Unterredung mit dem Strandwächter glaubte ich soviel verstanden zu haben, daß der Außenposten nur dreiviertel Stunden vom Landungsplatz entfernt sei, weshalb ich den aufsteigenden Gedanken „Kehre um“ verwarf und weiter dem Ziele entgegensteuerte. Die herrschende Dunkelheit, welche das Mondlicht nur spärlich das dichte Blätterdach durchdringen ließ, nahm immer mehr zu, und das Rollen des Donners verkündete ein herannahendes Gewitter. Bald frachte es von allen Seiten, ein wolkenbruchartiger Regenschurz, wie ich ihn noch nie erlebt hatte, fiel hernieder.

Infolge dieser Revolution in der Natur mußte ich wohl von dem richtigen Pfade abgekommen sein; der Zeiger meiner Uhr wies beim Leuchten des Blitzes schon auf elf Uhr, und noch sah ich kein Obdach oder sonst etwas Schutzbietendes. Fast wollte mich der Mut verlassen, als plötzlich in seitlicher Richtung Hundegebell vernehmbar wurde, das meine gesunkenen Lebensgeister neu belebte und meinem Ziele eine neue Richtung gab. Rasch folgte ich demselben, denn wo Hunde sind, werden auch Menschen sein, kalkulierte ich, und weiter, bald aufwärts, bald abwärts, durch Dick und Dünn, erreichte ich endlich einen Punkt, von welchem aus mir ein Licht entgegenschimmerte. In gerader Richtung lief ich auf dieses zu, dabei manchen unfreiwilligen Purzelbaum schlagend, und erreichte nach Verfluß einer Viertelstunde endlich ein Gebäude, aus welchem Stimmen in holländ-

ischer Sprache zu vernehmen waren. An die Bambusthüre klopfen und Einlaß begehren war das Werk eines Augenblickes. Schnell wurde geöffnet, und ich erblickte drei meiner Waffengefährten, die, durch mein Erscheinen nicht wenig erstaunt, am Kartenspiel gestört wurden. Das Gebäude war die Militär-Kantine des Postens und die drei dort weilenden Unteroffiziere hatten infolge Verspätung sich entschlossen, den Morgen hier abzuwarten, weil der Weg zu dem nur fünf Minuten entfernten Kantonement der wilden Tiere wegen nachts sehr unsicher war. Als ich nun im Rahmen der Thüre auftauchte, fragten sie höflich erstaunt, woher ich denn eigentlich komme. Als ich ihnen meine gestrige Ankunft und das Verirren im Walde zc. mitgeteilt, war ihr einstimmiger Ausruf: „Kamerad, du hast Glück gehabt, daß deine Knochen nicht bereits abgenagt in der Wildnis herumliegen.“ Ich hatte ja keine Ahnung, daß ich in das Reich der Königstiger und anderer gefährlicher Raubtiere versetzt worden war, sonst hätte ich freilich die Nacht bei dem Strandwächter zugebracht und diesen waghalsigen Nachtmarsch nicht unternommen.

Wir hatten ungefähr halb zwei Uhr morgens, das Gewitter hatte allmählich abgenommen, und obschon die Entfernung von der Militär-Kantine bis zum Kantonement nur gering war, wagte es doch niemand, dorthin zurückzukehren; denn die Hunde, welche die Unteroffiziere bei sich hatten, krochen winselnd ihren Gebietern zwischen die Beine, ein Zeichen, wie jene erklärten, daß ein Tiger in der Nähe sein müsse. Wir richteten unser Nachtlager ein so gut es ging, und obschon hart genug gebettet, schliefen wir, bis uns der Morgenschuß der

Redoute aus dem Schlafe weckte. Zuerst wurden nun die Hunde ins Freie hinausgetrieben, und als dieselben kein Zeichen von Unruhe mehr gaben, eilten wir so rasch als möglich dem Kantonnemente zu. Dort war man, da die drei Unteroffiziere beim stillen Appell gefehlt hatten, in etwelche Unruhe geraten. Es war nämlich schon oft vorgekommen, daß Verspätete auf Nimmerwiedersehen verschwunden blieben. Dieses Kleeblatt erhielt infolge unentschuldigtem Ausbleibens die übliche Strafe, welche darin bestand, 14 Tage lang der Militär-Kantine keinen Besuch abstaten zu dürfen, was in dieser Wildnis eine genügend harte Strafe bedeutete.

Bevor ich weiteres von meiner eigenen Person erzähle, will ich erst eine kurze Beschreibung von dem Außenposten und seiner Umgebung machen. Derselbe trug den Namen Katimbang und bestand aus einer erdenen, mit allen möglichen Stachelsträuchern und vier drehbaren Geschützen besetzten Redoute. An den innern Flanken befanden sich Pulver-, Kleider-, Utenilienmagazin, Spital-, Wacht- und zugleich Arrestlokal: alles hölzerne Gebäude mit Ziegeldächern. Ein sechs Meter breiter, mit fließendem Wasser gefüllter Laufgraben beschützte das Ganze. Außerhalb, jedoch in unmittelbarer Nähe dieser Verstärkung befanden sich Kasernen für die Truppen, Küche, Offizierswohnungen und etwas weiter entfernt das Gebäude, wo sich der civile Gouverneur mit seinen Beamten, indischen Polizisten zc. aufhielt.

Alle diese Lokalitäten waren aus Bambusflechtwerk mit Schilfdach hergestellt und machten Front nach dem etwa 200 Meter entfernten Meeresstrande. Anderthalb Stunden weit davon lagen die ziemlich großen Pfeffer-

inseln Sibesi und Sibuko, welche, obwohl unbewohnt, im Besitze der Bewohner dieses Küstenstriches waren, und zur Bepflanzung und Gewinnung des Pfeffers von denselben in regelmäßigen Zeitabschnitten in ihren Baumstammkanoes besucht wurden. Eine kleinere, etwas näher gelegene Insel, mit Namen Krakatoa, wurde von diesen Leuten aber gemieden, denn, sagten sie, dort könne sich kein lebendes Wesen aufhalten wegen der ausströmenden giftigen Dämpfe.

Trotz dieser Angaben, welche leider nur im engern Kreise bekannt waren, hatte im Jahre 1862 ein Unternehmer von Batavia eine zu 200 Mann zählende Expedition Kulis unter Führung von zwei Aufsehern zur Urbarmachung dieser Insel dorthin gesandt. Ein Dampfer brachte dieselben an diese Unglücksstätte, wo sie am Meeresstrande sofort ihre Hütten aufschlugen. Waffen, Munition und für einen Monat ausreichenden Proviant zurücklassend, setzte dann das Schiff seine Reise weiter fort. Schon folgenden Tages begab sich ein Teil der Kulis mit einem der Aufseher in das Innere des Landes, von diesen kehrte aber keiner zurück. Am andern Tage rückte der andere Aufseher mit den übrigen aus. Da er aber seine Frau und ein kleines Kind auf diese Insel mitgenommen hatte, ließ er bei denselben einen Mann zurück. Auch sie drangen vorwärts in das dichte Gebüsch hinein; vorher wurde ein Mann beordert, sich auf den Gipfel eines hohen Baumes zu begeben, um das Terrain überblicken zu können und so den vorwärts Dringenden Auskunft zu erteilen. Diese Abteilung war noch nicht 200 Schritte weiter gekommen, als die Vordersten plötzlich zur Erde stürzten, die Nachfolgenden, welche Hülfe

leisten wollten, hatten das gleiche Schicksal. Da keiner mehr sich aufrichtete oder nur bewegte, kehrte der Führer mit dem zurückgelassenen Kuli, der Frau und dem Kinde per Segelboot zurück und stattete dem civilen Gouverneur Bericht ab über diesen Vorfall. Unerklärlich war dieses Ereignis, und unter der Bevölkerung herrschte eine ungeheure Panik.

Diese Insel blieb nun verlassen wie vorher, und erst im Jahre 1884 bekam man etwelche Aufklärung über das Vorgefallene. In diesem Jahre nämlich verschwand der größte Teil der Insel plötzlich unter heftigem Knall, gräßliche Verwüstungen an den benachbarten Küsten von Java und Sumatra verursachend. Die Unheilstätte war nämlich ein unterseeischer, nicht thätiger Vulkan gewesen, welcher, obschon die ältesten Bewohner der nahe liegenden Küsten niemals Dampf oder Rauchwolken bemerkt hatten, doch immerwährend seine giftigen Gase unter dem dichten Blätterdach herausströmen ließ und auf diese Weise den Erstickungstod der im Jahre 1862 vordringenden Mannschaft bewirkt haben muß. — Keiner kehrte mehr zurück. —

20. Kapitel.

Beschreibung von Katimbang. — Uebnahme der Spitalverwaltung. — Voraussehung vor dem Tode.

Kehren wir wieder zurück nach Katimbang. Im Hintergrund der Etablissements breiteten sich prächtige Reisfelder aus, welche unmittelbar an den Urwald grenzten. In einer Entfernung von etwa zehn Minuten links und rechts vom Kantonnemente lagen die zwei indischen Dörfer Pama und Sumpu. Vor ungefähr

sechs Jahren hatte ein indischer Häuptling versucht, sich hier zum Alleinherrscher emporzuschwingen, und die Kriegsgeißel brachte über die Bevölkerung großes Elend. Sie riefen den Schutz der Niederlande an, und diese Gelegenheit benutzten die Holländer, das Gebiet permanent in Besitz zu nehmen. Obschon auch dabei noch manches Opfer fallen mußte, erreichten sie doch soviel, daß der ungerechte Eroberer mit seinen Angehörigen auf eine fern gelegene Insel verbannt und die Bevölkerung unter holländischen Kulturschutz genommen wurde. Dank der Erstellung von zwei gut armierten Redouten, welche ungefähr in der Entfernung einer Tagereise auseinander lagen und durch eine hohe Bergkette getrennt waren, vermochten die neuen Schutzherrn allmählich den noch immer herrschenden aufrührerischen Sinn eines Teils der Bevölkerung zu unterdrücken. Zur Zeit aber, da ich dort in Katimbang ankam, war die zweite Redoute „Cyampacka“, weil eine Besetzung nicht mehr für nötig gehalten wurde, von den Regierungstruppen verlassen und dem Erdboden gleich gemacht worden.

Ich befand mich also in meiner neuen Garnison und marschierte wie üblich zum Rapport, wo ich den Befehl erhielt, die Funktionen des sich in Arrest befindenden fouriers als Spitalverwalter zu übernehmen. Mein Vorgänger hatte bei einer ganz unerwarteten Inspektion des Intendanten die Summe von 40 Centimes zu viel in der Kasse und dafür erhielt er als ungetreuer Verwalter vierzehn Tage schweren Kasten und Versetzung zu einem Feldbataillon auf Java. Der Feldweibel des Postens, ein Belgier von Geburt, hatte meinen Dienst nicht unter sich, ich stand lediglich unter der Aufsicht

des Kommandanten und dem Intendanten der Küste. Ob-
 schon der Feldweibel, welcher neben seinem Dienst noch
 den Fourierdienst zu versehen hatte, eine gewisse Ab-
 neigung gegen den Fourier zeigte, bot er mir doch bis
 zu der Zeit, wo sich für mich etwas besseres zeigen
 würde, seinen Tisch an. Er hatte eine afrikanisch-euro-
 päische Mestizin als Haushälterin, welche so vortrefflich
 zu kochen verstand, daß ich mich manchmal darüber
 gewundert habe, woher sie diese kulinarischen Kenntnisse
 haben möchte, die sonst nur europäischen Frauen zuzu-
 trauen sind. Der Tisch des Feldweibels war nämlich
 mit den verschiedensten feinsten Gerichten reichlich ver-
 sehen; auch die übrigen Sachen, das fein gestickte Tisch-
 und Bettzeug, sowie die feinsten Herrenhemden sollen ihre
 eigene Arbeit gewesen sein. Zudem herrschte in den
 durch diese Beiden bewohnten Räumen eine Ordnung
 und Sauberkeit, daß man glaubte, bei einer Zauberin
 zu weilen. Sie selber stellte eine schöne Mischung der
 afrikanischen und europäischen Rasse dar, und wenn der
 blonde Feldweibel rief: „Manam, da fehlt ein Knopf
 an meinem Hemd“, und er dasselbe in der Wut mit
 einem Riß in zwei Stücke teilte, da schwoll auch ihr
 die Galle und Schimpfworte mit Thränenerguß waren
 ihre Erwiderung. Doch nach wenigen Augenblicken
 hatten sich Belgien und Congo wieder versöhnt.

Bei Uebernahme meines Postens glaubte ich, auf
 alles was Magazin, Buchhaltung zc. anbetraf, ein
 wachsames Auge gehabt zu haben; dennoch stellte es
 sich einige Tage später heraus, daß der Uebergeber den
 Uebernehmer um 24 Flaschen Wein beschwindelt hatte.
 Seine Kehle mußte den Inhalt gut befunden haben;

um aber keine leeren Flaschen übergeben zu müssen, wurden dieselben mit einer nicht näher zu bezeichnenden Flüssigkeit gefüllt, deren „feiner Geruch“ beim Ausschank die Quelle verriet, welcher sie entnommen war. Dieser noble Kollege befand sich leider schon auf dem Meere und ich konnte ihn nicht damit bewirten und hatte das Nachsehen. Da ich aber nicht Lust hatte, den Ersatz aus meiner eigenen Börse zu bestreiten, war ich gezwungen, auf irgend eine Art mir zu helfen, um nicht zu Schaden zu kommen.

In dem Spital, welches ich zu verwalten hatte, befanden sich 50--70 Kranke, ungefähr die Hälfte der ganzen Garnison. Die meisten litten an Dysenterie, Wechselfieber, die indischen zudem noch an Berri-Berri. Diese Krankheit bestand in einer langsamen Erlahmung des Unterkörpers; so mancher Arzt seine Studien darüber auch schon gemacht, keiner konnte ein rettendes Mittel finden; solche Patienten starben dann gewöhnlich im Verlaufe von ein bis zwei Monaten. Auf dem Posten hatten wir nur einen einzigen Arzt, und dieser hatte vollauf zu thun; der befreundete Teil der Bevölkerung, der sonst keinen Glauben an die europäischen ärztlichen Künste fassen wollte und lieber ihre Naturmittel verwendete, pflegte ihn doch von Zeit zu Zeit um Rat zu fragen. Ueberdies wurde er dann und wann nach dem vier Tagereisen weit entfernten Hauptquartier berufen; in seiner Abwesenheit hatte der Spital-Verwalter seine Stelle zu versehen. Vorschriften, nach denen er den Leidenden Hülfe leisten durfte, erhielt er wohl, und ein amboinesischer Krankenwärter wurde mit der Zubereitung der Medicinen betraut. Da wird jedermann

begreifen können, daß die Behandlung der armen Kranken eine höchst mangelhafte sein mußte.

Eines Tages, als ich als Arzt funktionirte, rief mich einer der Krankenwärter, sogleich zu einem gefährlich Erkrankten zu kommen, der dringend nach mir verlange. Als ich zur Stelle war, ergriff dieser, ein 18-jähriger Jüngling aus Friesland, meine Hände und bat mich mit matter Stimme, doch für ihn zur Madonna zu beten, denn sein Ende sei sehr nahe. Tief ergriffen erwiderte ich ihm, daß ja sein Glaube nicht der meinige sei; doch seine ersterbende Antwort war: „oh, Gebet bleibt Gebet“ — er ließ meine Hände nicht mehr los und seine bittenden sterbenden Augen blieben immer auf die meinigen gerichtet, und unwillkürlich betete ich innig zu Gott dem allmächtigen Vater für den schon in der Aphonie liegenden jungen Mann. Während seinem Dahinscheiden hatte der Jüngling den Arzt immer vor Augen und erzählte mit Unterbruch: „Jetzt ist er vom Pferde gestiegen . . . er geht in ein Haus hinein . . . er erlabt sich . . . er steigt wieder zu Pferde . . . oh, er stürzt . . . er steigt wieder auf . . . bald wird er hier sein . . . ich will meine Mutter wiedersehen . . .“ Krampfhaft hielt er während der ganzen Zeit meine Hände fest, und als er seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte, mußte ich sie gewaltsam aus den seinigen herauswinden. Wirklich dauerte es keine Stunde mehr, bis der Arzt auf seinem schweißtriefenden Pferde in der Redoute anlangte. Ich teilte ihm die Einzelheiten dieses Sterbefalles mit, und er bestätigte, daß alles so geschehen sei, wie der Sterbende vorausgesehen hatte.

Der Spitalverwalter hatte auf diesem Posten noch

manch anderes zu besorgen, als nur an seine Buchhaltung zc. zu denken. Er war zugleich Totengräber; obwohl er weder Spaten noch Schaufel zu handhaben brauchte, hatte er doch immer dafür zu sorgen, daß zu jeder Zeit eine letzte Ruhestätte bereit war, und es brauchte deren viele, denn die tückischen Krankheiten forderten eine Menge Opfer.

Die Regierung machte alle möglichen Versuche mit Truppensendungen: solche, welche schon in ähnlichen Gegenden und Klima gewesen, und wieder mit altgedienten, welche den verschiedensten Klimaten Jahre lang Widerstand geleistet, ja selbst Truppen, welche noch nie einen Fuß auf indischen Boden gesetzt hatten. Alles war umsonst, in wenigen Monaten blieb nur noch ein kleiner Teil der Mannschaften übrig. Beinahe ein ganzes Jahr widerstand mein Körper diesen Krankheiten; welche Menge Chinin und Morphinum ich aber hinunterschlucken mußte, weiß das Rezeptbuch der dortigen Apotheke am besten zu erzählen!

In Folge dieser anhaltenden Verluste von Menschenleben erschien natürlich alle vierzehn Tage neuer Zuzug; am Tage, an welchem das Postschiff erwartet wurde, begab man sich gewöhnlich nach dem Landungsplatze, um die Neuangekommenen in Augenschein zu nehmen und allfällige alte Bekannte zu begrüßen.

21. Kapitel.

Ankunft von Ersatztruppen. — Ankunft in der Kaserne.
In Lebensgefahr.

Eines Tages, bei Ankunft eines solchen Postschiffes, betrat neben den angekommenen Truppen auch ein

noch junges indisches Mädchen den Meeresstrand. Dasselbe wurde sogleich von einem der indischen Unteroffiziere des Postens in Empfang genommen, welcher sich als ihr Vater ausgab und schon längere Zeit hier in Garnison lag. Das Mädchen war damals, als der Vater hierher versetzt wurde, noch ein kleines Kind und bei einer europäischen Familie als Gespielin ihrer eigenen Kinder zurückgeblieben und hatte also den Vorteil gleich den andern, auf europäische Weise erzogen zu werden.

Wie ich schon früher erwähnte, war den indischen Soldaten gestattet, sich eine Haushaltung zu gründen, und auf den Außenposten war auch den europäischen Unteroffizieren ein Gleiches erlaubt. Doch wie ich aus eigener Erfahrung wußte, wollten die Frauenspersonen von der Südküste von Sumatra nichts wissen und deshalb war das Erscheinen dieses Mädchens auf dem Posten etwas gar seltenes, und viele waren, die nach dessen Besitz trachteten. Ganz in der Nähe der Kaserne hatten sich die indischen Militärs kleine Häuschen aus Bambus erbaut, das Land darum urbar gemacht und bepflanzt. Dort verweilten sie denn in den freien Stunden und unterhielten sich auf ihre Art und Weise. Des Abends aber hielten alle ihren Einzug in die Kaserne aus Furcht vor wilden Tieren. So war es auch mit dem jungen Mädchen. Den ganzen Tag hielt es sich mit ihrer Mutter in dem improvisirten Landgute auf, aber schon vor Sonnenuntergang hielten sie Rückkehr in das Etablissement. Die indischen Militärs benutzten in- und außerhalb der Kaserne jede Gelegenheit, um der jungen Indierin den Hof zu machen, doch die Mutter erklärte, daß es vergebliche Mühe sei, denn ihre Tochter

sei nur auf Besuch hier und müsse wieder nach Batavia zurückkehren. Das schreckte aber die Bewerber durchaus nicht ab; auch ist es wohl möglich, daß das Mädchen den einen oder andern mit Blicken mehr als nötig begünstigte und nicht daran dachte, daß diese Unvorsichtigkeit Eifersucht und Neid erwecken könne. Einige Male fragte mich der Vater: „warum nehmen Sie sich keine Haushälterin?“ — meine Antwort darauf war immer, daß ich eine solche nur als gesetzliche Frau, nicht aber als Haushälterin nehmen würde. Daß aber in wenigen Tagen die Mutter und das Mädchen mit mir mein Zimmer teilen würden und letzteres in kurzer Zeit darauf meine Lebensgefährtin werden sollte, davon hatte ich noch nicht die geringste Ahnung.

Einmal in der Nacht — ich hatte mich schon zur Ruhe begeben — weckte mich der Kommandant der Redouten-Wache mit der Mitteilung, daß Frau und Tochter des erwähnten Unteroffiziers bei mir Einlaß begehrten, da sie in der größten Gefahr seien, ihr Leben zu verlieren. Schnell warf ich mich in meine Kleider — soeben war das Alarmsignal geblasen worden — und öffnete rasch die Thüre. Mutter und Tochter stürzten herein mit den Ausrufen: „Saya minta banyak hampon tuvan, kasian sama orang di bawa, tuwan tulong sama kita orang prampuan, soldadu maleyu mau bikin mati saya sama anakan.“ (Ich bitte vielmals um Entschuldigung, Herr, habe Erbarmen mit uns niedrigen Leuten, hilf uns hilflosen Frauen. Die eingebornen Soldaten wollen uns ermorden.) Augenblicklich hatte ich keine Zeit zu irgendwelcher Antwort, denn da Alarm geblasen war, mußte ich mich beeilen, auf meinem Posten

zu sein im Spital; ich verriegelte deshalb ohne weiteres die Thüre meiner Wohnung hinter den beiden. An Ort und Stelle angekommen, erfuhr ich, warum die Garnison in Alarm gesetzt war: die verschiedenen um dieses Mädchen sich bewerbenden Soldaten waren nämlich eifersüchtig auf einander geworden, und da es bei dieser heißblütigen Nation nur eines kränkenden Wortes bedurfte, um Streit zu haben und sofort von den Waffen Gebrauch zu machen, so geschah es an diesem späten Abend: Schuß auf Schuß fiel innerhalb der Kaserne, weshalb die Beiden die Flucht ergriffen und zu mir eilten, denn einen andern Ausweg als nach der Redoute fanden sie nicht. Dieser Vorfall hatte drei Personen das Leben gekostet. Verwundete waren etwa zwölf an der Zahl, worunter sich auch der Feldweibel befand. Nur mit der größten Mühe und Energie gelang es dem Kommandanten, die Ruhe wieder herzustellen. In meine Wohnung zurückgekehrt, mußte ich mich fragen, was mit diesen Frauen anzufangen sei? Da der Vater am Pulvermagazin als Unteroffizier auf Wache war, entschloß ich mich, in dem anstoßenden Gemache mit aus dem Magazin herbeigeschafftem Bettzeug ein Nachtlager für sie bereiten zu lassen und überließ die Beiden dann ihren weitem Gedanken. Von Zeit zu Zeit hörte ich ein durch Schluchzen unterbrochenes: „Allah il Allah il Illa lah.“ Doch auch dieses Wehklagen nahm ein Ende, und der wohlthätige Schlaf übernahm mich bald.

Am folgenden Morgen früh, als ich mich nach der Spitalküche begeben wollte, um die nötigen Befehle zu erteilen, wartete die Mutter bereits auf mein Erscheinen und bestürmte mich mit der Bitte, ja nicht außerhalb

die Redoute zu gehen, weil mein Leben dort in größter Gefahr sei. Ihre Befürchtungen nicht beachtend, begab ich mich, wie mein Dienst solches erforderte, an Ort und Stelle, um dann später beim Feldweibel mein Morgenessen einzunehmen.

Nach meiner Dienstverrichtung schritt ich furchtlos über die heruntergelassene Aufzugsbrücke der Redoute, als plötzlich aus dem Aloegebüsch ein indischer Soldat mit gezücktem Dolche auf mich zustürzte. Ein Schuß, ein Schrei, und sechs Schritte vor mir sank der Attentäter ohne mein Zuthun, durch die Brust geschossen, nieder. Zu meinem Glücke bemerkte nämlich die Schildwache, welche auf der Bastion den Eingang zu überwachen hatte, den Vorgang rascher als ich und rettete mich durch diesen sichern Schuß vor dem drohenden Tode. Mit dem Dolche in der Hand lag der Missethäter leblos vor mir. Es schien dies der einzige rachsüchtige Bewerber gewesen zu sein, denn ungestört ging ich, das weitere der herbeigeeilten Wache überlassend, zu meinem Frühstück. Ich theilte das soeben Vorgefallene dem Feldweibel mit, der bei der gestrigen Affaire mit einem Streifschuß am linken Arm noch leidlich davon gekommen war, worauf wir gemeinsam die Unglücksstätte besichtigten und ich dann auf mein Bureau zurückkehrte. Meine neue Aufgabe war nun, den unerwarteten Gästen Nahrung zu verschaffen, und ich befahl daher dem Spitalkochen, für deren Bewirtung besorgt zu sein. Dank der Genügsamkeit dieser Frauen wurde mein Budget nicht besonders überschritten und mir keine großen Auslagen verursacht. Am Mittag, als ich im Begriffe war, mein Essen, wie gewohnt, beim Feldweibel einzu-

nehmen, wurde ich durch die Mutter zurückgehalten, mit der freundlichen Bemerkung, der Tisch sei schon für mich gedeckt in meinem Zimmer; ihre Tochter habe meine Bureauzeit benutzt und in der Spitalküche für mich gekocht, ich möchte ihnen doch den Gefallen erweisen, dort zu speisen.

Ich dachte bei mir selbst, wie kann ein Kind ein Mittagsmahl bereiten, und wollte mich schon, da mein Magen rebellisch wurde, gegen die Zugbrücke hin wenden, als sie nochmals ihre Bitte wiederholte und zwar so inständig, daß ich für diesmal bei Feldweibels abjagen ließ und mich auf mein Zimmer begab.

22. Kapitel.

Ein halb civilisirtes indisches Mädchen. — Meine erste Lebensgefährtin. — Gefährlichkeit dieser Gegend.

Wie erstaunte ich aber, als mir bei meinem Eintritte ein nach europäischer Art und Weise gedeckter Tisch entgegenlachte und der Duft der aufgetragenen Gerichte mir angenehm die Nase kitzelte. Ich war hungrig und ließ mich nicht lange bitten, mich hinzusetzen und zuzugreifen. Es war mir aber recht unangenehm, als ich sah, daß die beiden Frauen nach indischer Art auf einer am Boden ausgebreiteten Matte sich anschickten, ein bescheidenes Mahl zu halten, anstatt ebenfalls an meinem Tische Platz zu nehmen. Erst auf meine wiederholte Einladung ließen sie sich dazu verstehen, und es stellte sich heraus, daß die Tochter mit Löffel, Gabel, Messer und Serviette ebenso gut umzugehen verstand, wie eine Europäerin, auch das Bedienen in aller Form verstand, welche Eigenschaften und Kenntnisse sie wohl der euro-

päisohen Familie in Batavia zu verdanken hatte. Mit der Mutter war es schon anders. Die Eshwerkzeuge waren ihren Händen etwas ungewohntes und wurden meistens unrichtig angewendet. Schüchtern wie ein Reh, wagte die Kleine kaum aufzublicken. Die Kosten der Unterhaltung hatte ich allein zu tragen, und nur hie und da richtete ich einige Fragen an sie; schließlich sah ich deutlich, daß dieses Kind auf einer guten Stufe europäischer Bildung stehe und in allen weiblichen Arbeiten gut bewandert sein mußte. Im weitern Gespräch fragte ich nach ihrem Alter, und da sie mit der Antwort zögerte, gab die Mutter an ihrer Stelle eine Antwort, die einem Gleichnis ähnlich lautete: „Alima ist gerade so alt, wie die Cocospalme vor unserm Hause in Bantam.“ Natürlich mußte ich wieder fragen, wann dieser Baum denn gepflanzt worden sei, und eine ganz ähnliche, jedoch bestimmte Antwort lautete: „Als die Holländer den letzten Aufstand in Bantam unterdrückt hatten.“ — So konnte ich endlich über das Alter meines jugendlichen Gastes klar werden. Alima war also ungefähr zwölf Jahre alt und hatte sich schon Kenntnisse erworben, welche bei uns zu Hause die Mädchen sich erst in späterem Alter aneignen. Infolgedessen wurde mein Interesse reger, ich betrachtete sie mit andern Augen und mußte unwillkürlich denken: „Nicht ein Kind, nein, eine Jungfrau hast du vor dir!“

Endlich erschien auch der Vater, der von der Wache abgelöst war, und teilte den Seinigen mit, daß es nicht ratsam sei für sie, jetzt schon nach der Kaserne zurückzukehren. Er ersuchte mich, ein Wort im Vertrauen mit mir sprechen zu dürfen. In der Redoute hin- und

herespazirend, bot er mir im Gespräche seine Tochter zur Frau an; es sei gewöhnlich zwar nicht Sitte bei einem Muselmann, seine Kinder an einen Christen zu verhehlichen, doch habe er eingesehen, daß Ulima bei mir den richtigen Schutz finden würde, und er ersuche mich, seine Bitte zu erfüllen, meine Handlungsweise gegenüber den Seinigen habe ihn zu diesem Entschlusse ermuntert.

Das war natürlich etwas ganz Unerwartetes für mich; ich wollte mich über einen solchen Schritt erst bei meinem Feldweibel beraten und stellte meine definitive Antwort erst in einigen Tagen in Aussicht. Feldweibel und Manam waren über meine Mitteilung sehr erstaunt, und besonders wunderten sie sich, daß ich nicht gleich das Jawort gegeben habe. Als sie aber erfuhren, daß ich mich mit der Absicht befasse, dieses Mädchen nicht nur als Haushälterin, sondern als gesetzlich angetraute Frau zu mir zu nehmen, meinten beide, das sei durchaus nicht nötig, es verursache nur viel Schreiberei, man könne auch ohne Heirat ebenso gut zusammenleben.

Diesen Standpunkt war ich aber nicht willens einzunehmen, sondern begab mich am folgenden Tage zu dem civilen Gouverneur, um hierüber Erkundigungen einzuziehen. Derselbe erklärte mir, daß solche Ehen gestattet seien, nur müsse sich der weibliche Teil ganz den europäischen Gesetzen unterziehen, die Religion spiele dabei keine Rolle. Ueber diesen Punkt war mir also von dieser Seite beruhigende Antwort geworden, und ich mußte jetzt nur noch die Gewißheit haben, ob Ulima mich zu ihrem Gatten haben wolle. Zu diesem Zwecke wollte ich in Gegenwart der Mutter an meine Auserkorene die bezügliche Frage stellen, um aus ihrem

Munde die Antwort zu vernehmen. Beim Mittagstisch lenkte ich allmählich das Gespräch nach dieser Richtung und bemerkte, daß die hellbraunen Wangen des Mädchens leicht sich röteten. Da ich bei der Mutter kein Zeichen von Abneigung gewahren konnte, so frug ich rund heraus: „Alima, koe mau trima kita sperti koe punya laki, apa koe mau kawin sama saya sperti orang blanda kawin sama sama?“ (Alima, willst Du mich zum Gatten nehmen, willst Du nach europäischer Art eine Heirat mit mir eingehen?) Ein Blick auf ihre Mutter und ein leises „Saya tuwan Issi“ * (Ja, Herr) ertönte von den Lippen des Mädchens. Das war ein neuer wichtiger Wendepunkt in meinem Leben.

Es war im Oktober 1863, als ich mich mit Alima zum Gouverneur begab, um uns verkünden zu lassen, und da in dieser Wildnis gesetzlich nur acht Tage Bedenkzeit war, konnten wir schon nach Verfluß dieser Zeit in die Ehe treten. Während diesen Tagen war ich in meinen freien Stunden eifrig bemüht, meine Braut zu lehren, ihren Namen zu schreiben. Wie das erste „Alima“ zu stande kam, kann man sich vorstellen. Bald erschien der Tag unserer Hochzeit, wir begaben uns in festlichem Gewande, sie im feinen indischen Kleide, ich in meiner besten Uniform, begleitet von Zeugen, zum Gouverneur. Als wir nach der üblichen Verlesung des Ehekontraktes in holländischer Sprache, wovon meine Braut leider nichts verstand (ich habe ihr denselben später wörtlich übersetzt), die Heiratsakten unterschreiben mußten, schrieb sie ihren Namen so deutlich und geläufig, daß man

* Die Indier nannten mich nämlich statt meinem für sie schwer auszusprechenden Namen nur „Issi“.

glauben konnte, er wäre von einer Bureaulistin geschrieben.

Der Bund für das Leben war nun geschlossen, und ich hatte mich nicht getrogen in diesem indischen Mädchen. Lange noch blieb ihr eine gewisse Schüchternheit eigen, da sie in mir etwas ganz Außergewöhnliches verehrte. Ich hatte große Mühe, sie eines andern zu belehren, denn ich wollte in meiner Frau keine Sklavin sehen, sondern ihr und ihren Landsleuten begreiflich machen, daß jeder Mensch ohne Unterschied von Geschlecht, Farbe, Glaube &c. die gleichen Rechte habe. Diesem Grundsatz treu bleibend, hatte ich dann Gelegenheit, mit den Eingebornen und ihren Gebräuchen bekannt zu werden, was dem verhaßten Orang Blanda (Europäer) selten gelingt.

Bereits im vorhergehenden Abschnitte deutete ich die Gefährlichkeit dieser Gegend an, wovon ich mich schon am ersten Tage nach meiner Ankunft auf diesem Posten überzeugen konnte. Abends beim Einbruche der Dämmerung, auf der Nord-Bastion stehend, konnte ich bemerken, wie Königstiger Rundschau hielten, um ihre Raubzüge auszuführen. Die vielen Affengattungen hatten nämlich die größte Freude, zu Tausenden in die Reisfelder einzubrechen, um dann mit Beute beladen in die Kronen der Riesenbäume sich zurückzuziehen und in ihren Affenfamilienkreisen gütlich zu thun. Die zu Hunderten zählenden wilden Schweine, welche ebenfalls ihren Anteil an diesem Raube haben wollten, verfolgten die zähnefletschenden Waldmenschen. Aber es lag der Königstiger auf der Lauer, und gerade zur richtigen Zeit in großen Sätzen dahinnrennend, bemächtigte er sich der besten Stücke einer solchen Heerde. Elephanten, Rhinocerosse,

Schlangen und Vögel aller Art gab es hier ebenfalls in Menge. Die ersteren machten ihre Züge nur in Heerden und wo sie durchbrachen, wurde alles umgerissen und dem Erdboden gleich gemacht. Ein treuer Gefährte des Elephanten ist der Pfau, weil er aus dessen Abgangstoffen seine Lieblingsnahrung entnimmt. Wenn man z. B. in eine Gegend kommt, wo ein solcher Elephantenzug durchgebrochen ist, kann man die Pfauen zu Hunderten auf den Abfallhaufen sich gütlich thun sehen.

Um in unser Menu hie und da Abwechslung zu bringen, machten wir, wie die Königstiger, bei anbrechender Dunkelheit Jagd auf die wilden Schweine, deren Hinterstücke einen köstlichen Braten lieferten. Zu einer solchen Jagd bildeten je vier Mann eine aneinandergegliederte Gruppe; war das Wild aufgespürt, ließ man sich auf ein Knie nieder, hielt das Gewehr in fertiger Stellung, und sobald ein Rudel Schwarzborstiger durchbrach, gab der in der Front Knieende Feuer und mit rascher Gewehrauswechslung wurden oft zwei bis drei solcher gefällter Tiere unsere Beute. Ehe man noch an das Abschlachten ging, sorgte jeder dafür, daß sein Gewehr geladen sei; während die einen die Umgegend sorgfältig überwachten, schnitten zwei Mann von uns den erbeuteten Tieren die Hinterschenkel mit Haut und Haar ab und dann gings damit schnellstens der etwa zwanzig Minuten entfernt liegenden Redoute zu. Wenn wir andern Tags noch etwas von der Beute abholen wollten, war alles schon verschwunden, denn der Königstiger, der wahrscheinlich gestern bereits in unserer Nähe darauf gelauert hatte, verschmähte auch solche Resten nicht.

Unter den vielen Arten von Schlangen gab es besonders eine sehr gefährliche, welche nicht größer war, als ein Bleistift, oben erdfarbig, unten feuerrot, an beiden Enden gleichmäßig, so daß man glauben konnte, sie hätte zwei Köpfe. Der Biß, oder richtiger gesagt der Stich dieses Reptils hatte plötzlichen Tod zur Folge. Die Eingebornen nannten dieselbe „Ulur sama kapala duwa“ (zweiföpfige Schlange). Andere giftige Schlangenarten waren weniger gefährlich und es konnte bei rascher Hülfe deren Biß unschädlich gemacht werden.

Da die indischen Soldaten sich keiner Fußbekleidung bedienten, waren sie besonders der Gefahr ausgesetzt, mit diesen Reptilien in Berührung zu kommen. Ihre religiösen Begriffe — halb Budhist, halb Mohamedaner — lehrten sie, in schlimmen Fällen sich einfach platt auf die Erde zu legen und so Besserung oder den unvermeidlichen Tod zu erwarten. Gar oft kam es auch vor, daß solche Betroffene ärztliche Behandlung durchaus nicht annehmen wollten, und wenn der Zufall wollte, daß sie trotzdem nicht starben, so wuchs der Fanatismus damit nur umsomehr.

23. Kapitel.

Riesenbäume. — Verschiedene Dienstverrichtungen. — Unsere Ausflüge. — Mahlzeit nach Muster der Eingebornen. — Erscheinen einer kleinen Weltbürgerin.

Der Aufenthalt dieses gefährlichen schwarzroten Schlangleins befand sich unter mächtig großen Bäumen, die der ganzen übrigen Küste entlang in dieser Art nicht zu finden waren; es scheint, daß der Golfstrom, welcher an dieser Stelle öfters Ueberreste von untergegangenen

Schiffen heranspült, auch das Samenkorn zu dieser Gattung Riesenbäume ausgeworfen hatte. Der eigentliche Stamm dieses Baumes hat nur etwa zehn Meter Höhe, das Geäste und Blätterdach umfaßt aber einen Raum, daß zwei Bataillone ganz gemächlich in seinem Schatten lagern könnten. Niemand wagte es aber dort zu rasten, und nur der mit gutem Schuhwerk versehene Europäer durfte zur Besichtigung dieses Baumkolosses unter diesem Blätterdach durchgehen und seine Neugierde befriedigen. Um von der Redoute aus eine freie Schußlinie zu haben, waren durch die seinerzeit hier weilenden Expeditions-Truppen mehrere dieser Bäume auseinandergesprengt worden, und obschon täglich das nötige Brennmaterial davon genommen wurde, lagen die Fragmente in großartigem Chaos durch- und übereinander. Das seit Jahren herumliegende Holz war gut ausgetrocknet und von rötlicher Farbe. Schon längst hatte ich den Wunsch, mein Zimmer mit einem andern als dem gewöhnlichen Ordonanztisch auszustatten. Nun ließ ich durch zwei Geniesoldaten von einem der vielen Aeste ein Blatt absägen, dessen Durchmesser nach der Bearbeitung beinahe einen Meter betrug. Demnach mögen sich die werten Leser eine Vorstellung machen von den gewaltigen Dimensionen eines solchen Baumes.

Der Außenposten besaß auch eine Heerde Kühe. Diese stammten von der Zeit her, als zur Ueberwachung der Bevölkerung, vor einigen Jahren Militär hier stationirt war. Neben den schon aufgeführten Aemtern des fouriers der Garnison, hatte ich auch noch das nicht unwichtige eines Ober-Kuhhirten und hatte als solcher die Milchabgabe und die Kontrolle der Heerde zu be-

sorgen. Als ich dieses Amt antrat, zählte die gehörnte Schar sechzig Stück. Milch bekam jeder Europäer und auf Wunsch auch die eingebornen Truppen in Hülle und Fülle. Neben dem Fleische, das die Regierung lieferte, wurde von Zeit zu Zeit ein Stück der Heerde zum Extraschmause geschlachtet. Dennoch zählte der Bestand bei meiner Uebergabe im Jahre 1869 über siebenzig Prachttiere, trotzdem der Königstiger sich in dieser Zeit manch fettes Stück herausgeholt hatte.

Spaziergänge auf diesem Außenposten dehnten sich gewöhnlich nicht weiter aus als bis in die Militärkantine, oder die zwei benachbarten Dörfer. In den letzteren war weiter nichts zu sehen, als die aus Eichenholz verfertigten Häuser, die auf beinahe zwei Meter hohem Pfahlwerk ruhten. Von den Bewohnern jedoch bekam man nur die männlichen zu Gesicht, die weiblichen fanden es für ratsam, sich bei unserm Erscheinen hinter ihre Wände zu begeben. Unser Kasino, die Militärkantine, besaß zur Unterhaltung eine durch unsere Vorgänger erstellte Kegelbahn, und die hölzernen Kugeln rollten in den freien Stunden recht fleißig hin und her. Auch andere Spiele vertrieben uns unsere Mußezeit in angenehmer Weise.

Gelegentlich wurden aber doch größere Ausflüge unternommen, immerhin geschah dies nur in Truppen von zehn bis zwanzig bewaffneten Personen zu Pferde. Für geringe Bezahlung konnte man dieselben von der Bevölkerung erhalten, das Reitzeug bestand einfach aus einem primitiven Jügel; Sattel oder Steigbügel waren unbekannte Reitutensilien. Den einzigen Weg, welcher der Küste entlang durch den von lärmenden Affen und

Dögeln bewohnten Urwald führte, beritten wir vorsichtshalber immer in geschlossener Reihe. In der Nähe der Ortschaften war der Weg durch angelegte Reisfelder unterbrochen, wo sich öfters ganze Scharen Büffel befanden, die sich uns beim Herannahen häufig kampfbereit entgegenstellten. Doch ein Schuß, in das Leere abgefeuert, lenkte ihre Aufmerksamkeit von uns ab, und in voller Carrière stürmte unsere Reiter-Abteilung durch die Schar hindurch. Dann stoben sie auseinander und schauten uns noch lange ganz verblüfft nach. Wie schon erwähnt, war auch hier in diesen am Meeresstrand liegenden Dörfern nur die männliche Einwohnerschaft zu sehen, das zarte Geschlecht hatte bereits vor unserer Ankunft die Flucht ergriffen. Der Grund dieses sonderbaren Benehmens wurde mir später durch eine Eingeborne mitgeteilt.

Der größte Ausflug, welchen wir in corpore unternahmen, war ein Rundritt um die Bergkette, welche uns von der verlassenen Redoute „Cyampakka“ trennte. Die Entfernung oder der Weg bis dorthin in südöstlicher Richtung betrug sechs Stunden. Behausungen waren etwas seltenes und am Meeresstrand gelegen. Dafür war aber die Tierwelt mannigfaltig vertreten. Jeder größere Baum beherbergte hunderte von Affen, welche uns in den verschiedensten Tonarten mit ihrem „Hu, Hu“-Gekreisch verfolgten. Dann und wann durchquerte plötzlich ein fliehendes Rhinoceros den Weg, sogar der Königstiger ließ sich von Zeit zu Zeit erblicken, in wilden Sprüngen dahinrennend. Uns Stillehalten war alsdann nicht zu denken, und aus eigenem Antrieb galoppirten unsere Pferde davon; erst am Meeresstrande wurde

in der ersten Ortschaft etwa Halt gemacht, um auch für den hungrigen Magen zu sorgen.

Europäischen Tisch jedoch gab es hier nicht. Die Kokosnuß mit ihrem kühlen Inhalt mußte Wein oder Bier ersetzen, und gedämpfter Reis mit gedörrtem Büffel-
fleisch oder Fisch waren unsere Mahlzeit. Als ich aber eines Tages beobachtete, wie die Eingebornen Hühner- und Enten-Eier ohne Feuer und Wasser kochten, that ich bei derartigen Ausflügen ein gleiches. In dieser tropischen Hitze ist der am Meeresstrand liegende Sand so erhitzt, daß es nur etwa fünf Minuten Zeit gebraucht, um ein Ei darin zu kochen, und diese gesalzenen Eier waren für uns eine angenehme Abwechslung bei der glashart gedörrten Fleischware. Unter einem gesalzenen Ei ist zu verstehen, daß dasselbe mit unverkehrter Schale durch und durch gesalzen ist. Die Behandlung ist eine sehr einfache, und da ich nicht die Absicht habe, in diesem Artikel Handel zu treiben, die Bereitung vielleicht auch kein Geheimnis mehr sein dürfte, so will ich das Rezept dazu hier mitteilen: „Man nimmt gewöhnliche Holzasche und Meersalz, macht damit mit Zusatz von Wasser einen dicken Brei, bestreicht das Ei mit einer etwa fünf Millimeter dicken Lage von diesem Brei, legt dasselbe beliebig hin und nach ungefähr vierzehn Tagen hat man ein gleichmäßig gesalzenes Präparat; freilich ändert sich dabei die Farbe des Inhaltes, aber das Ei wird dadurch für sehr lange haltbar gemacht.

Im allgemeinen haben oder pflanzen die Indier keine Leguminosen; doch gibt es Bäume, deren Blätter ihnen reichen und schmackhaften Ersatz bieten. Was die Flora anbelangt, zeigt sich diese auf ganz andere Art,

als bei uns, denn anstatt Blumen sind es dort Bäume, deren Blüten weithin die wohlriechendsten Gerüche verbreiten. Aber in dieser Gegend, dem eigentlichen Lande der wilden Tiere und gefährlichen Reptilien, zeigt sich auch diese Blumenart nur spärlich.

Meine Alima wünschte, nach dem Beispiele anderer, auch eine eigene Pflanzstätte zu haben, denn frisches Gemüse hatten nur diejenigen, welche auf ihrem Gütchen Landbau trieben, alle übrigen mußten sich mit den eingemachten, oft unschmackhaften Leguminosen begnügen. Das Land, welches man zu diesem Zwecke benutzen konnte, gehörte freilich den Eingebornen, wurde aber auf Wunsch gerne abgetreten; es war größtenteils eine uralte Ruhestätte der Toten. Zur Urbarmachung unseres zukünftigen Gärtchens engagirte ich einige Sträflinge des Spitaldienstes, um das Stück Land, welches ich mir ausersehen hatte, von der großen Menge kleinerer und größerer Steine, mit denen es wie besät war, vorerst zu säubern. Ich machte ihnen den Vorschlag, gegen Entrichtung von einem Centime per Stein, diese als Mauer rings um das Land aufzuschichten. Sie waren damit einverstanden, und nach vierzehn Tagen hatte ich die Freude, ein fruchtbares Gärtchen zu haben, umgeben mit einer Mauer von einem Meter Höhe und 25 Centimeter Dicke. Nun wurde rasch eingeteilt und angepflanzt, Sämereien, die sich im Magazine vorfanden, wurden dazu verwendet, und in unglaublich kurzer Zeit entwickelte sich alles prächtig und bald war soviel frisches Gemüse vorhanden, daß nicht nur unser Tisch damit versehen werden konnte, sondern auch für den des Kommandanten, der übrigen Offiziere und meiner Kollegen genug

abgegeben werden konnte. Jetzt brauchte der Garten aber Aufsicht und deshalb ließ ich ein kleines Bambushäuschen hineinbauen, worin sich meine Frau und die Mutter den Tag über aufhalten konnten. Ich selber weilte in meinen freien Stunden ebenfalls sehr gerne auf unserm nur etwa sechs Minuten entfernten Landgütchen und gebrauchte Spaten und Hacke bald so gut wie der beste Gärtner.

So gingen Tage, Wochen und Monate vorüber in idyllischem Stilleben; im Oktober 1864 wurde ich mit einem gesunden Töchterlein beglückt (welches nun, in der Schweiz lebend, selbst Mutter von einigen Kindern ist). Bei Anlaß der Geburt, die nämlich sehr schwer vor sich ging, lernte ich mehrere Personen kennen aus dieser Gegend, die dabei hilfreich Hand boten; dieselben hatten also auch Gelegenheit, mich kennen zu lernen und gewannen die Ueberzeugung, daß auch unter uns Europäern Menschen zu finden sind, denen sie trotz aller Glaubens- und Sittenverschiedenheiten vertrauen dürfen.

Nach der Genesung der jungen Mutter hatte ich oft Gelegenheit, mich mit diesen Leuten in ihrer eigenen Wohnung zu unterhalten und vernahm dann auch daselbst die Ursache, warum die weibliche Bevölkerung die Europäer mieden und vor ihnen die Flucht ergriffen.

24. Kapitel.

Die Eingebornen werden meine Freunde. — Beschreibung, wie man dort lebte. — Kleinkinder-Ernährung und -Behandlung. — Lernbegierigkeit der Eingebornen.

Die nachfolgende Aufklärung ist nicht besonders ehrenvoll für uns, doch muß ich der Wahrheit gemäß

berichten. Laut Aussagen dieser biedern Naturmenschen, hatte die Regierung nach der gänzlichen Unterwerfung dieses Landes einen Mann an die Spitze der Verwaltung gestellt, welcher, obwohl sehr tüchtig in seinem Amte, in anderer Beziehung zu wünschen übrig ließ und dessen Charakter nicht ehrenhaft zu nennen war. Wenn z. B. seine Spione, Polizisten 2c. einen Eingebornen als verdächtig bezeichneten, so hatte gewöhnlich die ganze Familie vor diesem strengen und ungerechten Richter zu erscheinen. Das Loos der männlichen Glieder war Prügelstrafe, das der weiblichen Schönen gar oft das erniedrigendste. Da war es nicht zu verwundern, daß das so sittsame Volk den Europäer verabscheute. Ich muß es aufrichtig bekennen, diese Menschen sind besser als viele Europäer, sie glauben ebenso gut an einen Gott wie wir, aber sie verehren ihn besser und getreuer. Im Verkehr mit den Inselbewohnern kam allmählich und unwillkürlich in mich ein Gefühl der Verehrung und Hochachtung für diese Menschen. Wenn ich in ihre Familienkreise eingeladen war und beobachtete, wie alles so schlicht und natürlich war, was sie sagten oder verrichteten, wie die Alten und die Jungen vertrauensvoll an mich sich wandten, wie sie meine Fragen einfach und natürlich beantworteten, wie sie alles, was ich ihnen bieten konnte, mit Dank entgegennahmen, dann fühlte ich mich ganz glücklich bei ihnen.

Meine Alima begleitete mich stets bei diesen Besuchen, und wenn ich etwas nicht ganz genau verstehen oder erzählen konnte, funktionirte sie als gegenseitige Dolmetscherin. Wenn ich aber zur Stunde des Abendgebetes noch bei ihnen war und das Zeichen zu letzterem

auf der großen Trommel im Dorfe gegeben wurde, dann warf sich „Issi“ mit den andern ebenfalls auf die Knie, blickte wie alle die andern nach der Gegend, wo Messa liegt, und verrichtete sein Gebet wie die Eingebornen. In der Heimat war ich ja Protestant, dann Katholik in Neapel und jetzt Muselmann, und doch verehrte ich immer nur den einzigen und wahrhaften Gott, wie diese Naturmenschen. Auf diese Weise kam ich diesen biedern Menschen immer näher und lernte vieles von ihnen, was mir sonst verborgen geblieben wäre, beleidigte niemand und that im Herzen auch mir kein Unrecht damit, wie ich glaube.

Da ich ebenfalls mit dem gefährlichen Fieber zu rechnen hatte, rieten mir diese guten Leute ein einfaches Naturmittel an, das mir besonders gute Dienste leistete. Es war dieses das weiße Pfefferkorn, welches, ganz zu sich genommen, die Eigenschaft besitzt, im Magen unverdaut zu bleiben, dagegen alle Krankheitsstoffe an sich zu ziehen, zusammenzuhalten, um dann mit dem übrigen Inhalte des Magens auf gewöhnliche Weise abzugehen. Wie viel Chinin ich schon früher ohne etwelchen Erfolg hinuntergeschluckt, habe ich schon erwähnt; daß ich aber nach einem wöchentlichen Gebrauch dieses Mittels schon heftigen Appetit bekam und dasselbe allem Chinin vorzuziehen war, ist Thatfache, und nur diesem Naturmittel verdanke ich es, daß ich mit dem Leben davongekommen bin und mich stets einer guten Gesundheit erfreute. Dem Arzte unserer Garnison machte ich von diesem einfachen Mittel Mitteilung, doch, wie es so oft oder meistens der Fall ist, er wollte nicht begreifen, daß auch ein Laie in gewissen Fällen im Stande ist, einen guten Rat zu erteilen.

So wurden mir denn auf diesem schönen Plätzchen der Erde herrliche, glückliche Stunden zu teil. In meiner Allima hatte ich eine treu besorgte, liebevolle Gattin gefunden und, im Besitze meines lieben Kindes, welches mir schon entgegenlaufen und „Papa“ rufen konnte, fühlte ich mich so recht als glücklicher Gatte und Vater. Im Umgange mit meinen uneigennütigen, einheimischen Freunden fand ich aufmerksame Zuhörer; in ihrer Beratungshütte lauschten sie meinen Erzählungen aus der Heimat, über die christliche Religion, den Weltlauf etc., von dem sie keine Ahnung hatten, mit Begierde und auch mit ziemlich Verständnis. Dieses Völklein, obschon Muhamedaner, verwarf dennoch die Lehre Budhas nicht und fand aus meinen Mitteilungen über Christus und den christlichen Glauben eine große Ähnlichkeit dieser beiden Gotteskämpfer heraus.

Unter meinen wenigen Büchern fand sich auch ein älterer Atlas vor, aus welchem ich diesen Wißbegierigen nicht genug erklären konnte. Wenn ich auf der Karte den winzigen Punkt bezeichnete, der ihr Land bedeuete, und denselben in Vergleich zu den übrigen Ländern stellte, dann lautete der allgemeine erstaunte Ausruf: „Gott ist groß.“ — Bei diesem Geographie-Unterricht bedeuteten für sie die Städte Meffa und Medina in Arabien die Hauptsache. Eine Reise dorthin und der Besuch des Grabes ihres Propheten Muhamed war ihr höchster Wunsch und dessen Ausföhrung oder Erfüllung wurde als Lebensaufgabe, sowie als Patent zur Priesterweihe erachtet. Jeder bemühte sich, soviel Geld als immer möglich zusammenzubringen, um diese Reise antreten zu können. Trotzdem ja die meisten solcher Wallfahrer

ihre Heimat nie wieder sahen, indem sie tödtlichen Krankheiten zum Opfer fielen, entmutigte das die andern durchaus nicht, die Wallfahrt zu machen.

Meine indischen Freunde sagten mir unter anderm auch, daß laut Ueberlieferung vor Jahrhunderten in dieser Gegend zwischen unbekanntem Völkern eine blutige Schlacht geschlagen worden sei, und aus dieser Zeit sollten die sich hier vorfindenden unendlich vielen Gräber herkommen. Man konnte in der That denn auch nirgends ein Loch in die Erde graben, ohne auf menschliche Ueberreste oder auf Gegenstände zu stoßen, die vermutlich jener Zeit angehörten.

25. Kapitel.

Schatzgräber. — Die Cholera, mein rettender Engel. — Ausbruch des Atjehkrieges.

Auf Wunsch Alimas hatte ich in der Nähe des Gartens ein Geflügelhaus erstellen lassen; beim Graben der Löcher für die Fundamentspfosten stießen die Arbeiter auf einen Gegenstand von Thon. Da ich zufällig anwesend war, ließ ich vorsichtig weiter graben und neben menschlichen Ueberresten wurde ein irdener Topf von circa 50 Centimeter Höhe und 25 Centimeter Durchmesser ans Tageslicht befördert. Derselbe war beschädigt, weshalb ich den Inhalt sofort entdeckte; letzterer bestand aus lauter gelblichen, mit einem viereckigen Loche versehenen Münzen. Ich glaubte voller Freude, einen guten Fund gemacht zu haben. Da die Münzen aber beim geringsten Drucke zerbröckelten, überzeugte ich mich, daß dieselben nicht aus edlem Metalle bestanden. Weitere Nachgrabungen hatten dann bessern Erfolg, es kam etwas

zum Vorschein, das mir und meinen Waffengefährten manche heitere Stunde bereitete. Der glückliche Fund bestand aus sechs ganz verwitterten Kisten, die als Inhalt gefüllte Flaschen aufwiesen. Etiquetten, die auf den Ursprung schließen ließen, waren nur noch wenige vorhanden und die Schrift derselben beinahe unleserlich. Der Verschuß jeder Flasche bestand aus einer gelblichen Wachsubstanz, und der Pfropfenzieher drang plötzlich auf die Flüssigkeit, da der Kork ganz zu Staub geworden. Der Inhalt der Flaschen aber — noch jetzt überkommt mich ein wohlthuendes Gefühl — besaß ein köstliches Aroma, sodaß wir mit der Probe nicht säumten; es war ein Weinchen von dunkelgelblicher Farbe, was mich in der Annahme bestärkte, eine Teneriff-Sorte vor mir zu haben. Meine Kollegen dagegen taufte denselben „Rosensegen“, weil sein Aroma herrlicher duftete als Rosen. Wenn z. B. ein Glas davon nicht ausgespült wurde, hatte dasselbe einige Tage lang den angenehmen Geruch an sich. Wie lange dieser Schatz hier vergraben lag und wer einst der Eigentümer gewesen sein mochte, das interessirte uns nicht sehr, die Hauptsache war, daß derselbe nun in die richtigen Hände geriet und unsere Kehlen ihn richtig zu schätzen wußten. In meinem Landhäuschen wurde der Fund aufgespeichert und erwies sich als der beste Sorgenbrecher, und manche fröhliche Stunde verdankten wir diesem köstlichen „Rosensegen“.

Geflügel, wie Hühner, Enten, Tauben zc. kaufte ich zu spottbilligem Preise von den Eingebornen, und in wenigen Monaten zählte mein Geflügelhof hunderte von gefiederten Bewohnern, welche, zur Fütterung herbeigerufen, uns die größte Freude machten und auch manch

herrliches Gericht lieferten. Wenn Ulima das Ri-Ri-Ri ertönen ließ, stürmte die ganze Schar bunt durcheinander auf uns zu und im Nu war das vorgeworfene Reis verschwunden. Trotzdem für unsern Tisch so manches Stück geschlachtet wurde, konnten wir bei den Hühnern doch immer Vermehrung konstatiren, bei den Tauben dagegen war eher eine Verminderung zu beobachten. Durch meine einheimischen Freunde wurde ich darüber belehrt, daß der Samen der Sonnenblume ein Anziehungsmittel für diese Art Geflügel sei. Diese Anweisung wurde befolgt und in sehr kurzer Zeit war der Taubenbestand derartig, daß wir beinahe jeden Tag noch ganz junge Tauben verspeisen mußten. Unser Menu war demnach ziemlich reichhaltig. Meerfische waren jederzeit billig zu haben und wenn man noch die konservirten Fleischsorten, Früchte und den guten Tropfen Wein hinzurechnete, so waren wir im stande, unsern jeweiligen Gästen ein lukullisches Mahl vorzusetzen.

Der Dienst als Spitalverwalter war übrigens nicht so strenge, wie es mir anfänglich geschienen; nachdem mich das Fieber gänzlich verlassen hatte, war diese Arbeit nur noch Spielerei zu nennen. Zur Schnellberechnung der verschiedenen Speiseforten hatte mein mathematischer Sinn längst ein Hilfsmittel erfunden, welches die Prozedur um die Hälfte verringerte und trotzdem auf das genaueste ausführte. Bei der Verwaltung war es Usus, die nicht verbrauchten Lebensmittel bei der dreimonatlichen Kontrolle zum Vorteil der Regierung als Einnahme zu buchen. Dieser Nichtverbrauch entstand hauptsächlich dadurch, indem der Verwalter den Ausgang zu seinen Gunsten reduzirte, um bei der Abrechnung nicht zu kurz zu kommen.

Mein Hilfsmittel setzte mich in den Stand, eine pünktliche Abgabe an Kranke und Personal vornehmen zu können, weshalb die Wiedereinnahme des Nichtverbrauchten bedeutend abnahm, teilweise sogar ganz aufhörte. Solche Genauigkeit bewirkte, daß der Posten-Kommandant und der Intendant öfters ganz unerwartet, sei es bei Tag oder bei Nacht, bei mir zur Inspektion erschienen. Die Bücher, die nach amerikanischer Buchhaltung geführt waren, wurden bei solchem Anlasse abgeschlossen und je nach Wunsch der Bestand dieses oder jenes Artikels gewogen oder gezählt. Manchmal schüttelte der Intendant den Kopf, denn trotz aller Mühe und Spitzfindigkeit konnte er keinen Fehler entdecken, immer stimmte alles haargenau, er mochte kommen, wann er wollte. Von meinem Hilfsmittel, welches ja mein Geheimnis war und von mir wohl verwahrt wurde, sagte ich natürlich kein Wort, und mit ruhigem Gewissen durfte ich seinen Besuchen entgegensehen.

Eines abends aber hätte mir der Stellvertreter des Intendanten beinahe einen Spuck gespielt. Der Kassaldo stimmte im Betrage von fünf Centimes nicht mit dem abgeschlossenen Kassabuche, und fluchend verließ derselbe mein Bureau, mir noch zurufend, er werde mich am folgenden Tag schon finden. Doch wie damals im Jahre 1859 Herr Oberst Sulzberger, so sollte mich dieser Inspektor im Jahre 1865 auch nicht finden, da die gütige Vorsehung die Sache anders wendete.

Es war abends zehn Uhr, als ich vom Kommandanten den Befehl erhielt, dafür zu sorgen, daß bis morgens sieben Uhr ein Grab in Bereitschaft sei, es wäre nämlich der Vertreter des Intendanten plötzlich an der Cholera

gestorben. So war auf diese Weise die Gefahr, hinter Schloß und Riegel zu kommen, vielleicht gar verjezt zu werden, glücklich von mir abgewendet, und in ziemlich guter Stimmung ging ich an die nächtliche Arbeit. Sechszehn Mann stark, teilweise bewaffnet, begaben wir uns nach dem etwa 20 Minuten entfernten Begräbnisplatz. Mit dem nötigen Facellichte und mit holländischem Genièves genügend versehen, wurde bis zur Ankunft des Leichenzuges abwechselnd gearbeitet. Die ungefähr sechsstündige Arbeit brachte aber nur ein zirka drei Fuß tiefes Grab zuwege und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Boden aus wenig Erdreich, aber dafür aus destomehr undurchbrechbarem Klippstein bestand. Der Verstorbene mußte nolens volens mit dieser Ruhestätte sich begnügen und mit stiller Beruhigung sah ich ihn in denselben verschwinden.

Mein Familienbestand vergrößerte sich in diesem Jahre um ein weiteres Glied, indem mich Alima mit einem allerliebsten Knäblein beschenkte, welches aber schon nach drei Monaten der herrschenden Cholera zum Opfer fiel. Die furchtbare Seuche hatte unter den Truppen schwere Lücken gerissen und auch die Bevölkerung wurde arg mitgenommen. Um die Truppen einigermaßen zu ermutigen, erhielt ich den Befehl, denselben täglich einen halben Liter per Mann von einer geringen Weinsorte zu verabreichen. Ich hielt jedoch dafür, daß ein guter Tropfen Wein noch besser sei, und so schenkte ich denn statt dem minderen Getränke Bordeaux aus, welches Versehen aber bald entdeckt wurde; ich entschuldigte mich damit, ich hätte als nicht Weinkenner geglaubt, den Auftrag richtig ausgeführt zu haben. Diese Angelegenheit

hatte weiter keine unangenehmen Folgen für mich, als daß man mich mit dem Schmeichelnamen „Dummkopf“ beehrte, was mich aber ziemlich gleichgültig ließ.

Mittlerweile war das Jahr 1866 angebrochen und alles ging im regelmäßigen ruhigen Gange weiter, als eines Tages mein Feldweibel auf mein Zimmer kam und mir mitteilte, daß meine Dienstzeit schon seit drei Monaten abgelaufen sei; er hätte es im Drange der Geschäfte ganz vergessen. Immerhin sei es eigentümlich, daß ich ihn nicht daran erinnert habe, und ich sei wohl die einzige Person im Heere, welche sich das Ende der Kapitulation nicht notirt habe. Natürlich war ich über solche Vergeßlichkeit höchst verwundert und konnte kaum begreifen, daß diese sechs Jahre mit ihren mannigfaltigen Erlebnissen und Erfahrungen schon vorbei sein sollten. Dann schloß ich sofort eine weitere Kapitulation von vier Jahren ab.

Während der letzten Zeit war in Atjeh (Nordküste von Sumatra) der Krieg ausgebrochen. Jedes Postboot brachte uns schlimme Nachrichten; wie wir aus den Zeitungen vernahmen, war die ganze Truppenmacht von Ostindien dabei engagirt. Aus allen Garnisonen beordnete man frische Kräfte nach dem Kriegsschauplatz, während die dezimirten Truppen zurückgezogen wurden. Trotz aller äußersten Anstrengungen konnten die Regierungstruppen keine nennenswerte Vorteile erringen; sie hatten einen Feind zum Gegner, wie einstens Oesterreich an den alten Schweizern. Doch Hollands Geduld wurde nicht erschöpft, sie behielten ihr Ziel, das in der Unterwerfung des Feindes gipfelte, unverzagt im Auge. Wohl färbte das Blut von vielen Tausenden den Boden dieser

Kolonien, wohl füllten sich die Spitäler an mit Verwundeten und Kranken, und es harrten Tausende von verlassenen Frauen und Müttern der Wiederkehr ihrer Lieben, doch das militärische Gesetz kannte kein anderes Wort als: „für Gott, König und Vaterland.“ Ueberhaupt wird es Jedem in solchem Falle mehr oder weniger gleichgültig, wo er sich befindet. Der Todesengel holt ja seine Beute ebenso unerbittlich aus dem Kreise fröhlicher Feste, als aus den Reihen der Truppen auf dem Schlachtfelde.

Da der Dienst bei der Verwaltung mir gut gefiel, und ich mich darin ziemlich eingelebt hatte und zudem kriegerische Thätigkeit nicht gerade meine Passion war, verwendete ich mich dafür, um definitiv zu diesem Korps versetzt zu werden. Für mich, als Ausländer, war dieses Vorgehen nicht so leicht, da das Militärdepartement über das frühere Leben des Aspiranten genau unterrichtet sein wollte. Deshalb dauerte es für mich beinahe zwei Jahre, bis alle Formalitäten erfüllt waren, denn selbst mein früherer Kompagnie-Kommandant in Neapel, der sich schon längst in seiner Heimat ins Civilleben zurückgezogen hatte, mußte noch seine Meinung darüber abgeben.

26. Kapitel.

Versetzung nach Celok-Betong. — Aus dem Himmel in die Hölle. — Definitiver Uebergang zur Verwaltung.

Leider sollte ich nicht mehr lange auf diesem Augenposten bleiben. Der Feldweibel des Hauptquartiers war nämlich zu einem Feldbataillon nach Atjeh versetzt worden, und ich mußte als ältester Fourier seinen Posten übernehmen. Ungern zog ich von hier fort: kurz vorher

hatte mich Alima mit einem zweiten Töchterlein beschenkt, und ihr Gesundheitszustand ließ sehr zu wünschen übrig. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten.“ Dem Befehl mußte ich folgen, und unter den Segens- und Glückwünschen meiner Kameraden und der mir so lieb gewordenen Eingebornen verließen wir diese Stätte des Glückes und des Friedens.

In vier Tagen war ich schon an Ort und Stelle, um nun wieder einen Dienst zu versehen, der mir — da ich in Katimbang so viele Jahre von sämtlichen Korpsdiensten ganz befreit gewesen — nicht mehr so geläufig war. Eifrig bemühte ich mich zwar, das Vergessene bald möglichst nachzuholen, doch ging das leider nicht so rasch. Die Offiziere verloren die Geduld, und mein Strafregister, welches so lange Zeit weiß geblieben, bekam wieder einen dunkeln Anstrich. Wegen der vielen Arresttage hatte ich hier in Telok-Betong sehr wenig freie Stunden, um der Erholung zu leben; selbst das einzige Lokal zur Unterhaltung, die Militär-Kantine, betrat ich höchst selten. Trotz des strengen Verbotes, konnte ich mich doch nicht enthalten, beim Abschiedsfeste einiger Waffengefährten mitzuwirken. Ganz heimlich begab ich mich in die Kantine, nachdem die Offiziere die Kaserne verlassen und wie gewöhnlich vor dem Mittagstische ihre gemeinsame „Bitterstunde“ hatten. Gegenüber der Kantine, durch das etwa fünfhundert Meter breite Exercierfeld getrennt, lag die Wohnung meines Kompagnie-Kommandanten. In heiterster Stimmung, und ganz ohne Ahnung, daß man von dort aus beobachtet werden könnte, that ich mir bei meinen Kameraden gütlich. Mein Gewissen aber ließ mir dabei doch keine Ruhe,

und als ich sogar die Ordonnanz meines Chefs schurstrafs auf die Kantine zusteuern sah, witterte ich sofort etwas Außergewöhnliches. Meinen Kameraden anempfehlend, mich nicht zu verraten, begab ich mich schleunigst in ein ganz in der Nähe liegendes Versteck. Wie ich vermutete, so war es auch wirklich. Die Ordonnanz verlangte nach mir, ich hätte sofort vor dem Hauptmann zu erscheinen. Doch alle Anwesenden beteuerten, daß ich nicht hier gewesen sei und mich wahrscheinlich auf meinem Bureau befinde.

Während der Abgeordnete den Rückzug antrat, um seinen Rapport bei dem Hauptmann abzugeben, wählte ich den kürzesten Weg, um auf mein Zimmer zu kommen. Hinter der Kantine war nämlich ein ziemlich tiefer, doch nicht allzu reißender Fluß, worin sich öfters Alligatoren blicken ließen, weshalb das Baden in diesem Gewässer nicht ratsam war. Einen raschen Blick hinüberwerfend, sprang ich angekleidet, wie ich war, in die Fluten und konnte drei Minuten später glücklich das andere Ufer erklimmen. Durch das Gebüsch gedeckt erreichte ich in weitem fünf Minuten mein Zimmer, woselbst ich rasch die Kleidung wechselte. Kaum war das geschehen und kaum hatte ich den Platz am Bureautisch eingenommen, so erschien auch schon die verwünschte Ordonnanz mit dem bereits aus meinem Verstecke mitangehörten Befehle.

Ganz unbefangen, als wenn nichts vorgefallen, erschien ich vor meinem Hauptmann, welcher sich in der vorderen Veranda seines Hauses mit dem Laden eines Revolvers beschäftigte. Ich blieb während dieser Zeit in ordonnanzmäßiger Haltung hinter ihm stehen, plötzlich kehrte er sich um, den geladenen Revolver nach

meinem Kopf richtend, und rief mir zu: „Feldweibel, wenn jemand den erhaltenen Befehlen nicht nachkommt, so hat er den Tod verdient!“ Während diesem kritischen Momente schaute ich ihn kaltblütig an, ohne mit den Wimpern zu zucken. Meine Unerfrorenheit muß ihm gefallen haben, sein Arm mit der Waffe sank und mit lachendem Munde sagte mein Chef: „So, diese Probe haben Sie gut bestanden, setzen Sie sich, und bei einem Glas Wein erzählen Sie mir der Wahrheit gemäß den Sachverhalt der letzten Viertelstunde. Obschon die Ordonnanz mir mitgeteilt hat, er hätte Sie am Bureautisch getroffen, behaupte ich dennoch, Sie vor kurzer Zeit durch meinen Feldstecher in der Kantine gesehen zu haben.“ Ohne Rückhalt gestand ich ihm, wie ich den schlammigen Fluß durchschwommen und kurz vor Ankunft der Ordonnanz meinen Platz am Bureau eingenommen habe. Als ich meinen Bericht beendet hatte, ergriff er meine Hand mit kräftigem Drucke und entgegnete: „Feldweibel, Sie haben ihre Sache gut gemacht, aber immerhin verdient ihr Unternehmen waghalsig genannt zu werden und hätte leicht verhängnisvoll für Sie werden können.“ Seine Güte ermutigte mich, ihn bezüglich der Strafen für kleine Fehler zu interpretiren, worauf er mir die Versicherung gab, in Zukunft nachsichtiger mit mir zu sein.

Kurz nachher hielt die Cholera ihren Einzug in unsere Garnison, derselben erlag der Quartiermeister, der zugleich Spitalverwalter war. In drei Tagen war die Stelle durch einen andern besetzt, welcher dieselbe jedoch nicht einmal 24 Stunden inne hatte, als auch er von der Krankheit ergriffen wurde und, ohne den Namen seines

Vorgängers in das Totenregister eingeschrieben zu haben, derselben ebenfalls erlag. Infolgedessen trat abermals eine Aenderung in meinen Funktionen ein; laut telegraphischem Bericht aus dem Hauptquartier hatte man mich für diesen Posten ausersehen, und ich hatte sofort das Amt anzutreten. Obschon dasselbe zu dieser Zeit nicht gerade beneidenswert war, begrüßte ich dieses Avancement dennoch freudig, befreite es mich doch von dem lästigen Korpsdienst und verschaffte mir zuzagende Beschäftigung. Meine erste Aufgabe war, das während dem Krankenlager meiner beiden Vorgänger Versäumte so rasch als möglich nachzuholen. Die Kranken hatten während dieser Tage freilich nach Vorschrift der Doktoren alles erhalten, was nötig war, aber von Buchführung war natürlich keine Rede. Köche und das weitere Bedienungspersonal hatten das Nötige aus den Magazinen entnommen, aber nur sehr mangelhafte Notizen gemacht. Mit meinem bewährten Hilfsmittel brachte ich in kurzer Zeit alles in Ordnung.

Das Spital gehörte zu der dritten Klasse und war für dreihundert Mann eingerichtet; alle Schlafstellen waren besetzt, und die böse Cholera sorgte schon dafür, daß leere Stellen selten zu verzeichnen waren. Meine Wohnung, wo sich zugleich auch mein Bureau befand, lag am Eingang des Spitals, was mir ermöglichte, während der Arbeit den Kranken- und Verstorbenen-Transport stets beobachten zu können. Bei jedem Sterbefalle mußte der Verwalter mit dem Doktor der Wache sich an das Sterbelager begeben, da diese beiden Personen den Todesfall mit ihrer Unterschrift beglaubigen mußten. Die Totenakten wurden mit jeder Postgelegenheit in

Triplo an die Hauptintendatur nach Batavia gesandt, von wo dann ein Exemplar an das Kriegsdepartement, ein zweites mit Sammelliste nach Holland spedirt wurde. Während der Cholerazeit hatte der Verwalter die Weisung erhalten, stets ein Faß Cognac auf seinem Bureau bereit zu halten, um jedem mit Leibschmerzen Behafteten ein ordentliches Gläschen zu verabreichen. Der Zudrang wurde aber so großartig, daß ich mit Gewißheit annehmen konnte: nicht alle bedurften dieses Mittels.

25. Kapitel.

Cholera-Epidemie-Erlebnisse.

Glücklicherweise nahm, wie alles, auch die Cholera-Epidemie ein Ende; sie hatte in ihrem Gefolge wohl viel Trauriges, aber hie und da auch Erheiterndes gebracht. Die Hauptsache indessen war, daß ich davon verschont geblieben. Oft beschlich mich freilich das Gefühl, als ob die Seuche auch bei mir ihren Einzug halten wollte, doch das beste und einfachste Mittel gagegen ließ ich nie außer Acht: eine durchaus regelmäßige Lebensweise führen, genaue Diät innehalten, Mäßigkeit im Essen und Trinken, das habe ich stets innegehalten vor und nach der Epidemie. Cognac, hier als beliebtes Arzneimittel geltend, ließ ich mir dreimal täglich in kleinen Dosen zukommen: des Morgens beim Aufstehen, mittags vor dem Essen und abends vor dem Schlafengehen. Dagegen war ich während dieser Zeit ein leidenschaftlicher Raucher, die Manila-Cigarre war beständig in meinem Munde, und ich glaube, wenn es irgend thunlich gewesen wäre, ich hätte selbst im Schlafe davon Gebrauch gemacht.

Auch die Eingebornen waren arg mitgenommen

worden, doch nur in den Ortschaften, die in der Ebene lagen; im nahen Gebirgslande war und blieb die Seuche etwas unbekanntes, und ob schon wöchentlich ja Tausende aus dem Innern des Landes ihre Waren auf den Markt brachten, vernahm man nie, daß die Krankheit in ihre Dörfer verschleppt worden sei.

Verhältnismäßig gab es bei den Truppen mehr Todesfälle unter den Indiern, als unter den Europäern. Letztere wurden stets mit Humor durch die Kameraden eingesargt und zur letzten Ruhestätte begleitet. Aus folgendem mögen die Leser einigermaßen einen Begriff bekommen, wie es zunging: ich war einst Zeuge, wie ein verstorbener Geniesoldat eines Nachts durch seine Kameraden zum Begräbnis ausgerüstet wurde. Der dahingegangene Freund lag neben anderen Verstorbenen auf dem Leichentische, und nachdem er gewaschen worden, zog man ihm die besten Unterkleider an. Der unweit davon stehende Sarg, welcher mit weißem Kattun ausgefüllt und dessen vier Seiten von je einem aus Messingnägeln hergestellten Kreuze geschmückt waren, sollte den Leichnam in wenigen Stunden aufnehmen. Während dieser Zeit machte die Genièves-Flasche die Runde von Mund zu Mund, und fröhliche Lieder ertönten in diesen Totenhallen. Einer dieser Wächter, der etwas zu viel getrunken hatte, fand es bequemer, liegend die Wache zu halten und legte sich, unbeachtet von den andern, in den leeren Sarg, um den Tagesanbruch dort zu erwarten. Seine Kameraden, die begreiflicherweise auch mehr oder weniger benebelt waren, wollten, als der Morgenschuß vom Fort ertönte, den Verstorbenen in sein letztes Haus hineinlegen. Durch erwähnten Schläfer

entstand aber das Hindernis, daß der Körper nicht herunterzubringen war und schließlich Gewalt angewendet werden mußte. Auf einmal ertönte ein jämmerliches Geschrei aus der Tiefe des Sarges, und entsetzt stürzten die dabei Beschäftigten davon. Die Leiche wurde auf dem Flur fallen gelassen und alsbald kam der so unsanft geweckte Wächter zum Vorschein. Kaum wurde die Situation erkannt, ertönten von allen Seiten die seltensten Kraftausdrücke, die aber bald in lauten Jubel übergingen, wobei die glückliche Auferstehung des Kameraden in weiterm Genüß-Genuß gefeiert wurde. Um sieben Uhr sollte der Leichenzug abgehen, der Tote wurde schnell wieder in den Sarg geschafft, der letztere, nachdem der Sargdeckel fest zugenagelt war, auf die Bahre gestellt, dann das Leichentuch übergehängt und alle seine Insignien darauf befestigt. Es war die höchste Zeit; die Kompanie, zu welcher der Geschiedene gehört hatte, stand bereits vor dem Spital, zum Empfang der Leiche in Reih und Glied aufgestellt. Dampf ertönten jetzt die mit Flur behängenen Trommeln und Signaltrompeten. Der Leichenzug setzte sich in Bewegung, und es war ein Wunder, daß die vor einigen Stunden noch ziemlich benebelten jetzigen Leichenträger den Sarg unterwegs nicht fallen ließen. In wellenförmiger Bewegung wurde derselbe vorwärts spedit; in einer Viertelstunde war er an Ort und Stelle, und kaum zwei Minuten danach ertönte über dem offenen Grabe zur letzten Ehre des Dahingegangenen das Zug-Feuer. Jeder warf noch eine Hand voll Erde hinunter, worauf der Totengräber das Weitere besorgte.

Einen bemerkenswerten Unterschied beobachtete ich

während der Krankheit zwischen Indiern und Europäern. Während der erstere auf seinem Lager still der Abnahme seiner Kräfte entgegensah, krümmte sich der Europäer vor Schmerz wie ein Wurm; beide hatten sozusagen die gleiche Nahrung, die gleiche Behandlung und doch waren die Todesqualen so verschieden. Manchmal frug ich mich, woher dies wohl kommen möchte und glaubte dies auf folgende Weise mir zu erklären. Der Indier ist genügsam in seiner Nahrungsweise, beim Europäer ist das Gegenteil der Fall. Jener lebt einfach, dieser dagegen ist unmäßig und dem Trunke ergeben, was bei den Indiern zu den Seltenheiten gehört.

Folgende Begebenheit liefert einen Beweis, daß der Mensch in seinen letzten Wünschen manchmal ein Kräutlein wider den Tod finden kann. Einer meiner Landsleute, seines Grades Unteroffizier, befand sich eines abends um zehn Uhr in der Militär-Kantine und that unter wuchtigen Faustschlägen auf das Billard die frivole Aeußerung: „O Cholera söll mi näh, wänn i die fläsche nümme-n-ustrinke.“ — Um elf Uhr war ich noch auf dem Bureau beschäftigt, das letzte Gläschen Cognac war ich im Begriffe zu trinken, als plötzlich die Glocke ertönte, welche die Ankunft von Cholerakranken signalisirte und mir gemeldet wurde, daß der neue Patient mein vor einer Stunde noch so ausgelassene lebenslustige Landsmann sei. Schnell wurde unter meiner Leitung das Nötige für ihn besorgt. Der Zustand verschlimmerte sich zusehends, und ich flüsterte ihm leise ins Ohr: „B. häßt nüd hei z' brichte?“ Seine nicht ganz zarte Antwort lautete: „Du chaibe Ch . . . gib mer ä fläsche Bier, dann wirds scho bessere!“ Der Gedanke zog blitzschnell

durch meinen Kopf, ob ich als Verwalter ihm wirklich gerade das zukommen lassen dürfe, was von den Aerzten aufs strengste verboten war? Meine Gutmütigkeit behielt die Oberhand. Rasch begab ich mich in das Magazin und brachte wohlverborgen eine Flasche bairisches Lagerbier an das Krankenlager. Ich überzeugte mich, einen kurzen Blick durch den Saal werfend, ob kein Doktor in der Nähe sei, und setzte dem Patienten schnell die geöffnete Flasche an den Mund. Seine schon beinahe erkalteten Hände umklammerten dieselbe krampfhaft und bis auf den letzten Tropfen leerte er die Flasche.

Nun entstand oder vollzog sich in diesem halb erstarrten Körper eine geheimnisvolle Reaktion, ein Zittern und Beben überfiel ihn, so daß mir denn doch bang wurde, und der furchtbare Gedanke in mir auftauchte: „du hast ihn getödet.“ Dem war glücklicherweise aber nicht so; auf einmal schnellte der Oberkörper des Kranken in die Höhe, und mit klarem Blicke und lauter Stimme sagte er zu mir: „Du, gib mer no eini!“ Ich hatte aber keine Lust, zum zweitenmale diese Angst durchzumachen und mich der Gefahr der Entdeckung auszusetzen, sondern ging sofort zum wachhabenden Arzte und meldete ihm, daß B. wahrscheinlich aus Versehen als Cholerafranker in das Spital beordert worden sei, denn ihm fehle gegenwärtig nichts als guten Unterhalt. Es fand eine weitere Untersuchung statt, welche sehr günstig ausfiel; nachdem der Arzt sich noch eine Weile mit dem gesprächigen Patienten unterhalten hatte, sagte er zu mir im Weggehen in französischer Sprache, er könne diesen Fall beinahe nicht begreifen, denn der erste Befund sei derartig gewesen, daß er B. für verloren gehalten habe.

Das Bier hatte also hier seine gute Wirkung gethan, doch durfte ich davon nichts verlauten lassen, denn die studirten Doktoren lassen nicht mit sich spassen, und mir wäre eine schwere Strafe sicher gewesen. B., der am folgenden Morgen wieder aus dem Spital entlassen wurde, konnte aber nicht reinen Mund halten, war aber doch so verständig, nur meine Wissenschaft, nicht aber das Medikament zu verraten.

Telok-Betong ist eine ziemlich große Ortschaft und zählte damals schon an die 20,000 Einwohner. Die Bevölkerung war eine sehr gemischte und bestand außer Chinesen noch aus den verschiedensten indischen Elementen, welche alle Handel trieben. Die Europäer waren theils Staatsbeamte, theils Militär. Civilisten gab es hier keine, außer dem Besitzer eines Gasthauses, in welchem man — bei der Ankunft zwar zu sehr hohen Preisen — alles bekommen konnte, was ein Hotel zu bieten im stande ist. Neben der Wirtschaft hatte dieser Gastwirt noch die Vertretung verschiedener in Batavia etablirter Handelsfirmen, und sein Einkommen durfte jedenfalls sehr bedeutend genannt werden.

28. Kapitel.

Ein Ballabend und dessen folgen. — Schöner Nebenverdienst. — Der 33-jährige Schüler.

Genanntes Gasthaus hatte das Offiziercorps zu seinem Besammlungsort erwählt, und neben den gewöhnlichen Unterhaltungen fand dort jeden Monat ein flotter Ball statt. Die Offiziere waren zwar nicht alle verheiratet, doch bei den Staatsbeamten war dies größtenteils der fall, so daß an solchen Abenden immer genug Damen

zum Tanze sich einfanden. Das rein-europäische Element war unter ihnen freilich nur schwach vertreten, aber hübsche, wenn auch weniger gebildete Creolinen bildeten einen schönen Kranz von Tänzerinnen. Anlässlich solcher Veranstaltungen trat das Offizierkorps stets in Uniform auf, komplett mit Säbel und Sporen ausgerüstet.

Auf einem dieser Bälle hatte ich das Mißgeschick, beim Tanzen der Française mit meinen Sporen in die langen Schleppen der dermaligen Ballkönigin mich zu verwickeln. Diese Thatjache konnte möglicherweise schlimme Folgen haben; trotzdem sie sich schnell losmachen konnte und davonslatterte, ließ mich ein wütender Blick aus ihren Augen Böses ahnen, doch brachte mich das nicht außer Fassung. Nach Beendigung des Tanzes, nachdem ich meine Tänzerin wieder an ihren Platz geleitet hatte, beschloß ich, schnurstracks zu der, wie es mir schien, sehr Beleidigten zu gehen, um meine Entschuldigung vorzubringen. Wider mein Erwarten wurde ich gebeten, an ihrer Seite Platz zu nehmen, und im Gespräch über alltägliche Begebenheiten stellte sie die Frage an mich, ob ich nicht irgend einen Bekannten wüßte, der ihrer sechszehnjährigen Tochter Unterricht in der französischen Sprache erteilen könnte. Augenblicklich konnte ich ihr keine definitive Antwort geben, versprach aber, morgen mit bestimmtem Berichte bei ihr vorzusprechen, und verabschiedete mich dann unter den gewöhnlichen Zeremonien.

Am andern Tag zog ich darüber Erkundigungen ein, doch ohne Erfolg, denn unter denjenigen Personen, welche französisch sprechen konnten, war auch nicht eine, die theoretischen Unterricht zu erteilen fähig war. Mit

diesem Berichte begab ich mich dann abends zu der Dame. Deren Gatte war eine hervorragende Persönlichkeit unter dem Beamtenpersonal der ganzen Küste von Süd-Sumatra, der erste nach dem Gouverneur, und ein sehr freundlicher Herr. Ich teilte ihnen mit, daß momentan nichts Passendes zu finden sei, worauf die Dame entgegnete, es komme ihr unbegreiflich vor, da sie ganz bestimmt wisse, daß die Kinder des Major B. in Westpreden durch einen fourier in dieser Sprache unterrichtet worden seien. Nach eingezogenen Erkundigungen müsse meine Person identisch sein mit jenem fourier, und ich würde ihnen einen großen Dienst erweisen, wenn ich die Güte hätte, ihrer Tochter Unterricht zu erteilen. Ohne meine Antwort abzuwarten, brachte ihr Gatte, wahrscheinlich um mich bereitwilliger zu machen, folgendes Anliegen: Es sei nämlich ein Polizei-Korps errichtet worden, das die Bestimmung habe, auf der ganzen Küste den Sicherheitsdienst zu übernehmen. Das Korps werde dreihundert Mann stark und die Bewaffnung analog derjenigen der Truppen sein, ebenso auch der Unterricht im Waffenhandwerk. Die Regierung habe nun den Wunsch geäußert, der Gouverneur möchte darauf Bedacht nehmen, das Instruktoramt durch einen Graduirten der Garnison ausüben zu lassen, und man habe für diesen Posten an meine Person gedacht.

Aus diesem allem konnte ich entnehmen, daß meine freie Zeit durch Sprachunterricht, Instruktion der Polizei &c. genügsam ausgefüllt werden sollte, und da meine dienstlichen Obliegenheiten mir ziemlich Spielraum übrig ließen, so konnte ich gegen diese Zumutung, welche ohnehin noch wesentliche ökonomische Vorteile in sich schloß,

nichts einwenden, und willigte endlich ein. Das Schulmeisteramt war zwar durchaus nicht nach meinem Geschmack und es stiegen Bedenken in mir auf, denn 16 Jahre in Indien stehen ungefähr in gleicher Linie mit 24 Jahren in Europa; ich hatte also einer Jungfrau Unterricht zu erteilen und keinem Mädchen. Doch wer A sagt, muß auch B sagen, ich blieb meinem gegebenen Worte treu und erfüllte meine eingegangenen Verpflichtungen nach bestem Wissen und Können.

Meine Schülerin hatte einige in der Schule erlernten Anfangsgründe beibehalten und zeigte ziemlich Eifer, so daß ein Vorwärtskommen zu erwarten war. Die Mutter ließ es sich nicht nehmen, bei den Lektionen anwesend zu sein, wodurch der hie und da sich zeigende widerspenstige Sinn der Tochter in Schranken gehalten wurde. Ohne dies wäre dieselbe wohl nicht so folgsam gewesen, denn bei all ihrem Thun zeigte sich gewöhnlich ein verächtlicher Zug um den Mund. Im öffentlichen Leben, wo mich die Eltern stets als Bekannten begrüßten, spielte sie gegenüber mir die Fremde, und ich war wirklich froh, als mir ihr Vater eines Tages mittheilte, daß er seine Tochter für fähig genug halte, in ein Pensionat in Weltepreden einzutreten. Dieses Schulmeisterleben hatte immerhin vier Monate gedauert, und es gab manchmal bittere Stunden, die aber durch ein schönes Honorar verlüßt wurden. Zum zweitenmale hätte ich eine solche Stelle, wenn auch mit ebenso guter Bezahlung, dennoch ausgeschlagen.

Das Instruktoramt war für mich zusagender. Da war ich allein Herr und Meister, und wenn der Gouverneur von Zeit zu Zeit dem Unterricht auch beiwohnte,

so dachte ich bei mir selber: „zuschauen und zuhören magst du meinethwegen, aber zum Kritisiren fehlt dir das richtige Verständnis.“ Mit dem festen Vorsatze, in allem das Möglichste zu thun, erreichte ich durch zwei wöchentliche Instruktionsstunden in drei Monaten soviel, daß das durch mich ernannte Cadre auch in meiner Abwesenheit die Instruktion fortsetzen konnte. Dieser schöne Erfolg veranlaßte den Gouverneur, mir das monatliche Honorar von 150 auf 200 Franken zu erhöhen. Dieses Extra-Einkommen hatte ich auch nötig, denn da meine Frau standesgemäß im indischen Kostüm auftreten mußte, erforderte dies große Mehrausgaben. Dem seidenen, mit Gold durchwirkten Sarong und Wabaya folgte der Sitte gemäß bald der massiv-goldene Gürtel, mit Diamanten verzierter goldener Schlußplatte.

Besuche, Kaffeetränzchen zc. waren an der Tagesordnung. Das Kartenspiel bildete ebenfalls eine Hauptunterhaltung bei diesen Anlässen, und das Einkommen wurde auf diese Weise so ziemlich verbraucht von Monat zu Monat, da hier allgemein dem Sprichwort nachgelebt wurde: „Gott weiß, ob wir morgen noch leben, also heute gelebt!“ Schon einigemal hatte ich die provisorische Andeutung erhalten, daß ich wahrscheinlich in kurzer Zeit nach dem Kriegsschauplatz auf Atjeh dirigirt werde. Alima hatte beschlossen, in diesem Falle mit den Kindern in ihre Heimat, nach Bantam auf der Insel Java sich zurückzuziehen.

Durch Herrn W. erfuhr ich, daß man beabsichtige, auf hiesigem Plage ein Lagerhaus zu erstellen für den Salzverkauf der ganzen Küste, und daß man dazu die nötigen Beamten engagiren werde. Um aber civiler

Beamter zu werden, müsse man nach dem Gesetze ein gewisses Diplom aufweisen können. Herr W. riet mir, mich darum zu bewerben und darauf vorzubereiten. Ich beschloß, bei dem Lehrer, welcher meinen Kindern Unterricht erteilte, Extrastunden zu nehmen, um die nötigen Kenntnisse mir anzueignen. Das Jahr 1870 sah mich dann als 55-jährigen Mann mit Jünglingen von 17 bis 18 Jahren auf der Schulbank. Ich legte das erforderliche Examen bald ab, das Resultat war gut, und ich erhielt das Diplom als Beamter im civilen Regierungsdienst. Wenn diese Geschichte mit dem Salzverkauf damals sofort zu stande gekommen wäre, würde ich nach Schluß meiner Dienstzeit, durch die Protektion des Gouverneurs unterstützt, gewiß diese Stelle erhalten haben, und in diesem Falle hätte ich wohl die Heimat nie mehr zu sehen bekommen. In Regierungskreisen ließ man aber das Projekt fallen und verschob dasselbe auf spätere Zeiten. Mittlerweile kam die Zeit heran, wo ich ein neues Engagement eingehen sollte. Kurz entschlossen kapitulirte ich auf weitere vier Jahre, und erhielt alsbald den Befehl, die Verwaltung des Spitals abzugeben, dagegen die Magazine der Garnison mit finanzieller Verwaltung zu übernehmen. Damit nahm das Instruktorleben ein Ende, und die Aussicht, nach Altjeh befördert zu werden, rückte näher.

29. Kapitel.

Tod meiner Gattin. — Bedürfnis nach einer neuen Lebensgefährtin. — Fiasco durch Schiffbruch. — Doppelte Todesgefahr in der Brandung.

Es hatten sich seit dem Ausbruche des Guerillakrieges in Altjeh bis zur Stunde sehr viele blutige Scenen abgespielt und keiner war davon erbaut, wenn er dorthin kommandirt wurde. Doch wenn das Kommando „Marsch“ ertönte, ging man gleichwohl mit frohem Mut und heiterm Sinn dem Ziel entgegen. Verschiedener Umstände halber, welche mir jetzt noch nicht ganz klar sind, ließ man mich auf dem gegenwärtigen Posten einige Jahre wirtschaften, ohne an meine Versetzung zu denken. Mancher aus meinem Bekanntenkreise, auf der Durchreise von oder nach dem Kriegsschauplatz begriffen, stellte die Frage an mich: „Bist du auch schon in Altjeh gewesen?“ Da meine Antwort verneinend lautete, schüttelten sie verwundert den Kopf, denn es war gewiß etwas seltenes, daß sich jemand im Heere befand, der noch niemals dort gewesen war.

Da trat Ende des Jahres 1874 die Cholera noch viel heftiger auf, als das letztemal; ganze Dörfer starben sozusagen aus. Die Truppen erlitten trotz aller ergriffenen Vorsichtsmaßregeln und guter Behandlung bedeutende Verluste. Auch ich hatte diesmal das Teuerste verloren. Die Wohnung, welche ich inne hatte, war nur etwa zweihundert Schritte von der Stelle entfernt, wo ich morgens um sechs Uhr meinen Dienst zu verrichten hatte. Ich war noch keine Stunde dort beschäftigt, als mein Diener herbeieilte mit der Kunde, daß auch meine Gattin von der Krankheit ergriffen

worden sei. Schnell kehrte ich heim und wandte sofort das wirksamste Gegenmittel an, das mir bekannt war: Cognac vermischt mit pulverisirtem weißem Pfeffer. Doch leider war es schon zu spät. Der herbeigerufene Arzt gab keine Hoffnung mehr, und nach zwei Stunden hauchte meine liebe, teure Ulima ihre Seele aus. Das Begräbnis fand schon innert 24 Stunden nach muhamedanischer Sitte statt.

Meine Trauer war sehr groß und meine nunmehrige Lage sehr schwierig. Ich war Witwer mit zwei Kindern von sechseinhalb und acht Jahren; jede Stunde konnte das Abmarsch-Kommando ertönen, und dann, wohin mit diesen lieben Kindern? Dort gab es keine Waisenhäuser und wenig mildthätige Menschen, bei denen sie ein Unterkommen finden konnten. Manchmal dachte ich an mein liebgewordenes Katimbang zurück, dort konnte ich im Nothfalle meine Kinder den Eingebornen überlassen und war überzeugt, daß sie daselbst gut aufgehoben wären, aber mein jetziger Standort war etliche Tagereisen von dort entfernt. Es verstrichen Wochen und Monate, ohne etwelche Aenderung in meine Stellung zu bringen. Der Gedanke an meinen herben Verlust betrückte mein Herz, und ich lebte in völliger Zurückgezogenheit. Da machte mir einer meiner Kollegen den Vorschlag, mich ihm auf einer Reise nach Batavia anzuschließen; er hatte nämlich auf einen Monat Urlaub genommen, um dort seine Braut zu besuchen. Ich nahm diese freundliche Einladung gerne an, da ich hoffte, dort vielleicht neue Bekanntschaften anzuknüpfen. Der Militär-Kommandant entsprach auch sofort meinem diesbezüglichen Gesuch.

Die nächste Schiffsgelegenheit, ein indisches Segel-

schiff, wurde von uns benutzt, und eines schönen Tages segelten wir die Telok-Betong hinaus den Inseln Si-Bessi und Si-Buko entlang der Sundastraße zu. Mein Kamerad, Offizier der Infanterie, ein geborner Jude, und meine Person waren die einzigen europäischen Passagiere an Bord. Die Bemannung bestand gänzlich aus indischer Mannschaft. Bei meiner Abreise hatte ich alle wertvollen Sachen meiner verstorbenen Frau auf den bloßen Oberkörper festgebunden: meine Absicht war, dieselben in Geld umzusetzen. Schon am Abend befanden wir uns in unmittelbarer Nähe von Sumatra, und ob schon dann und wann Lichter vom Ufer her zu sehen waren, hatten wir keine Ahnung davon, auf welcher Höhe der Küste wir eigentlich waren. Wir beide befanden uns hinten am Steuer und sprachen von Zeit zu Zeit der Cognacflasche zu. Infolge der tropischen Hitze hatten wir unsere Uniformen losgeknüpft, um so die kühlende Brise auf unsern Leib einwirken zu lassen. Nachdem mein Gefährte eine Zeit lang dem Treiben der Mannschaft zugesehen hatte, sagte er auf einmal zu mir, ich solle die Uniform wieder zuknöpfen, indem er deutlich bemerkte, daß durch das Sichtbarwerden meines Leibgurtes die Habgier eines indischen Matrosen erweckt worden sei. Ich folgte seinem Rate und machte den Vorschlag, unter Deck zu gehen, aber wegen der dort herrschenden großen Hitze zogen wir doch vor, bewaffnet wie wir waren, oben zu bleiben, und mit allerlei Unterhaltungsstoff uns die Langeweile zu verkürzen.

Kurze Zeit, nachdem wir das Verdeck wieder betreten hatten, machte ich meinen Kameraden auf die eigentümliche Bewegung des Schiffes aufmerksam, die

uns die Lichter vom Lande her bald auf der rechten, bald auf der linken Seite erscheinen ließ. Da der Wellenschlag auch bedeutend zugenommen hatte, schloß ich daraus, daß wir uns in einem sehr ungünstigen Fahrwasser befanden. Nach Verfluß von kaum fünf Minuten bemerkten wir, daß das Schiff, wie ein Kreisel herumgetrieben, sich einer furchtbaren Brandung näherte. Die Schiffsmannschaft, welche eingesehen hatte, daß die Gefahr unvermeidlich, ließ den Tam-Tam ertönen (ein hohles Baumstammstück, auf der einen Seite paukenähnlich mit einem Tierfelle überzogen). Das war für die Uferbewohner ein Zeichen, daß sich ein Schiff in höchster Not befinde.

Mein armer Gefährte, der sah, daß das Fahrzeug immer näher und näher der Gefahr entgegensteuerte, frug mich zitternd: „Kannst Du schwimmen?“ Auf meine bejahende Antwort erwiderte er jammernd: „ich nicht“, fiel auf die Knie und rief: „Mein Gott, mein Gott, Sarah, ich bin verloren!“ Bei einem derartigen Schiffbruche ist jeder sich selbst der Nächste; auf Beistand kann unmöglich gerechnet werden, denn alle sind in gleicher Lebensgefahr. Ich ergriff aus einem der Boote ein Ruder und sprang über Bord. Dasselbe unter den linken Arm nehmend und mit der rechten Hand steuernd, trieb ich der Brandung zu und wurde je nach dem Wellenschlage bald vorwärts, bald rückwärts geworfen. Auf diese Weise war an kein Ziel zu gelangen, ich mußte trachten, mit der Woge hineingeworfen zu werden, und mir einen festen Standpunkt zu verschaffen, so daß mich das zurückströmende Wasser nicht fortschwemmen konnte. Und wirklich wurde ich über ein kleineres Riff

hinweggeschleudert; mit aller Macht stemmte ich meinen Rücken dagegen an, den Blick gegen das Festland gerichtet und das Ruder schräg vor mir in den Meeresboden bohrend, erwartete ich das Kommende. Einem reißenden Strome gleich kehrte die Wassermasse vom Lande zurück, mich vollständig bedeckend, doch ich hielt Stand. Die Gefahr stahlte meine Kraft um das Dreifache, und nur dadurch war für mich Rettung möglich. Von diesem Standpunkt aus konnte ich beim Meeresleuchten sehen, daß vor mir, zirka 50 Meter Abstand von einander, zwei solcher Risse vorhanden waren und das Festland in nächster Nähe sich zeigte.

Während dieser Zeit war das Schiff etwa zweihundert Meter rechts von mir auf viel größere Felsen geworfen und zerschmettert worden. Bald nach dem Untergange desselben ereignete sich etwas, das für mich tragisch hätte ausfallen können, aber Dank Gottes Beistand und meiner Geistesgegenwart keine bösen Folgen für mich hatte. Der bereits erwähnte habgierige Matrose hatte nämlich mein Verschwinden von dem Schiff bemerkt und war mir nachgeschwommen. In meine Nähe gelangt, erhob er sein Ruder, mir einen tödlichen Schlag zu versetzen; glücklicherweise verfehlte er mich, und ehe er zu einem zweiten Schlage ausholen konnte, bohrte ich ihm meine scharfe Klinge in die Brust. Ein Schrei ertönte aus diesem Wogengetümmel, leblos sank er zurück und verschwand vor meinen Blicken in den Wellen.

27. Kapitel.

Errettet und gut aufgehoben. — Die indischen Samariter.

Der Gefahr, in dieser furchtbaren Brandung ermordet zu werden, war ich also glücklich entronnen, mußte aber jetzt nun daran denken, aus derselben so schnell als möglich herauszukommen. Wie schon bemerkt, richtete ich mein Haupt-Augenmerk auf die beiden vor mir liegenden Riffe und setzte meine letzte Hoffnung auf dieselben. Beim nächsten Wogenschwalle, der sich mit furchtbarem Getöse anmeldete, nahm ich mein Ruder wieder unter den Arm, ließ mich vorwärts treiben, und nach Verfluß einer Stunde ungefähr hatte ich auf diese Weise das erste und zweite Riff glücklich hinter mir. Als nun die Wassermasse zurückströmte, lief ich so schnell als immer möglich über den sandigen Strand und hatte das rettende Ziel, bevor die Wogen wieder heranstürmten, endlich unter den Füßen.

Zum Tode erschöpft sank ich unter einem Baume nieder, wie lange ich dort gelegen haben mochte, weiß ich nicht; ich muß bewußtlos gewesen sein, denn als ich meine Augen aufschlug, lag ich wohl gebettet in einem indischen Hause. Eine mir bekannt scheinende Frau saß auf einer Matte in der Nähe meines Lagers, und sobald sie mein Erwachen bemerkte, trat sie an mein Lager, mir aus einer Cocosnußschale zu trinken anbietend. Ohne einen Laut hervorzubringen, schlürfte ich dieses von Geruch unangenehme Getränk hinunter und verfiel dann wieder in einen todesähnlichen Schlaf. Derselbe mochte wohl sehr lange gedauert haben, denn als ich erwachte, war es Nacht, und mein Stöhnen bewirkte, daß meine Wärterin, die vor Müdigkeit leicht einge-

schlummert war, herbeieilte. Beim Scheine des Lämpchens betrachtete ich die Person nochmals genauer und ein gegenseitiger Freudenruf ließ sich hören: „Wah Pama“ rief ich und von ihren Lippen ertönte: „Saya punya anak“, das heißt: „Mutter Pama“ und „Mein Sohn“. Mit kurzen Worten teilte sie mir mit, daß ich in einem mir gut bekannten Dorfe und in ihrer eigenen Wohnung mich befinde; ich solle mich aber ruhig verhalten, bis sie sich überzeugt habe, daß das Wundfieber vorbei und somit auch keine Gefahr mehr für mein Leben vorhanden sei. Nun wußte ich, daß ich mich in guten Händen befand: wie manchenmal hatte diese schlichte Frau meiner Alima in ihrer Not beigestanden. Nachdem sie mir nochmals die Cocosnußschale mit dem unangenehmen Inhalt dargeboten hatte, schlief ich abermals ein.

Als ich zum zweitemal erwachte, war es schon heller Tag; mein Befinden war recht ordentlich, dagegen stellte sich der Hunger ein, und nur meine geschundenen Glieder, oder vielmehr der arg zerschlagene Körper erinnerten mich an die überstandene Lebensgefahr. Ich stärkte mich mit kräftigen indischen Speisen und trank einige Schalen kühlendes Cocuswasser. Gegen Abend kam Besuch von den Dorfbewohnern, welche mich am Meeresstrande gefunden und hieher gebracht hatten. Von ihnen erfuhr ich das Nähere. Als der Tam-Tam auf dem Schiffe geschlagen wurde, hatten sie sich mit vielen andern an den Strand begeben, aber sofort gesehen, daß Hülfe zu bringen unmöglich und das Schiff rettungslos verloren sei. Nach dessen Untergange mußten sie nur darnach trachten, den überlebenden armen Schiffbrüchigen womöglich Hülfe zu bringen. Außer mir hatten sie

aber nur die Leichen von einem Offizier und einem erstochenen Matrosen gefunden, welche beide bereits in kühler Erde ruhten.

Der europäische civile Beamte hatte mich in seiner Wohnung unterbringen wollen, aber dann doch dem Wunsche sämtlicher Dorfbewohner nachgegeben, daß ihr Sohn bei ihnen und durch sie gepflegt werde. So brachte mich der Zufall, oder vielmehr eine höhere Leitung unter gute, liebevolle Menschen, und wenn jemand den echten Samariterdienst erlernen will, so kann er bei diesem Naturvolke vieles lernen, was selbst dem Europäer abgeht. Mein Körper war ganz zerschunden und sah bei genauer Untersuchung schlimm aus. Die Uniformstücke waren nur noch fehen, was mich zwar nicht wunder nahm, wenn ich mir vorstellte, wie ich über die scharfkantigen Klippen hinweggespült worden bin. Daß meine Brust nicht arg mitgenommen wurde, hatte ich größtenteils meinem Tigerfellwams zu verdanken, welches ich auf dem bloßen Körper trug, und unter demselben wohlgeborgen befanden sich meine wertvollen Sachen. Dieses Wams hatte meine liebe verstorbene Frau angefertigt und sollte nach ihrem Glauben ein Talisman sein, der mich vor jeder Gefahr schützen sollte. Ich trug denselben stets nur ihr zulieb und auch nach ihrem Tode noch zum steten Andenken an ihre Fürsorge. Jedenfalls hatte die Tigerhaut bei dieser Gelegenheit ihre Kraft bewiesen und mir gute Dienste geleistet, denn mein Oberkörper war nicht erheblich beschädigt.

Nun wurde an mir herumgeplastert, daß ich beinahe ausah wie ein Pockenanker im letzten Stadium. Wahpama kannte alle die richtigen Heilkräuter, und dank

ihrer vortrefflichen Pflege und dieser Kenntnisse war ich in ein par Wochen soweit hergestellt, daß ich herumspazieren konnte. Das war eine Freude für die Dorfbewohner, wenn ich so in ihrer Landestracht umherging, und mich mit ihnen unterhielt, wie früher. Der civile Beamte, welcher nicht weit vom Dorfe seinen Wohnsitz hatte, bot mir zwar europäische Kleidung an. Doch um meinen Lebensrettern die Freude nicht zu stören, bedankte ich mich für das freundliche Angebot. Die eingebornen Jungfrauen hatten sich vorgenommen, meine stark beschädigte Uniform wieder in Ordnung zu bringen, wobei ich ihnen behülflich war und ihre Fragen, „wo gehört dieses oder jenes Stück hin“ beantwortete; sonst hätten wohl der Waffenrock Teile der Pantalons und umgekehrt diese Stücke von jenem erhalten. Nach zirka drei Wochen, vom Tage des Schiffbruches an gerechnet, hatte ich das Vergnügen, meine Uniform wieder anziehen zu können, die Unterkleider hatte Wah Pama selbst wieder hergerichtet.

Durch diese guten Leute war ich also vollständig geheilt und aufs liebeichste verpflegt worden. Als einzig Ueberlebender an diesem Schiffbruche mußte auf meine Aussagen hin ein Protokoll aufgenommen werden. Der ganze Thatbestand wurde zu Papier gebracht und genau untersucht; nur der aufgefundene Leichnam des durchstochenen Matrosen kam den Untersuchungs-Beamten einigermaßen verdächtig vor. Als ich ihnen aber dann mittheilte, auf welche Art und Weise der Matrose seinen Tod gefunden, waren sie entrüstet über die Schlechtigkeit dieses Menschen, der es offenbar auf die Werthsachen abgesehen hätte, die ich bei mir trug. Nachdem den

behördlichen Vorschriften vollständig Genüge gethan war, machte mir der Beamte den Vorschlag, bei ihm Wohnung zu nehmen und bis zur Ankunft des Postschiffes sein Gast zu bleiben, was ich nicht zurückweisen konnte, und auch die Eingebornen, welche einsahen, daß ich nicht anders handeln konnte, ergaben sich in diese Aenderung. Aber täglich machte ich noch meine Besuche bei ihnen, denn wir hatten das Bedürfnis, uns gegenseitig zu sehen und zu sprechen, bis die unvermeidliche Abschiedsstunde kam. Das Erlebte beim Schiffbruch in der Brandung mußte ich der Gemahlin des Beamten noch einmal ausführlich erzählen, und sie zeigte darüber so aufrichtige Theilnahme, wie nur eine bekümmerte Mutter um die Ihrigen es an den Tag legen kann.

Es war rührend anzusehen, wie mein Weggang diesen guten Leuten zu Herzen ging, selbst in meinem steinernen Herzen war ein wehmütiges Gefühl aufgestiegen. Zu meinem Abschiede hatte die Beamtenfamilie ein eigentliches Fest veranstaltet. Hunderte von Jungfrauen und Jünglingen versammelten sich vor meiner Wohnung und führten daselbst den indischen Nationaltanz aus. Bald hieß es aber scheiden, das Schiff lag bereits vor Anker, und in Begleitung des Beamten schritt ich der Küste zu, wo die Aufschale, die mich aufnehmen sollte, schon bereit lag. Ein Händedruck, ein tausendstimmiges „Slamat Djalan“ (gute Reise) seitens der Bevölkerung, und in kurzer Zeit befand ich mich schon auf hoher See.

Ein solcher Abschied bildet für jeden, den es betrifft, einen wichtigen und tief ergreifenden Akt. Die Schranken, welche die Verschiedenheit der Religion, Bild-

ung, Sitten und Gebräuche um die Völkerstämme sich ziehen, fallen, und nur die edlen Charaktereigenschaften der Einzelnen machen sich in der Erinnerung geltend. Dich, biederes Völklein an der Südostspitze von Sumatra, werde ich nie vergessen! Möge mein damaliger Aufenthalt unter dir auch dazu beigetragen haben, daß dein Vorurteil gegen die weiße Rasse etwas weniger bitter sei, und möge die Ueberzeugung Platz genommen haben, daß auch bei uns edle und gute Menschen zu finden sind.

31. Kapitel.

Rückkehr nach Telok-Betong. — Zahlmeister der Garnison. —
Indische Diebesbande.

Bei günstigem Winde erreichte das Postschiff in drei Tagen den Hafen von Telok-Betong. Von dem Schiffbruch war dort noch nichts bekannt, und erst das aufgenommene Protokoll brachte darüber Kunde. Meine Waffengefährten, welche bei meiner Abreise vermutet hatten, daß ich in Batavia schnell eine Eroberung machen wolle, um dann mit einer Lebensgefährtin zurückzukehren, erstaunten nicht wenig, als ich ihnen meine erlebten Abenteuer mittheilte. Glückwünsche wurden mir von allen Seiten entgegengebracht, und dabei selbstverständlich auf meine Gesundheit und ferneres Wohlergehen manches Glas geleert. Auch des verunglückten Kollegen wurde in einem warmen Nachrufe gedacht.

Während dieser Zeit war das Ende meiner Dienstzeit nicht nur herangerückt, sondern sogar überschritten, und ich mußte schnell einen Entschluß fassen, was weiter werden sollte. Ich verpflichtete mich aufs neue für ein Jahr und führte meinen Dienst als Quartiermeister der

Garnison weiter fort. Als solcher hatte ich alle Auszahlungen: die Verteilung des Soldes an die Truppen, des Salairs an die Offiziere, für Lieferung der Lebensmittel, für Genie-Arbeiten zc., zu machen.

Die dazu benötigten Fonds wurden jeweilen aus der Staatskasse, welche unter dem Civilgouverneur stand, der Garnisonskasse einverleibt, und aus dieser erhielt dann wiederum der Quartiermeister auf seine ausgestellten Bons hin die für die nächstfolgenden Tage nötigen Gelder. Für die gewöhnlichen Ausgaben waren per Monat etwa 50—60,000 Franken erforderlich; sie stiegen aber manchmal in Folge Unvorhergesehenem bis auf 100,000 Franken.

Die Staats-, Garnisons-, sowie die Quartiermeister-Kassen bestanden aus schweren eisernen, mit ausgezeichnetem Schloßwerk versehenen Kisten. Bei den beiden ersteren befand sich stets eine Schildwache, die letztere Kasse lag gut verankert in der Wohnung des Quartiermeisters.

Mein Bureau befand sich ebenfalls in meiner Wohnung, das Personal, welches unter meinen Befehlen stand, präsentirte drei Militärschreiber. Neben einem erprobten Diener hatte ich für meine Kinder eine Bekannte von meiner verstorbenen Frau in Dienst genommen; auch besaß ich einen treuen Hund, welcher des Nachts stets gute Wache hielt.

Ich erwartete eines Abends wie gewöhnlich die Ankunft des Postdampfers; derselbe hatte Verspätung, und es schlug schon zehn Uhr, als der Kanonenschuß auf der Rhede seine Ankunft signalisirte. Drei meiner Waffengefährten waren bei mir in der vorderen Veranda des Hauses, und als der Schuß gefallen war, eilten wir so rasch als möglich dem Hafen zu, um allfällige Neuig-

keiten in Empfang zu nehmen. Es war bereits zwölf Uhr, als ich nach meinem Logis zurückkehrte, begleitet von zwei meiner Gefährten, welche mir in meiner Wohnung noch ein Stündchen Gesellschaft leisteten.

Bei der Zurückkunft machte ich erst meine Haus-Disitation, fand alles in Ordnung, weshalb ich die Frau, die im Kassazimmer den Kindern abgewartet hatte, zur Ruhe schickte. Nachdem sie das Zimmer verlassen hatte, schloß ich dasselbe von außen ab und kehrte zu meinen Freunden in die Veranda zurück. Dort unterhielten wir uns beim Theetinken mit einem hier gebräuchlichen Spiele. Während dieser Zeit hatte mein treuer Hund, der draußen vor dem Hause im hellen Mondscheinlichte lag, einigemale dumpf geknurr, jedoch weiter kein beunruhigendes Zeichen von sich gegeben.

Es war etwa halb zwei Uhr des Morgens, als meine Gefährten von mir schieden; ich schloß die Veranda ab und begab mich in dem nämlichen Zimmer, in welchem die Kinder schliefen, zur Ruhe.

Wie gewöhnlich legte ich die drei Schlüssel, mit welchen die Geldkiste geöffnet werden konnte, nebst dem geladenen Revolver unter mein Kopfkissen und schloß ein. Wie lange ich geschlafen, bis ich gewahr wurde, daß mehrere Personen sich in meinem Zimmer zu schaffen machten, weiß ich zur heutigen Stunde noch nicht, und bei völligem Bewußtsein, aber ohne mich rühren oder rufen zu können, mußte ich zusehen, wie einer mir die Schlüssel unter dem Kopfkissen hervorzog, die Kiste öffnete, die inwendig angezogenen Muttern von den Bolzen, welche in Stein eingegossen waren, losmachte, und in Gemeinschaft mit den andern mit der Geldkiste durch

die schon geöffnete Thüre verschwand. Sehen und hören konnte ich, aber gelähmt wie ein Stück Holz lag ich da, ohne ein Glied rühren, oder einen Laut von mir geben zu können.

Umsonst rief das älteste meiner Kinder: „Papa, ich fürchte mich, schließe doch die Thüre zu, es könnte ja ein Tiger hereinkommen.“ Alles vergebens, ich war wie gelähmt und erst gegen vier Uhr konnte ich mich endlich ein wenig bewegen.

Wie ein Betrunkener taumelte ich in meinem Zimmer umher, und es dauerte wohl noch eine halbe Stunde, bis ich mein Kraft- und Denkvermögen einigermaßen zurück-erhielt. Ich warf mich jetzt schnell in meine Uniform, rief meinem Bedienten und der Kinderfrau, die ihr Logis im Hinterhaus hatten, teilte ihnen das Vorgefallene mit und begab mich schnurstraks zum Militär-Kommandanten, ihm den sonderbaren Fall zu erzählen. Von ihm erhielt ich dann die Weisung, sogleich zum indischen Polizei-Kommissär zu gehen, damit derselbe sofort das Nötige thun könne. Wieder in meiner Wohnung angelangt, erschien die indische Polizei und begann die Untersuchung. An der Vorderseite des Hauses war ein großes vier-eckiges Stück aus der Bambuswand herausgeschnitten, und nicht weit davon lag mein sterbender Hund. Die weitere Untersuchung ergab, daß die Einbrecher demselben Gift gegeben, mich selber durch Einblasen von Opium vermittelst langer Bambusröhren betäubt, und dann die Flucht gegen das Hinterhaus und den nahen Fluß genommen hatten.

Inzwischen brach der Tag heran und konnte nun erst die Umgegend durchforscht werden. Etwa zwei-

hundert Meter vom Hause entfernt, entdeckte man im Gebüsch die geöffnete, aber natürlich leere Geldkiste. Vorhandene Fußspuren bezeichneten den Weg, wohin das Geld, welches sich in Säckchen befunden hatte, weiter transportirt worden war; dieselben führten dem nicht sehr tiefen Fluße zu. Die richtige Spur war freilich gefunden; auf einmal hörte man den Ruf: „Hier ist ein Geldstück und dort wieder eines 2c.“. Jedenfalls war ein Sack nicht recht verschlossen gewesen und infolge dessen waren etliche Geldstücke in den Fluß gefallen. Doch war das auch alles, was entdeckt werden konnte, jede weitere Spur hörte auf; obschon man an beiden Ufern genaue Untersuchung vornahm, erwies sich dies als vergebene Mühe.

Nachdem nun die Entdeckung der Thäter sich als aussichtslos zeigte, ließ der Militär-Kommandant seinen Unmut an mir aus, indem er mich beschuldigte, ich werde wahrscheinlich gestern Abend zu tief ins Glas geschaut haben, und der Schadenersatz von etwa 11,000 Franken müsse mir auferlegt werden. Ein Glück war es für mich, daß jene zwei Kollegen konstatiren konnten, daß sie mir bis zur frühen Morgenstunde Gesellschaft geleistet hätten und man vom Theetrinken den Verstand nicht verlieren könne. Es wurde alles zu Protokoll genommen und den verschiedenen Instanzen von dem mißlichen Vorfall Mitteilung gemacht.

Solche, vermitteltst Opiumbetäubung verübte Einbrüche gehörten nicht zu den Seltenheiten in Ostindien, denn wie mir der indische Polizei-Kommissär mittheilte, wurde die Garnisonskasse in Weltevreden, die durch zwei Schildwachen bewacht und mit schweren eisernen Ketten

an in Stein eingegossene Ringe befestigt war, auf ähnliche Weise gestohlen. Die Wache wurde narkotisch betäubt und konnte in ihrem hilflosen Zustande zusehen, wie die ihr anvertraute Kasse durch vierzehn Mann fortgetragen wurde.

Mein Dienstjahr neigte sich zum Ende, und ich entschloß mich, mit den Kindern nach Europa zu gehen, sie dort unterzubringen, und wieder zurückzukehren.

32. Kapitel.

Urlaub nach Europa. — Steinkohlenentzündung an Bord. — Gänzliche Sonnenfinsternis unter dem Aequator. — Das rote Meer. — Der Suezkanal.

Es wurde mir ein einjähriger Urlaub gestattet, und im Monat August 1875 begaben wir uns nach Batavia zur Einschiffung, doch dauerte es noch einen ganzen Monat, bis endlich das ersehnte Dampfschiff, auf welchem wir diese Reise antreten sollten, auf der Rhede erschien. Von den Folgen des verübten Einbruches auf meine Quartiermeisterkasse vernahm ich hier nichts mehr.

Unter den besten Glückswünschen meiner dortigen Kameraden, schiffte ich mich mit den Meinigen ein, und bald ging es wieder der Sundastraße zu, von wo ich zur Rechten aus der Ferne noch das Land sehen konnte, das mir so viel Glück gebracht. Als das letzte grüne Landstreifen verschwand, da wurde das steinerne Herz wieder weich, und mit meinen zwei Lieben still weinend, winkte ich meiner zweiten Heimat das letzte Lebewohl zu.

Der Dampfer trug den Namen „Doorwaarts“, und wirklich machte er seinem Namen alle Ehre, denn schon in zweieinhalb Tagen hatten wir Pandang an der West-

küste von Sumatra erreicht. Dort wurden noch indische Produkte eingenommen, dann ging es weiter der Insel Ceylon zu. Unsere Weiterreise mochte etwa fünf Tage gedauert haben, als sich herausstellte, daß die Steinkohlen in einem der eisernen Behälter sich selbst entzündet hatten. Obgleich eigentlich keine große Gefahr vorhanden war, beschlich doch jedermann ein unbehagliches Gefühl, denken zu müssen, „wir haben Feuer im Schiffsraume.“ Den Behälter zu öffnen, wäre nicht ratsam gewesen, da sich das Feuer in Verbindung mit Zugluft destomehr entwickelt hätte. Zur Abkühlung der Wände wurde fortwährend Wasser in den Raum befördert und das nicht Verdampfte wieder herausgepumpt.

Nach zwei Tagen erreichten wir Ceylon. Jedermann mußte dort für einige Stunden ans Land gehen, bis der entzündete Steinkohlenvorrat aus dem Schiffe entfernt war. Bald schifften wir uns wieder ein, und mit doppelter Kraft suchte der „Voorwaarts“ das Versäumte nachzuholen. Der nächste Punkt, welchen wir in sechs Tagen erreichen sollten, war Aden, im Süden von Steinarabien gelegen.

Wir mochten etwa auf dem 5. Grad nördlicher Breite und dem 79. Längegrad uns befinden, als wir um die Mittagszeit eine seltene Naturerscheinung beobachten konnten, die zu sehen gewiß mancher Astronom gerne ein schönes Opfer gewagt hätte.

Es war dies eine gänzliche Sonnenfinsternis. Die ganze astronomische Welt sollte sich laut Tagesblättern in diesen Gegenden zur Beobachtung einfinden. Aber solch günstigen Standpunkt wie wir hatte wohl kaum jemand.

Wer möchte es glauben, daß wir, beinahe unter dem Aequator auf dem offenen Meere, bei gänzlicher Windstille und azurblauem Himmel, des Mittags, wo die Hitze gewöhnlich am größten ist, die wärmsten Kleider anziehen mußten, um bei bitterster Kälte das Naturwunder beobachten zu können? Die Sonne war durch die Venus gänzlich verdunkelt, und die Sterne flimmerten am Himmel ungefähr so, wie wenn in der gemäßigten Zone die Nacht hereinbricht, wo man befürchtet, daß die Kulturen durch Frost Schaden erleiden könnten. Daß die Kälte wirklich durchdringend war, bewies uns die Schiffsmannschaft, welche sich ebenfalls in warme Kleider hüllte. Die gänzliche Finsternis dauerte etwa dreiviertel Stunden und gegen ein Uhr brach der Tag wieder an.

Auf dieses merkwürdige Naturereignis folgte dann abends ein furchtbarer Sturm, welcher unser Schiff an die gefährliche, mit senkrechten Felswänden versehene Ostküste von Afrika trieb, und es erforderte sehr viel Mühe und Umsicht, dasselbe um das Kap Guardafui zu lenken. Die gefährliche Passage zwischen diesem Kap und der Insel Sokotora hatten wir jetzt hinter uns und konnten in etwas ruhigerem Fahrwasser dem Eingange zum roten Meer entgegensteuern. Da das Schiff mit allem Nötigen genügend versehen war, so fuhren wir bei Aden vorüber, welche Stadt wir nur aus weiter ferne sehen konnten, um am folgenden Tage die Straße Bab-el-Mandeb zu erreichen, den Punkt, wo Afrika und Asien sich beinahe berühren.

Nun befand sich das Schiff im roten Meere und die Reise auf demselben bis Suez dauert per Dampfer gewöhnlich fünf bis sechs Tage. Ich hatte mich früher

schon oft gefragt, warum dieses Meer das „rote“ genannt werde. Vom schwarzen Meere sagte man mir, daß sein Wasser der großen Tiefe wegen schwarz erscheine und deshalb diesen Namen trage; worauf aber derjenige des roten Meeres sich gründe, wußte ich nicht.

Die Meerenge dieses Seebeckens „Bab-el-Mandeb“, auf deutsch: „Das Thal der Thränen“, war seinerzeit der Schauplatz blutiger Thaten; die Verbreitung der Lehre Muhameds forderte daselbst viele Menschenopfer. Daß aber der Name des Meeres auf diese Zeit zurückzuführen sei, ist wohl nicht anzunehmen. Ich vermute vielmehr, da das Wasser ganz blau erscheint, der Name auch nicht wegen der hier selten vorkommenden roten Korallen, sondern eher von den nackten Küsten und unzähligen Riffen herrührt, welche durch die Sonnenhitze dem Auge wie gerötet erscheinen. Wer in den Sommermonaten dieses Gewässer befahren muß, der kann mit Recht sagen, eine mehr als tropische Hitze ausgehalten zu haben. Die vielen Riffe, welche in diesem Meere vorkommen, dienen dem Seefahrer, wie auf dem Ozean des Nachts die Sterne, als Wegweiser. Gar oft beträgt die Entfernung eines Schiffes bis zu diesen Riffen kaum zehn bis fünfzehn Meter, doch kann das Auge nichts vom Meeresboden entdecken.

Malerisch erscheinen die roten nackten Felsenmassen, welche absolut weder Vegetation, noch eine Spur von Tierwelt aufweisen, es könnte auch kein Samenkorn von irgend welcher Art gedeihen, denn von Erdreich ist gar nichts zu finden. Nichts als ödes, kahles Gestein. In diesem Blutbecken ist das Wasser stark jodumhaltig, und jeder, der das Glück nicht hat, während seiner Reise

den Körper in Süßwasser erfrischen zu können, also auf den Gebrauch dieses lauen Meerwassers angewiesen ist, kann von dessen Wirkung erzählen. Dasselbe verursacht nämlich einen Hautauschlag, daß man glauben könnte, sich unter Ausfägigen zu befinden. Obschon diese Eigenschaft des Wassers sehr unangenehm ist, so hat sie doch auch ihre gute Seite; der Körper wird dadurch von innerlichen Krankheitsstoffen befreit, die viel schlimmer sind, als diese vorübergehende Unannehmlichkeit.

Das mitgeführte Trinkwasser, welches auf diesen Fahrten, wenn auch nicht gerade spärlich, so doch wohl abgemessen verabreicht wurde, bildete trotz dem üblen Geschmacke eine wahre Erquickung. Da der Durst bei großer Hitze durch dieses Getränk eher gesteigert wird, ist eine sorgfältige Abmessung bei dessen Abgabe sehr angezeigt.

In dieser Beziehung war ich besser daran als die andern, und zwar durch ein Mittel, von meinen lieben Freunden im fernen Osten herrührend, das den Gaumen erfrischt und den Magen nicht überladet. Dasselbe bestand einfach aus einem in Essig getränkten Schwämmchen, welches, auf den Mund gebunden, stets die nötige Erfrischung herbeiführte und außerdem noch einen andern Zweck erfüllte.

Die Luft ist nämlich in diesen Gegenden mit feinen Sandteilchen angefüllt, die durch Winde aus der Wüste hergebracht werden; jeder Gegenstand auf dem Schiffe zeigt dieses Vorkommnis in überzeugender Weise. Natürlich wurden auch die innern Organe durch das Einatmen dieser Luft angegriffen.

Dieses Schutzmittel benutzten wir denn bis ins

mittelländische Meer, meine Kinder und ich, und blieben dadurch von manchem später ausbrechenden Nebel verschont.

Auf dieser Fahrt begegneten wir sehr vielen Schiffen, die theils mit nördlichem, theils mit südlichem Kurs auf mehr oder weniger große Distanz aneinander vorbeifuhren. Eines schönen Morgens machten wir die Entdeckung, daß gegen die nubische Küste hin ein Schiff sich zeigte, Bugspit schräg aufwärts. Mit Hülfe des Fernrohres wurde konstatiert, daß dasselbe auf einem Riffe gestrandet sei und von vielen kleinen Kähnen umzingelt wurde. Wie wir von Süden her, so dampfte ein anderes Fahrzeug von Norden her dem gleichen Ziele zu und hatte zu gleicher Zeit das auf dem Riffe feststehende Schiff bemerkt. Gleichzeitig wie wir änderte es seinen Kurs und steuerte mit voller Kraft der Unglücksstätte zu. Nun galt es für die beiden Kapitäne zur Erlangung des hohen Rettungspreises die größten Anstrengungen zu machen und jeder suchte der erste zur Stelle zu sein.

Beim Herannahen dieser beiden Schiffe nahmen die Kähne mit ihren schwarzen Inassen die Flucht. Unser Gegner, ein stolzer Engländer, kam aber zu spät, denn sobald der Holländer an der Grenze, das heißt in einem bestimmten Abstand zwischen zwei Schiffen angelangt war, wurden die schon bereit gehaltenen Schaluppen hinuntergelassen und mit wenigen Ruderschlägen hatte die Besatzung das bedrohte Schiff erreicht, erklettert und die holländische Flagge aufgezo gen. Unser Fahrzeug näherte sich jetzt mit verminderter Dampfkraft seinem Ziele, bis dasselbe mit seiner Breitseite das gestrandete Schiff beinahe berührte.

Obgleich der Engländer wußte, daß er hier nichts mehr zu suchen hatte, dampfte er dennoch mit voller Kraft gegen uns heran, so daß es den Anschein hatte, als wolle er uns in den Grund bohren. Von unserm Verdeck aus schaute jedermann mit Furcht und Schrecken auf dieses tolle Dahرفahren. Da ertönte plötzlich ein englisches Kommando, auf welches das Schiff eine Wendung machte und so nahe an uns entlang fuhr, daß dasselbe seine an Backbord hängenden Schaluppen verlor und die unfrigen an der Steuerbordseite wegriß. Mit einem lauten „Allright“ und einem steifen Gruß des auf der Kommandobrücke stehenden Kapitäns war dieser Tollkühne bald unsern Augen entschwunden.

Das verunglückte Schiff war mittlerweile untersucht worden: es war ein französisches Fahrzeug mit ziemlich großem Deck. Seine Bemannung mußte sich jedenfalls gerettet haben, was aus dem Fehlen der Schaluppen gefolgert werden konnte. Die Luken zum Zwischendeck waren sämtlich gut verschlossen, und die Nubier, welche sich offenbar alle Mühe gegeben, dieselben zu öffnen, waren nun durch unser rasches Herannahen an der Plünderung verhindert worden. Mit Hilfe der Dampfkraft wurde das Schiff soweit gehoben, daß der Deck ausgebessert und dasselbe weiter in das Meer hinausgezogen werden konnte. Indessen war der Abend hereingebrochen, und wir konnten mit dem Schiffe im Schlepptau unsere Reise fortsetzen.

Ohne weitem Zwischenfall erreichten wir in drei Tagen den Hafen von Suez, wo das Schiff dem bezüglichen Konsulate übergeben wurde, und ohne Aufenthalt steuerten wir dem Kanale zu, der Afrika von Asien

trennt. Eine Suezkanalfahrt ist sehr langweilig; das Schiff wird von seinen Steuerschrauben befreit, und ein gewöhnliches Steuerruder muß den Dienst verrichten. Der Kapitän übergibt das Kommando dem Lotsen, und eine Dampfbarke zieht das Seeungeheuer vorwärts.

Die Einfahrten in Port-Said und in Suez finden stets morgens um sechs Uhr statt, und eine Menge von Schiffen sieht man vor und hinter sich, in großem Abstand von einander nach dem nämlichen Ziele hinstrebend.

Die Beschaffenheit des Kanals ist derartig, daß wirklich eine geübte Hand dazu gehört, ein Schiff hindurch zu lenken. Die geringste unrichtige Steuerdrehung hat zur Folge, im Sande festzusitzen, und nur mit der größten Umsicht kann ein solcher Fehler wieder gut gemacht werden. Alles was man hier sieht, ist nichts als Sand, und wenn nicht eine so große Anzahl Bagger-schiffe beständig beschäftigt wären, denselben aus dem Kanale herauszuschaffen, so wären Afrika und Asien bald wieder miteinander vereinigt.

Am ersten Tage wurde unser Schiff bis in das Bittermeer befördert, ungefähr der halbe Weg zwischen Suez und Port-Said, und blieb dort liegen bis zum Tagesanbruche. Den folgenden Tag erreichten wir dann endlich in später Mittagsstunde Port-Said.

33. Kapitel.

Nach Neapel. — Ein Orkan. — Ueberstandene Gefahr. — Besichtigung einiger Sehenswürdigkeiten.

Der vielen dort anwesenden Schiffe wegen, die sich mit Wasser, Steinkohlen zc. versehen mußten, hätten wir zur Komplettirung unseres Bedarfes zu langen Aufent-

halt gehabt, deshalb beschloß unser Schiffskapitän, die Reise fortzusetzen bis nach Neapel und erst dort den nötigen Bedarf einzunehmen, da unser Vorrat noch so lange ausreichen würde. Dieser Entschluß bewog mich, meinen Reiseplan zu ändern, und anstatt, wie beabsichtigt, von Holland aus nach der Schweiz zu reisen, die viel günstigere Route von Neapel über das Festland zu nehmen.

Die Fahrt von Port-Said bis zur Südwestspitze von Italien betrug nur drei Tage, und während dieser Zeit bemerkten wir in weiter Ferne, in dichten Nebel gehüllt, die Insel Candia. Dann erschienen die kahlen Felsen von Calabrien und Sizilien; doch machte dieser Anblick auf mich, an üppige tropische Landschaft gewöhnt, keinen besondern Eindruck. Weder die Straße von Messina mit ihren viel gerühmten Reizen, noch Capri mit seiner vielbewunderten blauen Grotte, selbst Salernos schöner Küstenstrich konnten mein Interesse nicht hervorrufen, denn was ich da sehen konnte, erreichte bei weitem nicht das schöne Land dort im fernen Osten, das ich verlassen hatte. Erst als das Kap umsteuert und Neapel vor unsern Augen auftauchte, war es der Vesuv, der meine Augen zu fesseln vermochte.

Schon in der Straße von Messina hatte unser Schiff mit Wind und Wellen zu kämpfen, und je mehr nördlich wir gelangten, desto heftiger wurde der Kampf mit den Elementen. Es war ein eigentlicher Orkan zu nennen, als wir Castellamare zusteuerten, um in den Hafen von Neapel einzulaufen. Vor uns waren verschiedene größere und kleinere Fahrzeuge, welche ebenfalls Schutz in diesem Hafen suchten.

Da ertönte plötzlich der Kommandoruf: „Laßt beide Anker fallen“, und rasselnd fielen dieselben in die Tiefe. Als das Schiff festsaß, befanden wir uns auf der Höhe oberhalb Portici, jedoch nur kurze Zeit, denn auf einmal ertönte das Kommando zum Auswerfen des dritten Ankers. Durch den Wogenandrang wurde der Dampfer von einem derselben losgerissen, und gegen Portici hingetrieben. Doch nicht genug daran, auch der zweite Anker verschwand und der vierte und letzte wurde dem Meeresgrund anvertraut. Das Fahrzeug hatte sich dann einem im Bau begriffenen Molo genähert, der ungefähr einen Meter über dem bewegten Meerespiegel sich erhob. Da brach auch die dritte Ankerkette, und nur noch auf einem Anker ruhend, wurde das Schiff hin- und hergeschleudert. Glücklicherweise war es noch heller Tag, und jeder konnte sehen, daß Gefahr vorhanden war, und man sich aufs äußerste gefaßt machen mußte.

Unter den Passagieren befand sich auch ein Unteroffizier der holländischen Marine, welcher Krankheits halber nach dem Mutterlande befördert wurde. Derselbe hatte während der Seereise meine zwei Kinder sehr lieb gewonnen, und als er sah, daß wirklich große Gefahr vorhanden war, sagte er zu mir: „Quartiermeister, aller Wahrscheinlichkeit nach wird unser Schiff mit der Steuerbordsseite nach dem Molo geworfen werden, ich nehme das ältere Kind in die Arme und Sie das jüngere, springen im entscheidenden Augenblick von Backbord aus in das Meer und trachten weiterschwimmend den Molo zu erreichen.“ Meine einzige Antwort war ein warmer Händedruck diesem Braven. Doch soweit sollte es gottlob nicht kommen. Der Sturm nahm ab, das Schiff hielt

an seinem letzten Anker fest, und als die Nacht hereinbrach, schliefen wir trotz Angst und Aufregung vor Müdigkeit ein.

Als wir bei Tagesanbruch in dieses abnehmende Tosen und Toben hinausschauten, zeigte sich uns Neapel und Umgebung im schönsten Sonnenglanze, aber auch einige größere und kleinere Fahrzeuge, welche untergegangen oder gestrandet waren. Erst gegen Mittag suchte unser Kapitän die eigentliche Rhede zu erreichen, ein Unternehmen, in der heftig bewegten See dem noch im Bau begriffenen Molo entlang zu fahren, welches als wirkliches Wagestück betrachtet werden konnte. Doch die Fahrt gelang glücklich und gegen Abend erreichte das Schiff endlich einen sichern Ankerplatz im innern Hafen von Neapel.

Dieses Erlebnis hatte viele Passagiere entmutigt, die Weiterreise per Schiff auszuführen, und wir waren daher auch nicht die einzigen, die auf dem Landwege ihrem Ziele entgegenreisen wollten. Trotz aller Vorstellungen des Schiffskapitäns beschlossen 25 Passagiere meinem Beispiele zu folgen und die Weiterreise auf dem Festlande zu machen. Infolgedessen hatte der Zahlmeister vollauf zu thun, mit diesen Leuten abzurechnen, da das Reisegeld von jedermann schon in Ostindien für die ganze Seefahrt bis nach Holland entrichtet worden war; es mußte nun daher die Differenz Neapel-Holland zurückvergütet werden. Meine Abmeldung zur Landreise war schon in Port-Said geschehen, folglich war ich der erste, mit dem diese Abrechnung erledigt wurde, was mich in den Stand setzte, sofort per Privatschaluppe dem Landungsplatz zuzusteuern.

Wenn nach langer gemeinsamer Seereise geschieden sein muß, ergreift wohl jeden ein eigentümliches Gefühl von Verlassenheit, erhöht durch das allgemeine Abschiednehmen und Abschiedswinken der Zurückbleibenden, dem Auf- und Niederziehen der Nationalflagge, und man wird unwillkürlich in eine wehmütige Stimmung versetzt. Lange noch sahen wir den braven Marineoffizier, der beim Scheiden die Thränen nicht zurückhalten konnte, vom ersten Mastkorbe aus mit dem Taschentuche uns winken. Bald hatten wir den Landungsplatz erreicht, und hunderte von Händen waren bereit, uns und unser Gepäck in Empfang zu nehmen und an Ort und Stelle zu schaffen.

Nach stattgefundener Zollvisitation verfügten wir uns in ein mir schon früher bekanntes Hotel, um dort für drei Tage Quartier zu nehmen, da ich mir vorgenommen, einmal die Sehenswürdigkeiten von Neapel in Augenschein zu nehmen. Ich wollte das Innere der königlichen Paläste der Bourbonen bei dieser Gelegenheit besichtigen und hatte besonders mein Hauptaugenmerk auf jene Kunstwerke gerichtet; da im Jahre 1858 dem damaligen Korporal des dritten Schweizerregimentes solches nicht erlaubt war, versuchte ich nun im Jahre 1875 als holländischer Quartiermeister das Verfügte nachzuholen.

Am folgenden Morgen schon begann ich meinen Streifzug und verschaffte mir durch Entrichtung eines Eintrittsgeldes von nur einer Lire den Eintritt zu diesen Kunstwerken. Wenn schon der Anblick der architektonisch edel gehaltenen Gebäulichkeiten von außen die Bewunderung erregen muß, so steigert sich dieselbe bis zum Enthusiasmus beim Anblick der herrlichen Treppenhäuser

in Bezug auf Ausdehnung und Pracht. Die Haupttreppe, in deren Breite bequem eine halbe Kompagnie in Front aufmarschieren könnte, ist in Marmor erstellt, die einzelnen Stufen in verschiedenen Farben, grün, weiß, gelblich zc. Auf dem breiten, rot-weiß melirten Geländer befinden sich die Statuen sämtlicher früherer Herrscher, alle in Lebensgröße in weißem Marmor modellirt. Selbst Conradin von Hohenstaufen, welcher sein Haupt in der einen Hand hält, fehlt nicht in ihren Reihen.

Die Herrlichkeit und der Luxus, welcher in den Gemächern sich entfaltete, ist so ungeheuer groß und verschwenderisch, daß man sich unwillkürlich auf den Standpunkt der despotisch behandelten Unterthanen stellt und ihren Haß gegen das Herrschergeschlecht begreifen kann, das solchen Luxus aus dem Schweiß seiner Unterthanen erstellen konnte und zu dessen Schutze fremde Söldner beriefen, die ebenfalls aus dem Marke des Volkes ihren Unterhalt fanden. Wie vielen armen Familien könnte ein erträglicheres Loos verschafft werden nur aus dem Wert eines einzigen Gegenstandes eines dieser prachtvollen Gemächer; die von Gold und Diamanten schimmernde Schaukelwiege der Könige allein repräsentirt einen Wert, um ganzen Gemeinwesen, die im Elend versinken, aus ihrer Not zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen. Wie schon früher erwähnt, weist das Museum von Neapel ganz bedeutende Kunstwerke auf, doch im Vergleich zu den Gemäldegalerien in diesen Palästen sind sie nur unbedeutend; was hier zu sehen ist, stellt alles in den Schatten, und beweist, daß die Bourbonen auch in dieser Richtung Mittel und Wege fanden, ihren Besitz zu vergrößern.

Zwei Tage widmete ich der Besichtigung dieser Schätze, ohne daß ich aber behaupten könnte, alles gesehen zu haben. Den dritten Tag verwendete ich dazu, der Grabstätte des Vizekönigs von Sizilien, meines ehemaligen Oberfeldherrn, einen Besuch abzustatten. Derselbe ist in der Kirche Piedri-Grotta beigesetzt. Da ich des Italienischen nicht mehr genügend mächtig war, engagirte ich einen Führer, der ziemlich geläufig französisch sprach, mit dem ich mich in dieser Sprache unterhalten konnte. Dieser theilte mir unter anderm mit, daß der verstorbene Vizekönig in Galauniform mit seinem Schimmel einbalsamirt, und auf demselben sitzend sich in seiner Gruft befinde, und daß zur Oeffnung und Schließung derselben zuerst zwei Seelenmessen gegen Bezahlung von vier Lire abgehalten werden müßten.

In meiner langjährigen Abwesenheit war mir die Kenntnis des katholischen Ritus etwas abhanden gekommen, daher wußte ich augenblicklich nicht, als mir der Führer beim Eintritt in die Kirche das Weihwasserbecken darbot, was mit demselben anzufangen sei; schon war ich im Begriffe, eine abweisende Bewegung zu machen, als mir noch rechtzeitig die Bedeutung desselben in den Sinn kam, und ich als guter Gläubige meine Fingerspitzen mit dem geweihten Wasser benetzte und mich und die Kinder bekreuzte.

Nachdem diesem frommen Kultus ein Genüge geleistet war, traten wir in das Heiligtum ein, und ich brachte dem anwesenden Geistlichen meine Bitte um Erlaubnis, zur Königsgruft einzutreten, vor, welche auch sofort bereitwillig erteilt wurde, worauf er die Eröffnungsmesse celebrierte. Indem ich dann meinen einstmaligen Ober-

befehlshaber so betrachten konnte, kehrten längst vergangene Zeiten mir lebhaft ins Gedächtnis zurück und versetzten mich in jene Tage vor zwanzig Jahren, wo ich bei Staub und Hitze so oft vor ihm exerziren mußte. Es war wirklich so, wie mein Führer mir gesagt hatte. Der Verstorbene saß auf seinem Lieblingspferde, das gezückte Schwert hoch in der Hand haltend, wie er es bei Lebzeiten öfters gethan hatte. Lange konnte ich mir diesen Anblick nicht gönnen, denn nach Verfluß von kaum einer Viertelstunde begann schon die Gruftschießungsmesse, die wir auf den Knien abwarten mußten.

Nach Entrichtung der vorgeschriebenen Tage und obligater Bekreuzung verließen wir die Kirche und besuchten noch die am Meeresstrande liegenden königlichen Gärten, wo ich mit Vergnügen nach vielen Jahren wieder zum erstenmal ein Glas köstliches bairisches Bier genießen konnte.

34. Kapitel.

Landreise nach der Schweiz. — Als Karlist signalirt. — Als Dagabund nach Genf. — Unterbringung der Kinder. — Zweite Reise nach Ostindien per Dampfer „Prinzessin Amalia“. — Sturmwetter bei der Ausfahrt.

Nun hieß es aber für die Weiterreise uns bereit zu halten, denn am folgenden Morgen ging es per Eilzug nach Genf. Ich wollte in meiner Uniform reisen und packte meine Civilkleidung in den Koffer, welcher schon am Abend vor der Abreise spedirt werden mußte. Ahnungslos ließ ich denselben abgehen, nicht daran denkend, daß diese meine Uniform, die ich freilich aus Eitelkeit nicht abgelegt hatte, mir noch solche Unannehmlichkeiten bereiten würde, wie es später der Fall war.

Mittags halb ein Uhr ging der Eilzug ab; nur in den größten Städten Halt machend, langten wir nach 56-stündiger Fahrt am Eingang zum Mont Cenis-Tunnel an. Hier war eine halbe Stunde Aufenthalt; da bemerkte ich, daß das militärische Piquet, welches daselbst stationirt war, meine Person außergewöhnlich scharf ins Auge faßte, doch ohne weitere Belästigung. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und hielt nach einer Stunde bei der Station Modane, auf französischem Boden an; es fand dort Zugwechsel statt, und alles mußte aussteigen.

Ungefähr abends elf Uhr war ich im Begriff, mit andern Passagieren in den französischen Zug einzusteigen, als die dortige Gendarmerie mich anhielt mit dem Bemerkten, ich sei von italienischer Seite als Karlist signalisirt, deshalb sei meine Weiterreise in dieser Kleidung nicht gestattet. Trotzdem durch meine Papiere, die ich leider in Neapel vergessen hatte visiren zu lassen, nachgewiesen wurde, daß ich Schweizer und ostindischer Militär sei, blieb der Befehl dennoch in Kraft, und wohl oder übel mußte ich mich fügen.

Nun war guter Rat teuer. Mein Koffer hatte seine Weiterreise schon angetreten, und ich hatte nur den Ausweg, mir andere Kleider zu kaufen. Ein Bahnwärter überließ mir endlich nach langer Diskussion gegen Barzahlung von zwanzig Franken seinen alten zerrissenen Kaput und einen durchlöcherten Filzhut. Schnell kleidete ich mich um, packte meine militärische Garderobe samt Säbel zusammen und bestieg in dieser Verwandlung mit meinen Kindern den Zug und kaum eine Minute später ertönte das Signal zur Abfahrt. Gegen neun Uhr am

folgenden Morgen erreichten wir Genf, wo ich im Hotel de l'Europe wie ein Vagabund einzog.

Auf der Fahrt von Modane bis Genf war ich so glücklich, die Bekanntschaft eines Herrn zu machen, welcher sich im Gespräch als Schweizer bekannte, der, von Marseille kommend, im Begriffe sei, nach der Heimat zurückzukehren. Selbstverständlich machte ich ihm auch über meine Person Mitteilung, über „woher und wohin“ und natürlich auch von dem Vorfall an der Grenze. Dieser Reisegefährte war mir bei meinem Eintritt in das Hotel sehr von Nutzen. Denn es wäre mir ohne seine Fürsprache unmöglich gewesen, den Portier von der Ungefährlichkeit meiner Person zu überzeugen. Mißtrauisch ließ er mich endlich passiren, aber nicht ohne vorher den Hotelier von meiner zweifelhaften Persönlichkeit zu avisiren.

Mein erstes Debut auf Schweizerboden war also nicht besonders glänzend ausgefallen und beinahe wäre mir das Betreten heimatlicher Erde verwehrt worden. Die Bagage, welche glücklicherweise schon an Ort und Stelle war, setzte mich in den Stand, mich wieder als ordentlichen Menschen anzuziehen und veranlaßte den Portier, mich ins Fremdenregister einzutragen.

Die Uniform, welche die ganze Verlegenheit verursacht hatte, wurde nun in die unterste Ecke meines Koffers gedrückt, um nicht weiteres Unheil zu stiften. Von hier aus telegraphirte ich an meine Angehörigen meine bevorstehende Ankunft, erhielt aber postwendend die Antwort, daß sich keines meiner Familienglieder mehr im Heimatsorte befinde.

Nichtsdestoweniger ging es am folgenden Tag per

Dampf der Heimat zu, und ich betrat nach so langer Abwesenheit endlich wieder den Boden meiner Geburtsstätte. Fast hätte ich den Ort nicht wieder erkannt, so sehr hatte sich alles während der Zeit verändert. Zuerst erkundigte ich mich dann nach einem Verwandten, der im Orte sein mußte, begab mich rasch entschlossen mit meinen Kindern zu demselben und wurde dort liebevoll aufgenommen. Mein Bleiben im Vaterlande durfte aber nicht von gar langer Dauer sein, denn je baldere ich wieder nach Ostindien zurückkehrte, desto schneller war auch der Zeitpunkt da, der mir das Recht verlieh, nach zwanzigjährigem Dienste auf eine nennenswerte Pension Anspruch zu machen.

Nachdem ich meine Kinder in guter Obhut versorgt wußte, kehrte ich denn wirklich schon nach nur zweimonatlichem Aufenthalte wieder Holland zu. Da ich während dieser Zeit in Erfahrung gebracht, daß zwei von meinen Geschwistern sich in Deutschland befänden, und zwar in ziemlich großer Entfernung von einander, beschloß ich, auf meiner Durchreise dieselben zu besuchen, was natürlich meine Ankunft in den Niederlanden um einige Tage verzögerte, so daß ich erst Ende Januar 1876 wieder in Harderwyk eintraf.

Weil der nächste für Ostindien bestimmte Transport erst in drei Wochen abgehen konnte, nahm ich mein Quartier in einem der Gasthöfe in Rotterdam, um mich nicht in Harderwyk langweilen zu müssen. Von dort aus sandte ich die letzten Grüße an meine zurückgelassenen Lieben in der Schweiz, die mir ebenfalls viele Grüße nach Ostindien mitgegeben hatten.

Endlich nach Verfluß der angesetzten Wartezeit erhielt

ich den Befehl, mich zur Einschiffung bereit zu halten. Ich war herzlich froh, daß diese langweilige Zeit hinter mir war, denn unthätig zu leben ist für mich durchaus niemals eine angenehme Sache gewesen. Ein Aufenthalt in Holland während der Winterszeit ist keineswegs verlockend und demselben eine Meerfahrt entschieden vorzuziehen.

Gegen Ende Februar 1876 schiffte ich mich in Nieuwe Diep, im Norden von Holland, ein, mit einem nach Ostindien bestimmten Transport Angeworbener, an Bord des Dampfers „Prinzessin Amalia“. Ein heftiger Sturm wütete in den Gewässern der Nordsee, trotzdem ging das Postschiff von Stapel. Tausende von Menschen, aus der Umgebung herbeigeströmt, versammelten sich am Strande, um das Auslaufen unseres Schiffes mitanzusehen, und betäubend war das Lebewohlrufen beim Abgang desselben.

Mein erstes Geschäft war nun, das Schiff auf seine Bauart zu untersuchen, ob dasselbe wirklich genügend Sicherheit böte. Das Resultat war befriedigend, das Schiff erwies sich als ein tüchtiger Seebrecher, der die Wogen trotz furchtbarem Schneesturm mit Macht zertheilte. Die alte Gewohnheit, die beinahe Leidenschaft genannt werden durfte, stellte sich auch hier wieder ein: bei Sturm meinen Posten auf Deck am Bugspriet einzunehmen und dem Kampf der Elemente mit Wohllust zuzuschauen.

Bald war die Küste der Niederlande außer Sicht, mit Windeseile erreichten wir den Pas de Calais und passirten die Strecke bis zum atlantischen Ocean in anderthalb Tagen.

35. Kapitel.

Seekrankheitsfreuden und -Leiden. — Hindernis im roten Meere.
Suez und seine Unannehmlichkeiten.

Je mehr wir uns dem atlantischen Ozean näherten, desto ruhiger wurde die See, was um so willkommener war, als die Hälfte der Besatzung unserer „Amalia“ seit dem Auslaufen in Nieuwe Diep seekrank geworden war. Jetzt änderte sich alles zum Bessern. Die See theilte allmählich ihre Ruhe auch den verschiedenen revolutionären Magen mit, welche ebenfalls nur nach und nach ihre regelmäßigen Funktionen wieder aufnahmen.

Während diesem allgemeinen Krankheitsstadium, das mich aber glücklicherweise verschonte, warf ich manchen mitleidsvollen, öfters auch schadenfrohen Blick auf die mit dem See-Kaßenzammer behafteten Geschöpfe. Doch regte sich in mir einiges Beileid für die von dem Uebel Heimgesuchten, namentlich rührten mich die bleichen Gesichter des schönen Geschlechts, welchem ich denn auch angesichts ihrer Hülflosigkeit jeden mir möglichen Beistand leistete.

Von dem schönsten Wetter begünstigt, durchschnitt unser Schiff gegen Süden steuernd den Ozean, und nach drei Tagen erblickten wir in der Ferne schon die Felsen von Gibraltar. Leider passirten wir diese Meerenge bei Nacht und war von den beiden Küstenstrichen nichts zu sehen.

In Neapel hatten wir noch Passagiere aufzunehmen, welche die Landreise vorgezogen hatten, und es mußte der Kurs dorthin genommen werden; in zweieinhalb Tagen erreichten wir dann den mir so gut bekannten Hafen. Unser Schiff wurde nicht einmal vor Anker gelegt, denn

es dauerte kaum eine Stunde, bis die in Dampfbooten nahenden Reisenden sich alle an Bord befanden. Von da ging es nun weiter durch die Straße von Messina nach Port-Said, wo wir zu einer günstigen Zeit ankamen, denn hinter andern eingelaufenen Schiffen konnte das unsrige sofort in den Kanal von Suez einlenken, und nach anderthalbtägiger Fahrt hielten wir schon den Einzug ins rote Meer.

Am zweiten Tage der Fahrt im roten Meer begegnete uns der Unfall, mit einem sich unter Wasser befindlichen Riff in Berührung zu kommen, das unser Schiff seiner Steuerschraube beraubte. Obschon schnell eine Notsteuer angebracht wurde, durfte man doch nicht wagen, in diesem Zustande eine Ozeanreise durchzuführen. Einem von Süden kommenden Dampfer signalisirten wir unsere Lage, und kehrten, von diesem ins Schlepptau genommen, nach dem Hafen von Suez zurück, wo nach gründlicher Untersuchung sich herausstellte, daß unser Schiff eine größere Reparatur nötig habe, wovon die Rheder sofort in Kenntniss gesetzt wurden. Schon des andern Tages kam von Holland der telegraphische Befehl, daß der für Indien bestimmte Transport nebst übrigen Passagieren auf der „Amalia“ im Hafen von Suez bleiben müsse, bis zur Ankunft des nächstfolgenden Transportschiffes

Das war für uns keine erfreuliche Kunde, denn dieser Hafen, welcher auf der einen Seite vom Meer, auf der andern Seite von hohen, kahlen, von der Sonnenhitze geröteten Felsen umgeben ist, bot keinen interessanten Anblick, und die Aussicht, während einiger Wochen hier stationirt zu bleiben, war keineswegs erfreulich. Suez

selbst vermochte uns auch nicht zu entschädigen, denn ohne jede Vegetation zeigte sich das kraft- und reizlose Einerlei dieser Landschaft.

Um unsere Lage einigermaßen angenehmer zu machen, wurden über das ganze Verdeck des Schiffes Schutztücher ausgespannt, um wenigstens die Sonnenstrahlen ein wenig abzuhalten. Die gleichartigen Elemente der Schiffsbevölkerung gesellten sich zusammen, um einander die Zeit zu verkürzen mit dem Lottospiel oder mit dem edlen Schachspiel *z.* Auch die weiblichen Passagiere verlangten nach einer Unterhaltung und wählten dazu das Piquetspiel. Zu diesem Zwecke vereinigten sich 36 Personen, Damen und Herren, um dieses Spiel auszuführen, mit der Bedingung, die Gewinn- und Verlustrechnung erst im Hafen von Batavia zum Austrag zu bringen. Die Einteilung war nämlich so, daß jeweilen in zwei Partien vier Damen und vier Herren zehnmal nacheinander spielten; über das Ergebnis von jedem einzelnen Spiel führte man Buch. Die abtretenden Spieler wurden jedesmal durch acht andere ersetzt und so weiter bis zur Ankunft in Ostindien, wo meine Wenigkeit mit einem Minus von 17 Punkten zum festgesetzten Preise von einem Franken per Punkt anlangte. Mein Verlust bestand also nur aus 17 Franken. Das höchste Plus, wie aus der Rechnung zu ersehen war, betrug genau 52 Franken; so hatten wir uns während zwei Monaten auf ziemlich wohlfeile Weise die Zeit verkürzt.

Außer diesen Spielen machten wir auch hie und da Ausflüge nach Suez; obschon eine arabische Stadt nichts Anziehendes bietet, begaben wir uns, um etwelche Abwechslung in das ewige Einerlei zu bringen, bisweilen

in corpore ans Land und tranken in einem griechischen Kaffeehause halblaues Bier. Dem weiblichen Geschlecht ermöglichten wir Einkäufe von Datteln, Orangen und syrischen Trauben, in welche Früchte nämlich alle ganz vernarrt waren. Gemeinsam mit ihnen durchzogen wir die sandigen Straßen und erreichten den halb zerfallenen Häusern entlang den Bazar, wo das Gewünschte einzuhandeln war. Mancher Schönen verging freilich der Appetit, wenn sie diese Delikatessen von Millionen von Fliegen belagert sah.

Eines Tages, es war schon beinahe Nacht, kehrten wir von einem solchen Ausfluge zurück; beim Einsteigen in die Schaluppe, die uns an Bord unseres Schiffes bringen sollte, wurden wir durch Zollbeamte angehalten. Der böse Zufall wollte, daß einer der Herren bei den Griechen ein Päckchen Cigarren gekauft hatte und dasselbe noch unangebrochen in der Tasche hatte. Die Folge davon war, daß niemand von uns an Bord zurückkehren durfte, sondern vielmehr das zweifelhafte Vergnügen hatten, Damen und Herren, mit dem dortigen Gefängnis Bekanntschaft zu machen. Obschon dasselbe kein Zellengefängnis war, sondern aus einem großen, viereckigen, steinernen Raum mit offenen Hallen bestand, der uns für diese Nacht zum Aufenthalt angewiesen war, waren es doch unangenehme Betrachtungen, die wir anstellten. Ohne Lagerstätten, ohne jede Bequemlichkeit, stehend so den Morgen erwarten zu müssen, um dann vielleicht abgeurteilt zu werden, kann sich der Leser vorstellen, wie uns zu Mute gewesen war. Der Fährmann, welcher uns abends an Bord der „Amalia“ hätte bringen sollen, war so klug, den Vorfall dort zu melden, worauf der

Schiffskapitän sich sofort ans Land begab, um bei der zuständigen Behörde unsere Freiheit zu bewirken. Doch seine Mühe war umsonst; die Antwort lautete ganz lakonisch: „Am folgenden Morgen, wenn der Gouverneur hier ist, muß erst alles genau untersucht werden.“ Hierauf begab sich der Kapitän auf die englische Telegraphenstation und berichtete den Sachverhalt dem holländischen Konsul in Kairo. Derselbe erschien am folgenden Morgen per Eilzug, mit den nötigen türkischen Befehlen versehen, in unserm unfreiwilligen fatalen Logis und öffnete uns die Pforten dieser Hallen. Fortan begab sich niemand mehr ans Land von unserm Schiff aus.

Endlich nach Verfluß der dritten Woche unseres hiesigen Aufenthaltes erhielten wir die Nachricht, daß das Schiff, welches uns aufnehmen sollte, Gibraltar passiert habe und innert wenigen Tagen hier eintreffen könne. Von jetzt an wurde den ganzen Tag über abwechselnd von den Mastkörben ausgespäht nach den vielen besagten Mastenspitzen, ob nicht die holländischen Farben zu bemerken seien, was endlich am siebenten Tage nach der erhaltenen Nachricht wirklich der Fall war, zu unserer größten Freude.

36. Kapitel.

Fortsetzung der Reise per Dampfer „Prinz Heinrich“. — Ankunft in Ost-Indien. — Ein Tag in Batavia. — Abreise nach Atjeh.

„Prinz Heinrich“ war der Name des Schiffes, das am folgenden Morgen neben der „Amalia“ seine Anker fallen ließ. Unter dem Kommando eines höheren Offiziers befanden sich etwa zweihundert für Ostindien bestimmte Söldner an Bord und diesen wurde unser

Transport einverleibt. Zur Ueberschiffung aller der für Ostindien bestimmten Personen, Waren, Bagage, Lebensmittel zc. war der Tag und die ganze Nacht erforderlich, und unser neue Ozeandampfer lichtete erst am folgenden Morgen die Anker, um nach dem Süden zu steuern. Ohne irgend welche Gefährde erreichten wir in sechs Tagen den Golf von Aden, um von da weiter den indischen Ozean zu befahren, und ohne besondern Zwischenfall sah ich in vierzehn Tagen schon wieder die Südspitze von Sumatra.

Das Schiff befand sich im Angesicht des Forts „Anjer“ an der Sundastraße, javaseits gelegen. Auf Verlangen des Fort-Kommandanten wurden demselben per Schiffsignal die Namen der an Bord befindlichen Offiziere gemeldet. Wozu solches diente, konnte ich 24 Stunden später auf der Rhede von Batavia erfahren.

Als das Schiff dort die Anker fallen ließ, kam schon eine Dampfbarke herangefahren, und eine halbe Stunde später hatte ich bereits den Befehl erhalten, mich am andern Tag auf dem zur Abfahrt bereit liegenden Postdampfer nach Utjeh einzuschiffen. Ich war der einzige, der einen solchen Befehl erhielt, brauchte mich also nicht erst nach Weltevreden zu begeben, und konnte meine Bagage direkt auf diesen besorgen lassen. Da ich keine Lust hatte, mich bis zur morgigen Abfahrt auf der Rhede aufzuhalten, konnte ich mir für den Rest des Tages Batavia, das mir noch ziemlich unbekannt geblieben, mit Muße ansehen. Eine Mietschaluppe brachte mich an die Landungstreppe, von wo aus ich meine Neugierde aufs beste befriedigen konnte.

Der Weg führte durch eine schattenreiche Allee von

Tamarindenbäumen gegen das wohl dreihundert Jahre alte Stadthaus, von wo aus verschiedene Straßen in das Häuser-Labyrinth von Batavia führten. Europäische Gebäude sieht man nur dem Hauptkanal entlang, und diese allein beherbergen die verschiedenen Konsulate, deren Chefs alle Vertreter von europäischen Handelsfirmen sind. Diese, samt ihrem Bureaupersonal, haben sich nicht zu überarbeiten; um neun Uhr morgens kommen diese Herren per Bahn von dem eine Stunde entfernten Weltevreden und kehren mittags zwei Uhr wieder dorthin zurück: im ganzen täglich fünf Stunden Arbeitszeit. Die andern europäischen Gebäude sind meistens Wirtschaften, darin die zu Hunderten zählenden Matrosen aller Nationen sich gütlich thun.

Auf meinem Spaziergang hörte ich aus einer solchen Wirtschaft die freundlichen Klänge einer Streichmusik ertönen und trat hinein; es war eine etwa dreißig Personen starke Wiener Damen-Kapelle, welche sich hier produzierte. Schon seit einem Jahr befand sie sich auf der Reise und war über Amerika-Japan-China hierhergekommen, um dann über Port-Said-Neapel in die Heimat zurückzukehren. Ihre Produktionen zeugten von großer Virtuosität, doch in diesem Matrosengetümmel kam mir unwillkürlich das Sprüchwort von „Perlen vor die Schweine werfen“ in den Sinn! Ich hielt mich auch nicht lange dort auf, und lenkte meine Schritte dem chinesischen Stadtviertel zu. Dasselbe ist ebenfalls von Kanälen durchschnitten und besteht aus lauter schmutzigen Kaufläden, wo lebhafter Handel getrieben wird. Ebenso schmutzig sind die malaiischen Quartiere, in welchen alle indischen Nationalitäten vertreten sind. Batavia kann

mit seinen Tausenden von Einwohnern mit Recht als ein einziges großes, schmutziges Kaufhaus betrachtet werden, wo Cholera, Dyssenterie zc. stets ein gutes Feld finden. Mittlerweile war auf meiner Rundschau der Abend eingebrochen, und da ich als Passagier erst am folgenden Morgen Unterhalt bekommen konnte, suchte ich in einem chinesischen Restaurant für meinen knurrenden Magen Befriedigung.

Die Unreinlichkeit der Chinesen ist sprichwörtlich und mir zur Genüge bekannt, weshalb ich auch nicht vorerst das vorgesezte Essen untersuchte, sondern, hungrig wie ich war, dasselbe mit geschlossenen Augen gierig verschlang, um wenigstens nicht mit leerem Magen an Bord des Schiffes zu kommen. Wirklich war es bereits die höchste Zeit, mich wieder an die Einsteigestelle zu begeben, als der zuvorkommende Restaurateur mir mitteilte, daß in nächster Nähe chinesische Schaluppen genug bereit lägen, die mich an Ort und Stelle brächten. Es war dies auch der Fall; in einem Seitenabflusse des „Tyliwong“ befanden sich solche Kähne, und ich bestieg einen derselben. Jetzt ging es der etwa eine halbe Stunde entfernten Rhede zu; heller Mondschein beleuchtete die morastigen Ufer. Auf einmal rief mir einer der Ruderer zu: „Herr, ziehen Sie doch schnell Ihre Kleider aus dem Wasser zurück, denn es wimmelt hier von Alligatoren.“ Ich leistete dieser Mahnung schnell Folge und bemerkte erst jetzt, daß meine Uniform-Rockschöße ins Wasser herunterhängen, aber zugleich nun auch die Köpfe dieser Seeungeheuer. Anfangs glaubte ich Holzflöße zu sehen, die schräg gegen den Strom aus dem Wasser hervorragten, doch meine Begleiter machten mich

leise sprechend auf die Gefahr aufmerksam, in der wir uns befanden.

Ohne Ruderschlag, allein durch das Steuer in der Mitte der Wasserstraße gehalten, glitt der Kahn, behutsam diesen Köpfen ausweichend, ungefährdet stromabwärts. Eine Berührung mit einem dieser Ungeheuer hätte das Kentern unserer Nusschale und damit unsern sichern Untergang zur Folge gehabt. Wir verhielten uns lautlos, bis das Meer erreicht und wir damit gerettet waren. Eine bange halbe Stunde war es, die ich da durchlebt hatte, und ich kann jetzt noch nicht verstehen, warum der Chinese mir diesen Einschiffungsweg angewiesen hatte.

Kräftige Ruderschläge trieben jetzt das Boot durch die Wellen, und nach Verfluß einer Viertelstunde befand ich mich glücklich an Bord des Dampfers „Utjeh“. Ein Extra-Trinkgeld meinen Begleitern rief noch ein „Slamat Djalang tuwan“ („Glückliche Reise, Herr“) bei diesen hervor, und rasch verschwanden sie mit ihrem Kahne. Bald suchte ich meine Lagerstätte auf, und noch bevor ich den Schlaf fand, schwebten grausige Alligatorenköpfe mir vor den Augen.

Des Morgens in aller frühe schifften sich noch Truppen aller Waffengattungen ein; dann wurden die Anker gelichtet, und mit vollem Dampf steuerte das Schiff der Sundastraße zu. Glücklicherweise war ich laut Befehl noch keinem Truppenteil unterstellt, sondern stand direkt unter dem Kommando des Schiffskapitäns und war im übrigen auf mich selbst angewiesen. Mein erstes Geschäft bestand darin, meine Bagage so zu verteilen, daß ich nur das Notwendigste nach Utjeh mitzunehmen brauchte und den größten Teil derselben dem Depot in

Padang zuweisen konnte. Unter normalen Verhältnissen dauerte die Reise von Batavia bis Atjeh sechs Tage; die Zwischengarnisonen Telok-Betong und Benkulen wurden nur für einige Stunden besucht zur Ueberbringung von Truppen und Postfachen. Die dritte Haltstation in Padang (Hauptstation) war damals Depot für die Truppenmacht in Atjeh; alle Verwundeten und Kranken wurden von dort aus nach den im hohen Gebirge gelegenen Spitälern von Padang-Pandjang und Fort de Wok transportirt. Dort warteten die Patienten ihre Genesung ab, um dann wieder nach dem Kriegsschauplatz befördert zu werden. Der Postdampfer mußte in Padang zwei Tage Aufenthalt nehmen, der zu erwartenden Truppen wegen; um nun meine überflüssige Bagage im Depot selbst unterbringen zu können, ging ich ans Land, wo ich über diese Zeit mir ein Logis mietete.

Am folgenden Tage erschien auf der Rhede ein Dampfer von Atjeh, mit Verwundeten, Kranken und Ausgedienten beladen, um ausgeschifft zu werden. Die ersteren sollten in den beiden schon erwähnten Spitälern untergebracht werden; da diese aber beinahe überfüllt waren, wurden nur wenige der Unglücklichen daselbst plazirt; die übrigen mußten zur weitem Unterbringung nach Java transportirt werden.

33. Kapitel.

Verhinderung und Rückfahrt. — Untergang des Dampfers. — Ein Tag Landbesitzer.

Mich traf das Mißgeschick, daß ich am Abend vor der Abreise nach Atjeh die unwillkommene Nachricht

erhielt, der den Transport nach Java begleitende Quartiermeister sei schwer erkrankt, und infolgedessen hätte ich seine Stelle zu übernehmen.

Weil meine eigentliche Bestimmung nach dem Kriegsschauplatz lautete, konnte ich fast mit Gewißheit annehmen, in Batavia nicht für lange Zeit stationirt, vielmehr bei erster bester Gelegenheit wieder nach hier zurückbeordert zu werden, weshalb ich von der wenigen, nach Utjeh bestimmten Bagage beinahe alles hier zurückließ. In dieser neuen Stellung trat ich denn schon am folgenden Morgen die Reise gegen die Südspitze von Sumatra an, und in zwei Tagen hatte das Schiff bereits Bentulen erreicht; nach kurzem Aufenthalt bog dasselbe am Abend des dritten Tages in die Sundastraße ein. Erwähnenswert ist, daß der Meeresboden in diesem sehr vulkanischen Teil der Erde häufigen Veränderungen unterworfen ist. Um nun die Seekarten so genau als möglich zu erhalten, hatte jedes Regierungsschiff den strengen Befehl, auf seiner Fahrt den Meeresgrund zu untersuchen, allfällige Veränderungen zu notiren und dieselben in die Karte einzuzichnen.

In einem wunderschönen Mondscheinabend fuhren wir der Südküste von Sumatra entlang; kein Luftzug war zu spüren, die Meeresfläche spiegelglatt und jedermann in sorgloser fröhlicher Stimmung. Ungefähr zwischen sieben und acht Uhr abends, als der erste Teil der Kajüten-Passagiere die Mahlzeit eingenommen hatte und der zweite Teil sich zum gleichen Zwecke unter Deck verfügte, spazierte ich mit vielen andern in voller Uniform auf dem Verdecke hin und her, mit Wohlbehagen die kühlende Nachtluft genießend.

Mit voller Kraft durchschnitt unser Dampfer die ruhige Wasserfläche, und niemand dachte in diesem Augenblick an irgend welche Gefahr. Da ertönte plötzlich ein dumpfes Krachen unter uns und es schien, als ob das Schiff schwankte und still stehe. Auf den Ruf: „der Dampfer sinkt, rette sich wer kann!“ entstand eine fürchterliche Panik. Schnell entschlossen sprang ich über Bord und schwamm so rasch als möglich aus dem Bereiche des Fahrzeuges der in Sicht befindlichen Küste zu. Nach Verfluß von zirka fünf Minuten nach dem Schiffe mich umschauend, war von demselben nichts mehr zu erblicken, mit Mann und Maus schien es untergegangen zu sein. Abwechselnd auf dem Rücken oder Bauch schwimmend, hoffte ich, mit Hülfe der eingetretenen Flut die Küste zu erreichen; obgleich meine Bewegungen durch Säbel und gefüllte Feldflasche etwas gehindert waren, hätte ich mich nur im äußersten Falle davon getrennt, da mir der Säbel schon einigemale gute Dienste geleistet hatte, und die Feldflasche ein nicht zu verachtendes Stärkungsmittel enthielt. Bald entdeckte ich zu meiner rechten Seite ein Riff, das mir Rettung bringen konnte. Meine ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet, schwamm ich mutig auf dasselbe zu, um dort einige Zeit auszuruhen und neugestärkt meine Fahrt fortzusetzen. Die See war zum Glück ganz ruhig, ohne große Mühe vermochte ich die scharfkantige Klippe zu erreichen und zu erklettern; in kurzer Zeit befand ich mich wohlbehalten auf einem ziemlich platten Felsenriffe, dessen Flächeninhalt ungefähr fünfzehn Quadratmeter betrug und etwa zehn Meter über den Meeresspiegel hervorragte. Der Zufall, der

ja im Leben eine so große Rolle spielt, machte mich also hier zum alleinigen „Landbesitzer“!

Nach ungefährender Berechnung, wie solche beim Mondschein möglich war, konnte das Festland von Sumatra kaum eine halbe Stunde von meinem jetzigen Standpunkt entfernt sein, und schon erwog ich, wie meine weitere Rettung zu bewerkstelligen sei, als meine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand geleitet wurde, der demselben Ziele zuzutreiben schien. Bei genauerer Beobachtung konnte ich wahrnehmen, daß ein Mensch, ein Maststück umklammernd, der Klippe zusteuerte und große Anstrengungen machte, dieselbe zu gewinnen. Vorsichtig stieg ich abwärts, um vielleicht Hilfe bringen zu können. Zu meinem größten Erstaunen zeigte sich dieser Gegenstand meiner Aufmerksamkeit als eine Frau, welche, ein kleines Kind über der Schulter haltend, ebenfalls diese rettende Stelle erreicht hatte. Mit großer Anstrengung gelang es mir endlich, diese beiden hinaufzubringen, wo die Frau mit dem Kinde im Arm erschöpft und lautlos auf den harten Boden niedersank.

Längere Zeit beschäftigte ich mich mit diesen armen Schiffbrüchigen, und als ich mich überzeugt hatte, daß noch Leben in ihnen vorhanden und die Atemzüge allmählich regelmäßiger wurden, legte ich mich ebenfalls nieder; ich mußte jedenfalls, sowie auch meine Leidensgefährten, gut geschlafen haben, denn als ich aufwachte, brach bereits der Tag heran. Obschon völlige Windstille herrschte, hatte sich das Wetter doch verändert und der Himmel war ganz bewölkt. Für uns Obdachlose war diese Veränderung von großer Wichtigkeit und ver-

diente als eine Wohlthat vom Himmel genannt zu werden, denn sonst wären wir schonungslos den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen. Troßdem der wohlthuende Schlaf meine müden Glieder etwas gestärkt hatte, nahm ich zur Weckung meiner gesunkenen Lebensgeister die gerettete Flasche zur Hand und deren Inhalt, feuriger Teneriffa, machte mein Blut wieder rascher durch die Adern fließen. Ich hatte Muße genug, meine Gefährten etwas näher ins Auge zu fassen und meine Betrachtungen anzustellen.

Die vor mir in tiefem Schlaf sich befindende Frau in mittleren Jahren ließ, nach der Kleidung aus grauem Seidenstoff und den kostbaren Ringen, schließen, daß sie der höheren Gesellschaft angehöre, welche Annahme noch verstärkt wurde durch die feinen, vornehmen Züge ihres Angesichts. Immer noch schlafend, hielt sie ihr etwa drei Monate altes Kind fest umklammert und bot so einen ungemein lieblichen Anblick dar, der mir lange Zeit unvergeßlich geblieben. Anfänglich kam mir der egoistische Gedanke, diese günstige Gelegenheit ihres Schlafes zur Flucht zu benutzen, denn diese beiden konnten mir ja nur hinderlich sein, das Land zu erreichen; aber noch zur rechten Zeit erinnerte ich mich an meine Christenpflicht beim Anblick dieses unschuldigen Kindleins, und mein steinernes Herz wurde weich.

Ich war fest entschlossen, die Unglücklichen nicht zu verlassen und mein Möglichstes zu ihrer Rettung zu thun, jede Stunde konnte uns Hülfe gebracht werden. Unter heftigem Schreien erwachte endlich die Kleine, was auch die Mutter wieder zum Bewußtsein brachte. Verwirrt schaute sie um sich, und bald ihre trostlose Lage er-

kennend, brach sie in herzerreißendes Wehklagen aus. Das brachte meine Nerven in furchtbare Aufregung, und ich wünschte mich Gott weiß wohin. Allmählich beruhigte sie sich ein wenig und ihr Wehegeschrei ging in erleichterndes Weinen über. Ein Schluck aus meiner Feldflasche leistete auch ihr gute Dienste, so daß sie im Stande war, mir näheres über das entsetzliche Unglück zu berichten.

Ihr Gatte, ein höherer Offizier, mit noch fünf Kindern hätten in dieser Schreckensnacht den Tod in den Fluten gefunden, und sie mit ihrem Kleinsten seien allein übrig und auf eigentümliche Art und Weise verschont geblieben. Auf dem Hinterdeck des Dampfers mit ihrem Liebling im Arme spazierend, nachdem ihre übrigen Familienglieder sich schon in die Kajüte begeben hatten, sei sie in dem kritischen Momente des Auffahrens durch einen Matrosen gerettet worden, indem derselbe einfach ein Stück eines Mastes über Bord geworfen und sie demselben nachgeschickt habe. Dieses Maststück krampfhaft erfassen und mit der einen Hand schwimmende Bewegungen machen: das sei bei ihr ganz instinktmäßig vor sich gegangen. Bald habe sie auch dieses Riff entdeckt und ihr natürliches und unwillkürliches Bestreben sei gewesen, dasselbe zu erreichen. Dazu habe sie alle ihre Kräfte angespannt, aber ohne meine Hülfe wäre sie wahrscheinlich rettungslos verloren gewesen.

Nachdem der erste Schrecken vorüber war, strengte sie ihre Gedanken an, auf welche Weise die fernere Rettung möglich gemacht werden könnte und fast wollte sie den Mut sinken lassen, als sich auch gar keine Aussicht dazu zeigen wollte. Ich sprach ihr tröstend zu und zeigte ihr einen kleinen Hoffnungsschimmer durch folgende Mut-

maßung: die Abfahrt der Schiffe würde jeweilen von der zuletzt passirten Station aus der folgenden telegraphisch gemeldet, und da unser Schiff bei seinem Untergange nur noch einige Stunden von Telok-Betong entfernt gewesen, so dürften wir mit ziemlicher Gewißheit hoffen, daß schon jetzt dafür gesorgt würde, den nicht eingetroffenen Dampfer zu suchen.

38. Kapitel.

Errettung. — Per Kriegsschiff nach Atjeh. — Ankunft. — Beschreibung des Kraton 2c.

Die größte Schwierigkeit in unserer Lage war der Mangel an jeglicher Nahrung, und es war ein besonders glücklicher Zufall, daß die Mutter selbst ihr Kind stillen konnte; für uns blieb der Inhalt meiner Feldflasche das einzig Genießbare. Der Tag schien uns zur Ewigkeit werden zu wollen, und wenn wir auch in der Ferne viele Schiffe erblickten, welche mit Kurs von und nach Europa die Sundastraße passirten, so schien doch kein einziges von uns Notiz zu nehmen. Erst am späten Nachmittag bemerkten wir ein solches der Küste entlang gegen unsere Klippe hinsteuern und hofften und vermuteten, daß dasselbe zur Auffuchung des Dampfers ausgesandt worden sei. Wir beobachteten, daß von Zeit zu Zeit Schaluppen ausgesetzt wurden, welche auf gewisse Punkte zufuhren und dann wieder an Bord zurückkehrten. Um nun die Aufmerksamkeit der Insassen auf uns zu lenken, befestigte ich das in Indien gebräuchliche lange Tragtuch des Kindes an meinen Säbel und ließ dasselbe in der sanftwehenden Brise flattern.

Meine Bemühung war nicht umsonst; zu unserer

großen Freude sahen wir bald zwei Boote auf die Klippe zurudern, und als die Dämmerung, welche unter diesem Himmelsstrich nur kurze Zeit dauert, völlig hereinbrach, befanden wir uns bereits wohlbehalten an Bord des Küstendampfers, der uns mit noch andern Aufgefundenen nach Batavia brachte. Wie uns mitgeteilt wurde, betrug die Zahl der Geretteten nur 62 Personen, während der Verlust an Menschenleben einige Hundert überstieg. Der Untergang des Dampfers war so schnell vor sich gegangen, daß nicht ein einziges Boot desselben zur Rettung benutzt werden konnte. Glücklicherweise also derjenige, der sich unerschrocken dem nassen Elemente anvertraute und möglichst schnell aus dem Bereiche des Schiffes zu kommen suchte; wer noch auf demselben oder in seiner Nähe geblieben, hatte den sichern Tod gefunden.

In Batavia wurde nach unsern Aussagen der Vorfall protokolliert; meine Leidensgefährtinnen sah ich nicht mehr — denn schon nach drei Tagen mußte ich meiner Bestimmung gemäß weiterreisen. An Bagage hatte ich sozusagen nichts eingebüßt, da ja beinahe alles im Depot zu Padang lag; dennoch erhielt ich von der Regierung eine Entschädigung von fünfhundert Franken, um mich frisch auszurüsten zu können, welchen Betrag ich wirklich ohne Gewissensbisse einkasirte.

Diesmal machte ich die Reise nach Atjeh auf einer Kriegsfregatte und war zehn Tage nach dem Schiffbruche schon an Ort und Stelle. Der Hafenplatz in Atjeh heißt „Alehleh“; die Schiffe ankerten wegen der Untiefe einige hundert Meter vom Strande entfernt. Als die Holländer seinerzeit die erste Landung in Dampfbaracken und Schaluppen unternahmen, geschah dies unter mörderischem

Feuer der Bewohner von Utjeh, und viele fanden dort, von feindlichen Kugeln getroffen, den Tod in den Fluten des Meeres. Doch jetzt, im Jahre 1876, verband eine auf eisernen Säulen ruhende, etwa hundert Meter lange Brücke den Hafensplatz mit dem Hafenhaupt, und von dort aus erreichte man den Kraton per Eisenbahn in zwölf Minuten.

Dieser „Kraton — Kotta Badga“ (Königsstadt genannt), eine alte Feste der einstigen Sultane, ist ein großes Viereck von zirka dreihundert Meter Breite und sechshundert Meter Länge. Früher war dieselbe mit Brustwehren, jetzt aber mit Ringmauern und Bastionen versehen. Dasselbst befanden sich die Kasernen für die Truppen, die Wohnungen des Gouverneurs und vieler Offiziere, ebenso die Magazine der Militärverwaltung und sämtliche Bureaux der verschiedenen Verwaltungsbeamten. An der Ostseite des Kraton befanden sich, von einem eisernen Dache überdeckt, die im Rufe der Heiligkeit stehenden Gräber der ehemaligen Sultane, an der Westseite die Ruhestätten anderer hohen und höchsten Persönlichkeiten. Sämtliche Gräber sind mit Grabzeichen geschmückt, die aus Stein oder Bronze bestehen. Diese Ruhestätten der Toten, jede für sich von einer Ringmauer umgeben, waren für die Holländer im Jahre 1873 sehr verhängnisvoll geworden, denn sie dienten den sicher treffenden Utjehnesen-Schützen als Deckung und konnten nur nach großen Verlusten eingenommen werden. Ende genannten Jahres wurde der Kraton unter dem Kommando des ergrauten Generals „Van Swieten“ erobert.

Der Jubel über diesen glänzenden Erfolg war damals in ganz Ostindien groß, denn man hoffte, mit

diesem Schlage den Krieg beendigt zu haben. Leider zeigten die folgenden Jahre, daß das nicht der Fall war, sondern daß der Krieg guerillamäßig fortgesetzt wurde, denn der Atjehnese, der sein Vaterland über alles liebt, war im Stande, den letzten Tropfen Blutes für die Verteidigung desselben hinzuopfern. Der Kraton wurde durch den Fluß „Krung Daru“ in zwei Teile geteilt, welche dann wieder durch Brücken miteinander verbunden waren. Unter großem Kostenaufwande erstellte man in diese Feste zwei Eingänge, von der Westseite her für die Eisenbahn, von der Ostseite her für Fußgänger und Fahrzeuge.

In nicht allzugroßer Entfernung von diesem Bollwerk befanden sich die am Atjehfluß gelegenen Ortschaften Pantei Perak, Kampong-Dyawa, Kampong-Gedah und Penajung. Die Eroberung mußte aber mit großen Opfern errungen werden; doch allmählich stellten sich friedlichere Zustände ein, und dank der loyalen Behandlung von Seiten der Regierung siedelten sich in Bälde neben der einheimischen Bevölkerung auch Deutsche, Griechen, Perser, Armenier und Ceylonesen an. Diese Ansiedler brachten alle erdenklichen Waren in den Handel, welcher ihnen meistens großen Gewinn eintrug und es gar manchem möglich machte, nach wenigen Jahren mit Reichtum gesegnet in seine Heimat zurückzukehren.

Der westliche Teil von Nord-Sumatra heißt Groß-Atjeh und wurde durch den Sultan regiert. Der übrige Teil besteht aus sogenannten Sagi, welche nach der Anzahl Mukims (Dörfer) benannt sind. So spricht man z. B. von den Sagi der 22, 25, 26 Mukims u. s. w. Diese Sagi selber zerfallen wieder in Unterabteilungen

und zwar bestehen z. B. in der Sagi der 25 Mufims die Abstufungen der 1, 4, 6, 9 Mufims. Alle diese Haupt- und Unterabteilungen wurden durch Häuptlinge regiert; über denselben standen die Sagihäupter, und diese selbst anerkannten den Sultan von Utjeh als ihren Schutzherrn, dem sie auch tributpflichtig waren. Zur Zeit, als ich in Utjeh ankam, waren die 25 Mufims ganz erobert und an allen günstigen Punkten Verstärkungen angelegt. Generalmajor Diemont hatte sich die nicht unbedeutende Aufgabe gestellt: die Unterwerfung der widerspenstigen Bewohner der Ortschaften Laöng, Malabu, Langsar, Madjapahait, Samalanga und Gedong.

39. Kapitel.

Der Kolonne nach Samalanga zugeteilt. — Nächtlicher Ueberfall. — Ungemütliches Leben.

Truppenabteilungen in verschiedener Stärke verließen den Kraton und marschierten nach dem nördlichen Teile des Landes. Meine Person mit noch zwei Quartiermeistern wurde der ungefähr zwölfhundert Mann starken Kolonne zugeteilt, deren Ziel Salamanga war. Durch unwegsames Terrain, durch unter Wasser stehende Reisfelder, wo auf nur schmalen Pfaden Mann hinter Mann marschieren konnte, erreichte unsere Kolonne nach fünf mühevollen Tagen, unter steter Belästigung durch den Feind, endlich die Gegend, wo der Hauptschlag ausgeführt werden sollte.

Eines Abends schlugen wir auf einem erhöhten freien Punkte unser Bivouac auf und nahmen eine gesicherte Stellung ein. Die Ambulance mit den Verwundeten und die Küche in die Mitte dirigierend, wurde beim Ein-

bruch der Nacht ein geschlossenes Carré gebildet und um dasselbe herum, auf fünfzig Schritte Abstand, eine eng verbundene Kette von Schildwachen aufgestellt. Die Nacht war rabenschwarz und das Dunkel undurchdringlich, alle erforderlichen Vorkehrungen zum Schutze gegen nächtlichen Ueberfall wurden getroffen, und sorglos überließen sich die Ermüdeten unter dem Schutze der Wachtposten der Ruhe. Trotz aller unserer Vorsicht gelang es aber dem Feind dennoch, in unser Carré einzudringen; kurz nach Mitternacht wurden, wie von unsichtbaren Geistern, wuchtige Schwertstreiche auf die Schlafenden geführt. Unsere Gegner, wie Schlangen daherkriechend, hatten ohne Schuß die Schildwachen lautlos niedergemacht, stürzten sich mit der größten Todesverachtung auf das Carré und richteten eine heillose Verwirrung an.

Ohne zu wissen, wen man vor sich hatte, wurde einfach in der Richtung des Angriffes gefeuert; jeder suchte sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen, und erst der folgende Morgen ließ uns erkennen, daß gar mancher der unsrigen vom tödtlichen Blei der eigenen Waffengefährten getroffen worden. Durch eine geschickte flankenbewegung der nicht angegriffenen Teile des Carré und dank dem Befehl, nur mit dem Bajonett zu kämpfen, kam der Feind in eine schwierige Lage und war gezwungen, von weiterem Vordringen abzustehen. Eine heldenmütige Schar war es, die diesen nächtlichen Ueberfall ausgeführt hatte, und nur wenige von derselben haben ihre Heimat wiedergesehen, denn ihr Rückzug mußte, auf allen Seiten von unsern Bajonetten bedroht, für sie verderblich werden. Auf Gnade durfte keiner von ihnen hoffen, da sie selber ja auch niemals solche

erteilten; aber teuer verkauften sie ihr Leben und gar mancher unserer Leute wurde durch ihre scharfen Klingen niedergemacht, bevor wir Herr der Situation geworden.

Selbstverständlich ist ein Kampf bei Nacht etwas sehr unheimliches; es blieb denn auch alles unter den Waffen bis zum Anbruch des Tages, und konnten wir alsdann, ohne weitere Angriffe des Feindes, unsere Verluste konstatiren. Außer Gefecht gestellt waren 150 Mann, wovon 58 zur großen Armee abberufen wurden. Neben verschiedenen Offizieren befand sich auch einer meiner Freunde unter den Toten; ein einziges Massengrab nahm sie alle zur ewigen Ruhe auf. Unter dem Schutze der ausgesandten Patrouillen wurde nun lebhaft an der Befestigung unserer Stellung gearbeitet, und bis zum Abend war eine Brustwehr von beinahe einem Meter Höhe erstellt, so daß wir in ziemlicher Sicherheit der Nacht entgegensehen durften.

Der Mißerfolg seines Ueberfalles schien den Feind derart eingeschüchtert zu haben, daß ohne weitere Störung die Arbeiten an der Redoute fortgesetzt und am fünften Tage zu Ende gebracht werden konnten, worauf dann sofort die Bambus-Baracken in Arbeit genommen wurden. Der Bambus spielt in Ostindien eine wichtige Rolle; er wird für alle erdenklichen Sachen verwendet und bildet für Bauten das unentbehrlichste Material. Die Erstellung einer Wohnung aus Bambus wird in so unglaublich kurzer Zeit ausgeführt, daß wir uns geradezu verwundern mußten. In vier Tagen war die Kolonne unter Dach gebracht und an Stelle der vorangegangenen Arbeiten trat ein regelmäßiger Festungsdienst. Gleich der Besetzung dieser Landesstriche durch unsere Kolonne verfahren die

andern ausgesandten Abteilungen mit den früher schon gemeldeten Gegenden des feindlichen Landes. Dem Umstände besonders durfte die scheinbare Unterwerfung der Bewohner dieses Landes zugeschrieben werden, daß die verschiedenen organisierten Verstärkungen untereinander Fühlung hatten und mit dem Hauptquartier verbunden waren. Ich sage „scheinbare Unterwerfung“, weil die verschiedenen Transporte zwischen den einzelnen befestigten Plätzen stets Angriffen des rachsüchtigen Feindes ausgesetzt waren. Oefters, wenn man glaubte, genügende Bedeckung ausgegeben zu haben, kam es vor, daß ganze Abteilungen spurlos verschwanden, was uns begreiflich in große Aufregung versetzte.*

Zwischen den erstellten Verstärkungen legte man zum Zwecke der Kommunikation verschiedene Straßen an, und um dem Volke mehr Respekt einzuslößen, wurde unsere Redoute mit vier Geschützen armirt, was zur Folge hatte, daß wir fortan weniger belästigt wurden. Diese uns allen so ersehnte Ruhe war leider nur von kurzer Dauer, denn nach wenigen Wochen wurde die Hälfte der Kolonne zu Ausmärschen auf größere Distanzen verwendet, um damit der Bevölkerung zu zeigen, wer eigentlich Herr

* Wie hartnäckig die Bevölkerung ihr Land zu verteidigen wußte und wie sehr der Haß gegen die fremden Eindringlinge in Fleisch und Blut des Volkes der Atehneseu übergegangen war, beweist eine Zeitungsnachricht aus dem Jahre 1896, welche mitteilt, daß die Holländer neuerdings — also genau zwanzig Jahre nach obigen Begebenheiten — sich in kritischer Lage befinden gegenüber diesem Volke, das in feindlicher Haltung vor Alleeh liege, die vor Jahren errichteten Verstärkungen bedrohe, und die meisten derselben so eingeschlossen habe, daß die holländische Verbindung unter sich gänzlich abgebrochen sei.

im Lande sei. Sehr selten kehrte eine solche Patrouille zurück ohne Verwundete, denn stets wurde sie von dem hartnäckigen Feinde auf hinterlistige Weise angefallen.

Stellte man den Häuptling des benachbarten Dorfes darüber zur Rede, so waren seine Entschuldigungen leere Ausflüchte und eine wirkliche Ermittlung und Bestrafung der Thäter ganz unmöglich. Wir führten also einen beständigen Guerilla-Krieg, der an Menschen und Geld große Opfer erforderte.

40. Kapitel.

Versetzung nach „Padang-Pandjang“. — Romantische Reise.
Ankunft im Paradies. — Nähere Beschreibung.
Wie man dort lebte.

Um die Mitte des Jahres 1877 erhielt ich den Befehl, die Verwaltung des Spitals von Padang-Pandjang, im innern Teile von Sumatra, zu übernehmen, welche Ordre mir sehr gelegen kam; ich war herzlich froh, dieser unruhigen Gegend „Lebewohl“ sagen zu dürfen. Nach wenigen Tagen schon befand ich mich wohlbehalten im Hauptquartier, woselbst alsbald die Einschiffung nach dem neuen Standorte erfolgte.

Padang, an der Westseite von Sumatra am Meere gelegen, ist Hauptort der Abteilung an Sumatras Westküste. Hier wird ein reger Handel getrieben mit den Produkten, die aus dem Innern des Landes hergebracht werden, und darf der Ort mit Recht als wichtiger Handelsplatz bezeichnet werden. Etwa fünf Tagemärsche davon entfernt, auf einer Höhe von zweitausend Meter über Meer, liegen die Hauptortschaften des Oberlandes Padang-Pandjang und Fort de Kof, die ihrer günstigen

klimatischen Lage wegen der indischen Heeresabteilung in Utjeh als Reconvalescenten-Station dienten, und, wie schon erwähnt, befanden sich hier außer den Garnisonen von je tausend Mann Infanterie und Berg-Artillerie die für vier- bis fünfhundert Patienten eingerichteten Spitäler.

Eine Fußreise dorthin ist ziemlich reich an Strapazen; ich zog daher vor, in Padang ein Fuhrwerk zu mieten und zwar um den Preis von hundert Franken, mit dem ich — Hindernisse vorbehalten — Padang-Pandjang in zwei Tagen zu erreichen hoffte. Eine volle Börse erlaubte mir diesen Fahrluxus, und schon am folgenden Morgen nach meiner Ankunft in Padang trat ich meine Reise an und fort ging es mit Windeseile durch die leicht ansteigende Ebene dem Gebirge zu. Diese etwa sechs Stunden andauernde Fahrt ließ mich nichts besonders Interessantes sehen; nur einige indische Häusergruppen und unbedeutende Indigopflanzungen waren zu bemerken, und als das Fuhrwerk langsam gegen die Höhe gelangte, verschwand allmählich jede Spur von Kultur. Der holperige, felsige, kaum zweieinhalb Meter breite Weg führte jetzt, zur Rechten einen tiefen Abgrund, zur Linken die hohe bewaldete Felswand, dem Hochlande zu. In dieser etwas unheimlichen Situation fand ich für nötig, den weitem Weg zu Fuß zurückzulegen, denn das wackelnde Fuhrwerk bot zu wenig Sicherheit vor einem jähen Sturz in die Tiefe. Ich stieg deshalb ab, war dem Kutscher bald eine gute Strecke voraus, und da der Weg eine starke Biegung machte, verlor ich denselben bald ganz aus den Augen.

Nach einer Stunde erreichte ich eine Stelle, wo die

Straße in doppelter Breite in die Felswand eingehauen war; angebrachte Sitzplätze boten meinem ermüdeten Körper willkommene Gelegenheit zum Ausruhen, und ich beschloß, hier meinen Begleiter zu erwarten. Kaum hatte ich mich behaglich niedergesetzt, als verschiedenartig lautende Glockentöne aus der Höhe an meine lauschenden Ohren drangen und mich erstaunt aufwärts blicken machten.

Ich sollte nicht lange im Ungewissen bleiben, denn von meinem Standpunkte aus hatte ich einen schönen Ueberblick über den etwa sechzig Prozent Steigung aufweisenden Weg, und bald entdeckte mein Auge eine lange Reihe indischer Frachtkarren, jeder mit einem Büffel bespannt und langsam diesen abschüssigen Weg herunterkommend. Jedes Gespann hatte einen Führer, dem die Leitung desselben anvertraut war, schon erreichte der vorderste Karren die Stelle, wo ich mich befand; als mich der Karawanenführer wahrgenommen, trat derselbe rasch auf mich zu mit der Frage, ob die Straße für Fuhrwerke frei sei. Auf meine Antwort, daß ich von Padang komme und mein hinter mir zurückgebliebenes Fuhrwerk jeden Augenblick eintreffen könne, ließ er einen schrillen Pfiff ertönen. Auf dieses Signal machten die Büffel an jedem Karren eine Wendung gegen die Felswand und sperren damit die Straße nach oben gänzlich ab. Dabei zeigte sich die außerordentliche Kraft dieser Tiere am deutlichsten und im günstigsten Lichte, denn ruhig und sicher beförderten sie die schweren, oft mit sechzig bis achtzig Centnern belasteten Karren den steilen Berg hinunter, als ob sie sich auf ebenem Terrain befänden.

Während dieser Zeit war nun ein Teil der übrigen

Karrenführer ebenfalls unten angekommen, und da inzwischen die Nacht hereingebrochen war, wurde ein Feuer angezündet und Vorbereitungen zur Abendmahlzeit getroffen. Da mein Fuhrwerk immer noch nicht erschien, sandte der erste Karrenführer zwei seiner Gefährten den Berg hinunter, um darnach zu suchen; erst nach Verfluß einer ganzen Stunde erschienen sie endlich mit demselben.

Mein Kutscher hatte nämlich die Glockentöne ebenfalls vernommen und dieses Signal auch richtig in dem Sinne gedeutet, daß er nicht mehr weiter hinauffahren dürfe, sondern vielmehr an der nächsten Ausweichstelle halten müsse. Da er aber dieselbe schon um einige hundert Meter überschritten hatte und ein Umwenden auf diesem schmalen Wege mit bedeutenden Schwierigkeiten und Gefahren verbunden war, hatte er bereits angefangen, sich rückwärts zu konzentriren, woran er durch die beiden Abgesandten noch rechtzeitig verhindert wurde. Bald erreichte auch er den gemeinsamen Halteplatz. Man beschloß nun, die Nacht hier zuzubringen und grupperte sich um das Feuer, um dann gemeinschaftlich die Abendmahlzeit einzunehmen.

Hier konnte ich zum erstenmal beobachten, wie Reis ohne Kochgeschirr sehr schmackhaft zubereitet werden kann. Der Bambus war auch hier ein Hauptfaktor; derselbe wurde in Stücken von den Sträuchern geschnitten, an einer Stelle wurde die Scheidewand geöffnet, der sich darin befindliche Staub hinausgeschafft, alsdann bis zur Hälfte mit in Wasser geweichtem Reis gefüllt, gut verpfropft und hierauf ins Feuer gelegt. Sobald die grünen Bambusstücke infolge der im Innern entstandenen Wasserdämpfe zersprangen, war auch der Inhalt genügend

gekocht und wurde auf ein Bananenblatt geschüttet: das Essen war bereit und der Tisch gedeckt. Ich ließ mir dieses Gericht gut schmecken; in keinem indischen Hotel hatte ich wohlschmeckenderen Reis gegessen, als es hier der Fall war. Dann machte sich nach beendigter Mahlzeit jedermann bereit, mit Ausnahme der Wachhabenden, seine Ruhestätte herzurichten, und trotz der harten Unterlage schliefen alle bis zum Tagesanbruch wie im feinsten Federnbett.

Nun kam wieder Leben in die Karawane, die Führer begaben sich auf ihre Posten und nach Abgabe eines ähnlichen Signales wie gestern, setzten die Büffel ihren Marsch weiter fort. Lange sah ich diesem etwa sechzig Karren zählendem Zuge nach, mit Bewunderung diese Büffel betrachtend, die auf diesem steilen und holprigen Felswege, mit den schwer beladenen Karren hinter sich, so ruhig und sicher vorwärts trabten.

Es war auch für uns Zeit, an die Weiterreise zu denken, wir brachen ebenfalls bald auf und gegen Mittag befanden wir uns außerhalb dieses romantischen Defilés auf der Hochebene. Indessen sich die Pferde an dem üppigen Grase gütlich thaten, ließen wir auch uns für Geld und gute Worte bei einem Malayen etwas Stärkendes zukommen und setzten dann per Fuhrwerk unsere Reise fort. Gegen Abend erreichten wir, durch Rosenhecken dahinfahrend, unser Ziel, Padang-Pandjang. Diese Fahrt auf der Hochebene bot dem Auge ungeahnte Naturschönheiten, und ich hatte Muße genug, dieses reizende Bild der Gebirgslandschaft in mir aufzunehmen. Ueberall zeigte sich die üppigste Vegetation, trotz der beträchtlichen Höhe von zweitausend Meter über Meer.

Berggipfel ragten in nicht allzugroßer Entfernung gen Himmel, deren Höhe man von hier aus auf achthundert bis tausend Meter schätzen durfte. Es waren dies die in Rauchwolken gehüllten feuerspeienden Berge „Merapi“ und „Dampo“, und in weiter ferne, dem bloßen Auge kaum sichtbar, ließ sich die in den Wolken verschwindende Spitze des Ophis sehen.

Für diese Nacht schlug ich mein Quartier im Spital auf, und am folgenden Morgen, nachdem den üblichen militärischen Vorschriften bei dem Kommandanten Genüge geleistet war, übernahm ich die Verwaltung desselben. Vor einer Woche schon war mein Vorgänger abgereist, weshalb ich es mit der Inspektion bei der Uebernahme nicht allzugenau zu nehmen brauchte. Als routinirter Fachmann wußte ich mir bei allfälligen Manco's schon zu helfen.

Das Spital umfaßte ungefähr einen Flächenraum von fünfhundert Quadratmetern, an den Seiten und an der Hinterfront befanden sich die verschiedenen Krankensäle und Magazine. Die Mitte des Grundstückes bestand aus einem prachtvollen Rosengarten, dessen Seitenwege, mit wohlriechenden Zimmbäumen bepflanzt, schattige Alleen bildeten. Hinter dem Spitalterrain, etwa zwanzig Meter tiefer gelegen, befanden sich auf einer Terrasse die Spitalküche, das Sezierzimmer und das Totenhaus, beide etwa zweihundert Meter von einander entfernt, und fünfzig Meter hinter diesen Gebäuden durchschnitt eine zehn Meter breite und reichlich hundert Meter tiefe Erdspalte den Landkomplex; also bildete das Spital und seine Umgebung einen gut befestigten Platz, sicher gegen jede Ueberrumpfung des Feindes. Die Vorderseite war

begrenzt durch die Bambus-Kasernen des Infanterie-Bataillons und der zwei Batterien Gebirgs-Artillerie.

Eine schöne, ungefähr zwei Kilometer lange Straße, auf deren beiden Seiten die Wohnungen der Civilbeamten und Offiziere, Gasthof und Offizierkasino, sowie Kirche und Schule sich befanden, führte nach dem eigentlichen Padang-Pandjang, das von handeltreibenden Malayen, Battafern, Chinesen zc. bewohnt war. Regierungswohnungen waren nicht genügend vorhanden, um alle Offiziere, Reconvalescenten und Kranke beherbergen zu können, und man war darauf angewiesen, bei höheren Malayen zc. Quartier zu nehmen.

Gewöhnlich bewohnten zwei Kollegen zusammen ein solch einstöckiges Häuschen, und als mir ein Genieoffizier, von Geburt ein Sachse, das seinige in Halbpacht anbot, machte ich von dieser günstigen Gelegenheit sofort Gebrauch. Die Miete betrug für jeden von uns drei unddreißig Franken, dagegen bezogen wir von der Regierung eine Entschädigung von fünfzig Franken, was einem Benefice von siebenzehn Franken gleichkam. Diese Häuschen waren von Holz erbaut und mit Ziegeldächern versehen, Vorder- und Hinterseiten mit Verandas geziert, in der Mitte großer Empfangs-Salon und zur rechten und linken Seite für jeden zwei Zimmer. In der hintern Veranda, die als Speisesaal diente, waren noch zwei kleine Behälter angebracht, die als Vorratzzimmer für Speisen und Getränke dienten. Dieselben mußten immer gut verproviantirt werden, denn außer der Offizierskantine waren keine Wirtschaften vorhanden, weshalb sich das Offizierskorps zur Regel gemacht hatte, der Reihe nach abwechselungsweise in ihrer Gesamtheit bei

jedem einen gemüthlichen Abend zuzubringen. — Dazu brachten die verheirateten Glieder des Korps auch ihre Ehehälften mit, was die Nothwendigkeit solcher gut versehenen Vorratskammern um so begreiflicher erscheinen läßt, namentlich wenn man die Launen, Ansprüche und Geschmacksrichtungen der indischen Damenwelt in Betracht zieht.

41. Kapitel.

Befriedigung der gesteigerten Eßlust. — Das Pulvermagazin und dessen Vorgänger. — Der Ausbruch des feuerpeienden Berges „Merapi“.

Selbstverständlich konnte eine solche Abendgesellschaft als ein schreckliches Börsen-Erleichterungs-Mittel nicht gerade herbeigewünscht werden, im Gegentheil sah ein jeder mit etwelchem Grauen diesem Zeitpunkt entgegen; doch bei der ziemlichen Stärke unseres Korps hatte man vier Monate Ruhe bis zum nächsten Turnus und konnte sich in dieser Zeit finanziell wieder erholen. Der verehrte Leser wird denken, daß das eine verschwenderische Lebensweise war, doch hier hieß es: „Ob du willst oder nicht, du mußt mitmachen“, und es lag im Interesse eines jeden, nicht den Sonderling zu spielen.

Hinter den Wohnräumen befanden sich: Badeeinrichtung, Bedientenzimmer, Ställe für Pferde, Geflügel zc., alles durch einen gedeckten Gang mit dem Wohnhaus verbunden, und vor demselben war überdies noch ein fünfzig Quadratmeter großer Garten. Für unsere spezielle Bedienung hatte ein jeder drei Personen, die sich in die Arbeiten der Haushaltung, der Küche und des Gartens theilten, mit je dreißig Franken Besoldung per Monat,

nebst Kost und Logis. Diese drei dienstbaren Geister, Hausdiener, Koch und Gärtner, verrichteten ein jeder die in sein Ressort fallenden Arbeiten, ohne daß einer dem andern in seinen Pflichten behülflich gewesen wäre; nichts konnte sie dazu bewegen, dienstfertig gegen einander zu sein, eher würden sie den Dienst quittirt haben.

Unser Gartenland wurde unter gütiger Mithülfe eines aus Paris gebürtigen Reconvallescenten, von Beruf Gärtner, mit kundiger Hand bald in den schönsten Gemüsegarten umgewandelt, und in der Mitte wurde ganz kunstvoll eine Pélouse vallonée hergestellt. Die Umzäunung des Gartens bildeten verschiedenartige, wohlriechende Rosensträucher, und vor dem Hause befanden sich die zu vielen hunderten zählenden Prachtexemplare aller möglichen Fuchsiastorten. Unter diesem Blumenflor fehlte auch nicht die „Sulap malam“ (Nachtgaulerlin), deren betäubender Geruch uns nötigte, Nachts die Fenster unserer Schlafzimmer zu schließen.

Was die Badzimmer-Einrichtung anbetrifft, darf man sich dieselbe nicht vorstellen, wie die europäischen, sondern als denkbar einfachste dieser Art: ein mit den primitivsten nötigen Vorkehrungen versehenes Zimmer, aus Bambus hergestellt, mit demselben Material belegt, erhielt es die Wasserversorgung aus einer acht Centimeter weiten Bambusleitung von dem Gebirge her. Das Ende der Leitung stand in Verbindung mit einem durchlochtem Querbambus, dessen Wirkung genau den Effekt erzielte, wie unsere Brausen in den Douchebädern. Das Wasserquantum, das durch diese Röhre flog, war so reichhaltig, daß man damit eine größere Mühle leicht

in Bewegung hätte setzen können, und ohne dieses Sieb wäre ein Baden überhaupt unmöglich gewesen.

Mein Arbeitsprogramm, das ich hier täglich abzuwickeln hatte, begann schon morgens um fünf Uhr und wurde eröffnet mit einer Inspektion der Spitalküche, wo für drei- bis vierhundert Personen vorschriftsmäßig abgekocht werden mußte. Erst um sechs Uhr trat mein Hausgenosse seinen Dienst an, welcher in Beaufsichtigung der Bauarbeiten, sowie in der Arbeitseinteilung derselben bestand. Seine erste Leistung, die er jeden Morgen pünktlich ausführte, war ein Besuch meiner Küche, was ihm gemeinschaftlich mit mir eine Tasse Kaffee, mit vier Eiern vermischt, einbrachte, um dann so gestärkt um sieben Uhr an das eigentliche Frühstück zu gehen. Aus diesem und folgendem zu schließen, möchte uns der werthe Leser vielleicht als Vielfrage qualifiziren; er darf aber dabei nicht vergessen, daß auf solchen Höhen der Appetit bedeutend gesteigert wird.

Wie schon bemerkt, war die hintere Veranda unser Speisesaal, und der Tisch darin gedeckt mit allen möglichen Nahrungsmitteln als: Kaffee, Thee, Brot, feinem Zwieback, in- und ausländischer Butter, Emmenthaler- und holländischer Blumenkäse, Salami und Schinken, kaltem Geflügel, nebst verschiedenen Sorten eingemachten Beeren zc. Das war das Menu für unsern Frühstückstisch, und punkt sieben Uhr begannen wir unsern Vertilgungskrieg gegen all das Gute, das uns vorgelegt war. Um so viel als möglich zu sich zu nehmen und verdauen zu können, wurde stehend gegessen und getrunken, und zwar geschah es auf folgende Weise: ein

jeder spazirte auf der einen Seite des Tisches auf und ab und nahm je nach Bedürfnis von den sich vorfindenden Speisen und Getränken, was ihn gut dünkte. Dieser Beschäftigung lagen wir bis acht Uhr ob, um dann mit frischem Eifer an die eigentliche Arbeit zu gehen. Morgens zehn Uhr erschien dann mein Gefährte, den ich mit Sch. bezeichnen will, im Spital, um allfällige Reparaturen, die vorgenommen wurden, zu besichtigen, in Wirklichkeit aber um das zweite Frühstück, bestehend in Hühnerbouillon mit Portwein vermischt, einzunehmen. Mit Wohlbehagen schlürften wir das vieläugige rosenrote Präparat hinunter, wozu abwechselnd die gefüllte Schüssel von Mund zu Mund wanderte; bei dieser Arbeit rannen uns bisweilen die hellen Schweißtropfen von der Stirne.

Nach dieser Kollation wurde die Arbeit wieder aufgenommen bis halb zwölf Uhr, wo man uns wieder in der vordern Veranda des Wohnhauses in Gesellschaft verschiedener Kollegen, im Schaukelstuhl ruhend, beim Trinken finden konnte. Das bildete die in Ostindien übliche „Bitterstunde“ vor der Hauptmahlzeit, welche öfters nur zu lange ausgedehnt wurde.

Unser Militär-Kommandant, ein sehr gesellschaftlicher Herr, fand sich oft auch zu diesem Gelage ein; machte er aber die Beobachtung dabei, daß der eine oder andere von uns des Guten zuviel gethan, so verabschiedete er sich zuerst, was natürlich allgemeinen Aufbruch bewirkte. Arg enttäuscht war dann derjenige, der hoffte, am Mittagstisch sich gütlich thun zu können, denn meistens ertönte bald nachher das Alarmsignal, worauf sich jeder schleunigst auf seinen Posten zu begeben hatte; gewöhnlich erschien der Kommandant als der erste auf

dem Plaze, und wehe dem, der zu spät einrückte, denn strenge Strafe hatte er zu gewärtigen. Nicht selten ertönte dann das Abmarsch-Kommando, und Bataillon, Artillerie und Ambulance setzten sich in Bewegung, um unter dem Aequator in der heißesten Mittagszeit einen mehrstündigen fingirten Ausfall zu machen. Dabei war es selbstverständlich nur darauf abgesehen, die benebelten Köpfe wieder in ihre normalen Bahnen zu lenken, was bei solcher Schwizkur auch immer gelang. Da uns diese außergewöhnlichen Uebungen aber durchaus keine große Freude bereiteten, suchte in Zukunft jeder solchen Anstoß zu vermeiden.

Beim Mittagstisch — in Indien unter dem Namen Reistafel bekannt — spielte der gedämpfte Reis eine Hauptrolle. Daneben bestanden die weiteren Gerichte aus Fisch, Fleisch, Geflügel und verschiedenen Saucen, welche letztere hauptsächlich die Sache gegenüber dem Abendstisch verteuerten. Dieser bestand nach europäischer Art meistens aus Kartoffeln, Beaffsteak, Charcuterie, Salat &c. Bei keiner Mahlzeit fehlte der Flaschen-Bordeau-Wein. Abends nach dem Dienste war uns erlaubt, in Civil auszugehen; wir zwei Unzertrennlichen durchkreuzten dann mit Vergnügen die prachtvolle, von aromatischen Düften erfüllte Landschaft, und kehrten je nach Bedürfnis hie und da bei einem wohlbekanntem Chinesen, der bairisches Lagerbier führte, ein und labten uns durch einen frischen Trunk. Dann schritten wir wieder der vordern Veranda unseres Wohnhauses zu, wo inzwischen durch unsere Hausbedienten der Speise- und Spieltisch schon in Bereitschaft stand. Nach Tisch unterhielten wir uns ausschließlich mit dem Schachspiel und tranken dabei gemütlich

unsern Thee mit Cognac vermischt; auch der Manila-Cigarre wurde fleißig zugesprochen. Diese Abendunterhaltung dauerte meistens bis Mitternacht; hernach begab sich jeder ins Badezimmer, ein erquickendes Douchebad nehmend, um den Schlaf bis morgens fünf Uhr besser finden zu können. Vier Stunden Ruhe schien uns genügend, um neugestärkt unser Tagewerk wieder zu beginnen. Hier brach der Tag um sechs Uhr an.

In der Nähe des Campements befand sich in einer steinernen Redoute das Pulvermagazin, dessen Vorgängerin in den Zwanzigerjahren in die Luft geflogen war. Dazumal wurde diese Redoute durch eine 250 Mann starke Besatzung gegen einen zu Tausenden zählenden Feind verteidigt. Vom Hauptquartier gänzlich abgeschnitten, kämpfte diese Heldenschar, ohne Aussicht auf Entsaß, mit Todesverachtung dem überlegenen Feinde gegenüber. Umsonst war der Anprall desselben, immer wurde er siegreich zurückgeschlagen. Doch allmählich mehrte sich die Zahl der Verwundeten, Lebensmittel und Patronen gingen zur Neige, weshalb beschlossen wurde, die Kampffähigen sollten sich durchschlagen, die Kranken und Verwundeten ins Pulvermagazin untergebracht werden, um im äußersten Notfall mit demselben in die Luft zu fliegen, da an ein Weitertransportiren nicht mehr zu denken war. Dieser heroische Entschluß wurde auch wirklich zur Ausführung gebracht.

Erschütternd war der Abschied der einzelnen untereinander, und nachdem die dem Tode Geweihten im Pulvermagazin untergebracht, verließ die kampffähige Mannschaft in einer dunkeln, stürmischen Nacht den Schauplatz ihres Kampfes, um durch das Gebirge den Haupt-

posten zu erreichen. Schon am frühen Morgen eröffnete der Feind den Sturm, und da nur wenig Schüsse abgefeuert wurden, drang er zu Tausenden in die Verschanzung ein. Plötzlich ertönte ein furchtbarer Knall, die Explosion hallte weithin über die Berge, Freund und Feind vernichtend. Die Besatzung hatte sich, als die Not aufs Höchste gestiegen, in die Luft gesprengt, vielen hundert von Feinden ebenfalls den Tod bereitend. In wilder Flucht stürzten die Ueberbliebenen voll Angst und Entsetzen die Höhen hinunter, Tote und Verwundete zurücklassend, als ob der Böse hinter ihnen her wäre; während langer Zeit mußte wohl kein Malaye mehr diese Stätte betreten haben, denn als nach zirka zwanzig Jahren die niederländisch-indische Armee hier ihren Einzug hielt, war der ganze Umkreis der Redoute noch mit zahllosen Totenschädeln und Knochenüberresten bedeckt. Der Nuzzeffekt dieser Heldenthat ermöglichte es den abziehenden Truppen, sich ohne große Belästigung vom Feinde bis zum Hauptquartier durchzuschlagen und dort das Vorgefallene zu berichten.

Eine an dem jetzigen Pulvermagazin angebrachte Gedenktafel vereinnigt die Namen der gefallenen heldenmütigen Männer, worunter sich auch Schweizer befunden haben, und überlieferte diese ruhmvolle That der Nachwelt. Von uns beiden Freunden wurde die Stätte oft besucht, wir übten uns hier im Revolverschießen, die herumliegenden Schädel und deren Augenhöhlen als Zielpunkte benutzend.

Bei meiner Ankunft in dieser wunderschönen Gegend machte man mir unter anderm auch die Mitteilung, daß die einst feuerspeienden Berge seit vielen Jahren sich im

Ruhestand befänden und es den Anschein habe, als ob die flüssigen Erdbestandteile sich anderwärts einen Ausweg verschafft hätten. Doch eines Abends wurden wir bei unserer Schachpartie aufgeschreckt.

Dumpfes Rollen ließ sich unter uns vernehmen, die unser Schachbrett beleuchtende Hängelampe schwankte bedenklich nach allen Seiten, ein Krachen und Knirschen in der Bambusbedachung mahnte uns zum Aufbrechen; als wir durch die Schwankungen uns beinahe selbst nicht mehr aufrecht halten konnten und das Dienstpersonal unter dem Geheul „Lindu, Lindu“ (Erdbeben) an uns vorbei ins Freie hinausstürzte und sich dort flach auf den Boden legte, begriffen wir erst, um was es sich eigentlich handle und begaben uns ebenfalls außerhalb das Gebäude. Der Boden befand sich in wellenförmiger Bewegung, und wir empfanden, so stehend, das Gefühl der Seekrankheit; deshalb folgten wir dem Gebahren unserer Diener und legten uns ebenfalls flach auf den Boden, auf dem Bauche liegend.

Wohl eine Viertelstunde hielt dieser peinliche Zustand an, als plötzlich ein ohrenbetäubender Knall ertönte, die Schwankungen ließen nach und von dem Berge „Merapi“ loderte eine riesengroße Feuersäule zum Himmel empor, die Gegend weithin tageshell erleuchtend. Knall auf Knall erfolgte und ein Getöse ließ sich vernehmen, daß man glauben konnte, einige Kürassierregimenter stürmten den Berg hinab. In Wirklichkeit war es der ausgeworfene Kraterinhalt, welcher, in größern und kleinern Stücken den Abhang hinunterkollernd, den Urwald bis weit hinunter zu Boden legte. Wir konnten uns an diesem fürchterlich-schönen Naturschauspiel nicht satt genug

sehen; doch waren auch wir froh, als Mutter Erde sich endlich wieder beruhigte.

Die Eruptionen des Vesuvus, welche ich in früheren Jahren schon miterlebt hatte, waren nur Kinderspiel gegenüber der jetzigen Vorgänge. Zwei Monate lang arbeitete dieser Vulkan, täglich in mehreren Ausbrüchen sich wiederholend. Das eigentümliche dabei war, daß der Hauptausbruch jeweilen gegen acht Uhr des Abends stattfand; der Knalleffekt wurde bis nach Singapore und noch weiter übertragen.

Wir zwei Freunde hatten zusammen beschlossen, nach eingetretener Ruhe diesen Berg womöglich zu besteigen, doch kein Eingeborner ließ sich dazu bewegen, uns als Führer zu dienen, denn ihre Furcht, auf Traditionen beruhend, war ihnen selbst durch die Aussicht auf Geldgewinn nicht zu nehmen. Da unsere Begier nach dieser Bergtour aber dennoch befriedigt sein mußte, wurden wir einig, bei günstiger Gelegenheit die Besteigung auch ohne Führer zu unternehmen. Wie wir von Padang-Pandjang aus beobachten konnten, war der vor dem Ausbrüche bis zum Gipfel bewaldete, zweitausendsechshundert Meter über Meer liegende Berg zirka zweihundert Meter weit abwärts ganz kahl. Der seit Urzeiten allen Stürmen trogende Urwald war in wenigen Stunden vernichtet und hatte der ausgeworfenen Lava Platz machen müssen.

42. Kapitel.

Die Besteigung des „Merapi“. — Glückliche Rückkehr. — Die christliche Mission. — Die Battaker als industrielles Volk und Feinschmecker.

Nach eingezogenen Erkundigungen bei Eingebornen, sowie bei Königstigerjägern wurde uns die Beruhigung, daß viele Stunden im Umkreis infolge der vulkanischen Ausbrüche kein lebendes Getier mehr anzutreffen sei, und wir ungefährdet die Besteigung unternehmen könnten, selbst nicht einmal ein Vogel werde unsern Augen sichtbar werden. Diese Beobachtung hatten wir schon bei unsern sonntäglichen Ausflügen in den Urwald gemacht, ohne die eigentliche Ursache davon ergründen zu können.

Unserm Unternehmen stand also nichts mehr im Wege und wir setzten endgültig meinen Geburtstag, den 10. Oktober 1878, zur Besteigung des „Merapi“ fest. Frohen Mutes, Revolver und Bergstock unsere Waffen, für zwei Tage mit Proviant versehen, machten wir uns — Sch. und meine Person — zu Pferde auf den Weg und erreichten bald das letzte dem Berge zu gelegene Dorf, wo auf unsere Nachfrage sich jemand anerbote, uns etwa eine Stunde hinauf begleiten zu wollen. Die Reise wurde sofort fortgesetzt, wir konnten aber die Pferde nach einer Viertelstunde nicht mehr benutzen, weil das Terrain für solche sich zu ungünstig gestaltete, weshalb wir dieselben an einen Baum festbanden und ihnen das nötige Futter vorwarfen. Von da an führte unser Weg durch den mit Lianen und Gesträuchern dicht verschlungenen Urwald, und öfters mußten wir uns den Pfad mit dem Beil herstellen, um vordringen zu können. Bald hinderte eine tiefe Schlucht oder eine senkrechte Felswand, die

umgangen werden mußte, das Vorrücken; aber nichts erschütterte unsern gefaßten Vorfaß, und immer mutiger strebten wir dem ersehnten Ziele entgegen.

Mittags elf Uhr hatten wir den Aufstieg begonnen und bis zwei Uhr fortgesetzt, als unser Führer sich verabschiedete und uns unserm Schicksal überließ. Wir ersuchten ihn, auf seiner Rückreise die Pferde mitzunehmen und in seinem Wohnorte unterzubringen und uns Morgen abends an gleicher Stelle, wo wir sie angebunden hatten, zu erwarten.

Nach anderthalbstündigem Marsche fing der Wald an, sich ein wenig zu lichten, und schon konnten wir auf dem Boden kleinere Lavagerölle bemerken, welche sich, je höher wir hinaufstiegen, in immer größerer Menge und Größe vorfanden. Endlich kamen wir an eine Lichtung, wo haushohe Lavablöcke sich thürmten, die im Herabkollern die mächtigsten Bäume zu Fall gebracht hatten. Hier hielten wir kurze Rast, wobei uns der mitgenommene Proviant gute Dienste leistete zur Stärkung für die Weiterreise die Höhe hinan. Durch die ausgeworfenen Lavastücke wurden die Schluchten, welche unserm Vordringen sehr hinderlich waren, ausgefüllt, so daß das Terrain sich ebnete und wir dasselbe schnell überschreiten konnten. Immerhin ist aber nicht zu vergessen, daß das scharfkantige Lavageröll auch seine unangenehmen Seiten hatte, indem dasselbe uns beim Fallen manche Schnittwunde verursachte. Unser Vorrat an Speise und Tranke bestand zur Stunde aus vier Flaschen Champagner und zwei Büchsen Zwieback, wovon jeder seinen Teil zu tragen hatte; überdies hatte jeder noch eine gerollte wollene Decke über die Schulter hängen. Trotz diesem

ziemlich geringen Ballast wurden wir dennoch beim Uebersteigen der hie und da den Weg sperrenden Lavablöcke durch denselben ganz bedeutend gehindert. Mein Kollege Sch. hatte das Unglück, über einen solchen Block hinunterzurutschen, wobei seine beiden Flaschen mit ihrem köstlichen Inhalt verloren gingen

Die Zeiger unserer Uhren waren schon auf fünf Uhr Abends vorgerückt, als wir endlich in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Metern den Krater wahrnehmen konnten, aus welchem feine weiße Dampfwolken emporstiegen. Rasch wurde diese Strecke noch erklimmen und ein wohlthuendes Gefühl überkam uns, als wir den Höhepunkt glücklich erreicht hatten. Von einem großen Lavablocke aus erblickten wir die ganze Bergkette und hatten die Freude, in nicht allzugroßer Entfernung den eine halbe Stunde umfassenden Rand des Kraters vor uns ausgebreitet zu sehen, aus dessen Mitte stoßweise mächtige Dampfwolken in die Luft geschleudert wurden.

Zu Ehren und zur Feier unserer glücklichen Ankunft, sowie zur Stärkung unserer gesunkenen Lebensgeister leerten wir beide auf dieser Höhe, zweitausendsechshundert Meter über Meer, eine Flasche Champagner und schlugen alsdann, da die Sonne sich schon zum Untergange geneigt hatte, hinter diesem Lavablocke unser Nachtlager auf. Der Boden unter uns war in zitternder Bewegung, trotzdem schliefen wir, in unsere Decken warm eingehüllt, infolge unserer großen Ermüdung bald ein und erwachten erst am folgenden Morgen, als Mutter Sonne schon eine volle Stunde uns auf den Pelz gebrannt hatte. Der Himmel war azurblau, kein Wölklein war

mit Firmament zu sein, und die Erde immer fester
 wurde für die Welt Dinge eine neue wunderbare Seite
 vor uns. Da man nur wenige Minuten von der beiden
 Thore aus durch einen Thurm, der uns nicht aus
 der Höhe der Berge in irgend einer Richtung nach einer
 Richtung, sondern für die Welt nicht zu unterscheiden vermochte
 der Erde. Die erste Hälfte der Compagnie sollte mit
 dem Ziele des untergeordneten ersten Commandos ge-
 wiss werden, aber nicht zu weit von der Erde
 der Compagnie des Rückmarsches und bezeugten uns mit ein
 wenig Freude.

Während wir noch zwei Stunden in dieser wunder-
 baren Welt gefühllos waren, wandten wir zu einem
 Stunden plötzlich die Beobachtung, daß unsere Mäntel
 nicht aus dem Himmel emporkamen, was uns veranlaßte,
 die ganze Richtung zu ändern. Obgleich derselbe sich
 die Richtung gehalten hatten, wir dennoch noch behielten
 die Seite des Anmarsches, und der Spur des Rückmarsches
 folgten, wandten wir in ungefähr vier Stunden die
 Stelle wo unser Führer mit den Pferden unsere Rück-
 kehr erwartete. Nach habe ich hier beiläufig zu er-
 wähnen, daß wir ohne Erlaubnis unseres Commandanten
 die nachlässige Betretung des „Merapi“ unternommen,
 was übergeben deshalb dem Führer Befehle zur Weiter-
 beförderung welche, im Falle wir verunglückt wären,
 aber alles Aufschlag geben sollten. Da man die Sache
 gelungen, wurden dieselben vernichtet und gegen fünf
 Uhr abends des 11. Octobers 1878 langten wir wohl-
 behalten wieder in Padang-Pandjang an. Da unsere
 Unwissenheit begreiflich beim Rapport bemerkt worden
 war, und obgleich unser Chef über unser kühnes Unter-

nehmen mit voller Bewunderung sich aussprach, distirte er uns dennoch vier Tage leichten Arrest, was wir, als gutgeschulte Militärs, ganz gelassen hinnahmen.

Ueber unser Unternehmen schien ein günstiges Omen gewaltet zu haben, denn zwei Tage später wäre eine Besteigung des „Merapi“ unmöglich gewesen, denn neuerdings waren heftige vulkanische Ausbrüche an der Tagesordnung. Vielfach wurden wir über unser gelungenes Wagestück bewundert, aber mehr noch auch beneidet, denn vor uns hatte wohl niemand diese unmittelbare Aussicht auf den Krater genossen, und Nachfolger werden sich wenige gefunden haben.

Eine andere Thatsache, von der ich öfters Augen- und Ohrenzeuge sein konnte, verdient hier noch erwähnt zu werden. Es betrifft die christliche Mission, deren Diener auch hier im Innern von Sumatra thätig waren; doch kann das numerische Resultat bei den malayischen Völkerstämmen nicht als nennenswert bezeichnet werden. In Padang-Pandjang hatte ich Gelegenheit, mit diesen Seelenhirten in nähere Berührung zu kommen und konnte sie bei ihren Besuchen in den Spitälern genau beobachten und beurteilen.

Wenn ich auch zur reformirten Kirche mich bekenne, muß ich doch der Wahrheit gemäß gestehen, daß das Benehmen der katholischen Missionäre gegenüber den Kranken ohne Unterschied, welcher Konfession sie auch angehörten, liebevoller und hülfreicher war, als das ihrer reformirten Kollegen, welche mehr mit der Miene eines Plantagenbesizers den Kranken gegenübertraten. In den Dyssenteriesaal, wo Schwerfranke ihrer Trostesworte harrten, begaben sich diese nur sehr selten und auch

zum nur für Kurze Zeit bleibt nur von Jahr zu Jahr
 etwas mehr von den Familienmitgliedern normaler
 Leute kommen. Die ersten kamen meistens im
 18. Jahrhundert in Verbindung mit einem für einen der Europäer
 einen kleinen Teil der ihnen zugehörigen und einen ihrer
 künftigen in Bezug auf gewisse Angelegenheiten in
 dem Interesse des Dienste an. In einem kleinen
 meisten ist es personaler Natur und Beförderung und
 meistens ist die Kommittee eine kleine und besteht
 aus Kommissar oder kleinen Leuten, denen sie den Betrag
 der Unterstützung zu übergeben. Der aus der
 Augen bestehende Betrag kommt meist mit dem Tode
 Angehöriger oder meist einer kleinen Person und ist
 meistens ein Betrag von ein paar Tausend zu verfahren.

Eine von den vier Lagern der von England
 Schifffahrt unterliegen die von Holland ausströmenden
 Handelsleute. Dies waren ein Teil derer, der von
 Indiens und Ostindien als Kaufleute betrachtet
 sind bei verschiedenen Unternehmungen den westlichen See-
 bereich davon machte. Noch in den fünfziger Jahren ist
 es vorgekommen, daß solche Handelsleute beim Anblick
 eines wohlhabenden Europäers die Frage stellen, ob man
 nicht gerne wäre, ihnen denselben gegen Tausch von
 zehn bis drei Pferden abzutreten. Trotz dieser Abnormität
 blühte Handel und Industrie in diesen Ländern ungemein,
 und die Heftigkeit und Intelligenz der Bewohner
 zeigte sich deutlich in der Erstellung der Häuser und
 deren kunstvollen symmetrischen Ausführung, sowie auch
 in der Herstellung von Gold- und Silberarbeiten, die
 alles Handarbeiten waren.

Ihre Kleidung verfertigten sie aus selbstgewobenen

und selbstgefärbten Stoffen, was auf eine ziemlich hohe Kulturstufe schließen läßt. Die Eigenart dieses Gewebes könnte manchem europäischen Fabrikanten als Studium dienen; als Beweis hiefür diene folgendes: als ich im Jahre 1875 meine beiden Kinder in meiner Heimat untergebracht hatte, zeigte ich einigen Toggenburger Fabrikanten ähnliche Stoffe, sie konnten aber aus der Art dieses Zettels und Einschlages nicht klug werden und erklärten, daß zur Herstellung eines solchen Gewebes eigens konstruirte Webstühle erstellt werden müßten. Auf ihren Wunsch überließ ich ihnen einige solcher Kleidungsstücke zu handen des Museums von St. Gallen, wo dieselben jetzt noch zu sehen sind.

Auf dieses Volk hatten die Missionäre ihre Blicke gerichtet und mit dem Befeuerungswerk insofern Erfolg gehabt, daß sie schon die Bewohner einiger Dörfer für sich gewonnen hatten. Dieses Resultat erweckte den Groll der übrigen Bevölkerung in dem Maße, daß kriegerische Verwicklungen stattfanden, und Hollands Intervention angerufen werden mußte. Infolgedessen marschirten von fort de Wok und Padang-Pandjang je zwei Bataillone und eine Batterie Gebirgs-Artillerie nach dem Kriegsschauplatz ab.

Mein treuer Gefährte Sch. mußte sich ebenfalls einer solchen Truppe anschließen; als ob er eine Ahnung von seinem nahen Tode gehabt hätte, nahm er rührenden Abschied von mir, und auch mir ging sein Weggang sehr nahe. Die Verbindung der einzelnen Kolonnen mit ihren zugehörigen Garnisonen wurde durch berittene indische Boten hergestellt, und schon nach Verfluß einer Woche erhielten wir die Nachricht, daß der Feind, aus-

gerüstet mit trefflichsten Gewehren, den unsrigen verschiedene Verluste beigebracht hätten. Unter den Verwundeten befand sich der Kommandirende, mit einem Schuß durch die Lunge, und unter den Toten war, durch den Kopf geschossen, mein armer, lieber Freund Sch. Diese schmerzliche Nachricht, der ich anfänglich keinen rechten Glauben schenken wollte, wurde mir leider durch den Transport, der die Verwundeten nach dem Spital brachte, bestätigt. Damit hatte ich also in den letzten Monaten meines Aufenthaltes in Indien meinen liebsten und besten Kameraden verloren.

Er war ebenfalls mit dem Gedanken umgegangen, im Jahre 1880 in seine Heimat, die sächsische Schweiz, zurückzukehren, doch der Himmel hatte es anders beschlossen und ihn fern von den Seinigen seine Laufbahn endigen lassen. Er ruhe sanft in Sumatras Erde, im Lande der freien Battaker! — Die kriegerischen Operationen der Holländer waren insofern mit Erfolg gekrönt, daß sich die erregten Gemüter allmählich beruhigten und ins ruhige Fahrwasser des altgewohnten Lebens einlenkten.

43. Kapitel.

Kuhpockenimpfung bei den Eingebornen. — Mißlungener Vergiftungsversuch. — Wegzug aus dem Paradies. — Vertreibung der Choleragrillen in Padang. — Störung in der Weiterreise. — Nach Europa.

Epidemische Krankheiten traten auch hier von Zeit zu Zeit auf, unter anderm auch die Pocken; obschon die indische Bevölkerung sich im allgemeinen den europäischen Medicamenten sehr abgeneigt zeigte, war sie für Kuhpocken-Impfung sehr eingenommen. Man konnte

im Spital zu Padang-Pandjang zweimal in der Woche hunderte von indischen Frauen mit ihren Kindern zur Impfung kommen sehen unter Begleitung ihrer Dorf-ältesten. Im Schatten der Alleen lagerten sie sich dorfwaise und harrten des Impf-Aktes. Das ältere Geschlecht war meistens pockennarbig, das jüngere dagegen zeigte keine Spur von dieser Verunstaltung. Geradezu erstaunlich war es, mit welcher Ausdauer diese Leute, welche meistens von zwei bis drei Tagereisen entfernten Orten herkamen, bis zum letzten Augenblicke im freien ausharrten und nach geschehener Operation vergnügt nach Hause zurückkehrten. Ihr Unterhalt während der Zeit bestand aus gedämpftem Reis, Fisch und Bananen, was sie vollständig befriedigte.

Im Spital befand sich auch eine Frauenabteilung, die stets angefüllt war mit Patienten der verschiedensten Krankheiten. Das größte Kontingent derselben bestand aus Frauen indischer Soldaten. Diese Abteilung verursachte der Spitalverwaltung stets große Mühe, denn obschon die Verordnung bestand, die Insassen wöchentlich zweimal zu bestimmter Zeit besuchen zu dürfen, fanden deren Angehörige dort immer Mittel und Wege, dieselbe zu umgehen und sich auch außerdem Zutritt zu verschaffen. Der Indier, von Natur sehr eiferfüchtig, beobachtet argwöhnisch die Besuche, die seine Frau im Spital empfängt, und wehe dem Fremden, der ihr zu nahe tritt, sein Leben endet oftmals auf sehr tragische Weise.

Eines Tages gelangte das Entlassungsbillet der Frau eines indischen Wachtmeisters, die am folgenden Morgen den Spital verlassen durfte, in meine Hände. Es war Usus, daß die Austretenden ihre Spitalkleidung erst eine

Stunde vor der Entlassung mit der Privatkleidung, die sich im Magazin befand, vertauschen durften. Am Abend vor diesem Entlassungstage erschien nun einer meiner Untergebenen, ein indischer Krankenwärter, der meistens in der Apotheke beschäftigt wurde, auf meinem Bureau mit der Bitte, ich möchte bei dieser Frau eine Ausnahme machen und ihr die Kleidung heute schon verabfolgen lassen.

Da ich seine Beweggründe zu erraten glaubte, verweigerte ich sein Gesuch, worauf er sich zähneknirschend entfernte. Um acht Uhr abends begab ich mich zum Essen und genoß zum Dessert einige „Mangistan“, eine hier vorkommende feine aromatische Baumfrucht. Nachdem ich zwei solcher Früchte gegessen, überfiel mich plötzlich heftiges Unwohlsein. Ich schöpfte sogleich Verdacht und rief meinen Diener herbei, der, ebenfalls nichts Gutes ahnend, zum Arzt eilte und ihm von dem ungewöhnlichen Umstand Mitteilung machte. Derselbe erschien sofort, bereits mit den nötigen Gegenmitteln versehen, und überließ mir dieselben zum sofortigen Gebrauche. Diese „Brechmittel“ erwiesen sich als erfolgreich, und der Arzt konnte wirkliche Vergiftung konstatiren.

Abermals war ich hart am Rande des Todes gestanden und nur infolge rascher Hülfe gerettet worden. Die einzige Nachwirkung bestand in mehrtägigem Kopfweh. Selbstverständlich wurde eine Untersuchung angehoben, aber weder bei den Speisen, noch bei den übrigen Früchten konnte etwas ermittelt werden. Als der Arzt dagegen die Schalen der genossenen Früchte untersuchte, entdeckte er Spuren von Gift. Infolgedessen wurde mein Bedienter verhört; derselbe gab nun zu Protokoll, daß er den Einkauf dieser „Mangistan“ in

der „Warrong“ (militärisches Verkaufslokal) besorgt habe und auf dem Heimwege jenem Krankenwärter begegnet sei, der ebenfalls mit gleichem Einkauf unterwegs war. Bei dieser Gelegenheit habe ihm jener das „Fruchtspiel“ angeboten.

Zur Erläuterung dieses Spieles diene folgendes: diese Frucht besteht aus mehreren Fächern, in welchen sich der wohlschmeckende Kern befindet; ihre Zahl ist verschieden und gibt es deren drei bis elf Fächer. Am gewöhnlichsten kommen aber fünf- bis sechstellige vor, doch soll es auch Exemplare geben mit nur zwei Abteilungen. Diese Sorte ist aber sehr selten und wird ihrer Seltenheit wegen zu hohen Preisen aufgekauft. An der Krone der Frucht ist die Zahl der Fächer durch kleine blattförmige Erhöhungen bemerkbar, welche jedoch zum Spiele vorsichtig entfernt werden; die Schale wird geplättet und gleichmäßig gefärbt, so daß ein äußeres Kennzeichen unmöglich entdeckt werden kann. Es gilt nun bei diesem eigenartigen Spiele als Hauptziel, den Inhalt zu erraten. Der Spieleinsatz besteht gewöhnlich in Geld, wird aber bei Unbemittelten meistens durch eine Anzahl Früchte ersetzt. Auf solche Weise gelangten die vergifteten Früchte in den Besitz meines Bedienten, und da dieselben von außergewöhnlicher Größe waren, legte er sie zuoberst auf den Fruchtteller.

Laut ärztlichem Atteste war eine Vergiftung bewiesen, gegen den Thäter wurde aber wegen mangelndem Beweise von einer näheren Untersuchung abgestanden. Zu meiner persönlichen Sicherheit beorderte man jedoch den verdächtigen Krankenwärter nach dem Kriegsschauplatz in Altjeh.

Obschon diese Maßregel beruhigend auf mich hätte wirken sollen, fühlte ich mich dennoch nicht mehr sicher genug, und um mein Leben nicht einer ähnlichen Gefahr länger auszusetzen, bezog ich ein Zimmer im Spital und ließ mir meine Mahlzeiten durch einen ganz Vertrauten aus der allgemeinen Küche besorgen, besonders da meine Dienstzeit ohnedies in drei Wochen zu Ende ging.

Der Monat April 1879 war vorüber und mir erlaubt, dieser schönen, aber so gefährlichen Gegend Lebewohl zu sagen und mich nach dem Depot zu Padang zurückzuziehen, um bei nächster Schiffsgelegenheit nach Batavia zu reisen. Dort kam ich aber zu sehr ungünstiger Zeit an, die nie erlöschende Cholera grassirte daselbst sehr stark und forderte hauptsächlich unter der indischen Bevölkerung ungemein viele Opfer. Als Schutzmittel brannten auf verschiedenen Plätzen Tag und Nacht große Feuer, so daß die ganze Gegend gänzlich in Rauch gehüllt war; aber trotz dieser Maßregel schien dieses Desinfektionsmittel der Epidemie nicht Einhalt thun zu können und die Sterblichkeit eher zu- als abzunehmen.

Auf dem Depot befanden sich außer mir noch drei Quartiermeister, die ihrer weitem Bestimmung harrten, und wir schlossen während der Zeit unseres dortigen Aufenthaltes treue Freundschaft. Dienstverrichtungen hatten wir keinerlei Art zu leisten, und da die Stadt tagsüber in Rauch gehüllt war, schliefen wir meistens bis zum Abend, um dann in einer geschlossenen Mietkutsche, mit dem nötigen Proviant versehen, die Straßen dieser Choleraegend zu durchfahren. Unter Essen und Trinken, abwechselnd mit Gesang, wurden diese Fahrten bis am Morgen fortgesetzt, und wir nahmen dann jedes-

mal herzlichen Abschied von einander, da ja keiner wissen konnte, ob er noch am nächsten fröhlichen Appell erscheinen könnte. So verstrich schon die zweite Woche meines dortigen Aufenthaltes und noch immer erhielt ich keinen Befehl zur Einschiffung, so daß mir der Gedanke aufstieg, daß man höheren Ortes hoffe, Mutter Cholera könnte auch mir einen Besuch abstatten. Glücklicherweise blieb unsere fidele Gesellschaft von der Krankheit verschont und konnten wir in bisheriger Weise fortzufutshieren.

Endlich nach Verfluß von drei Wochen betrat ich das Verdeck des Postdampfers, und nach weiteren drei Tagen befand ich mich auf dem Depot von Batavia. Aber auch hier wurde ich auf gleiche Weise hingehalten, denn obichon im Laufe der Woche mehrere Schiffe nach Europa abgingen, vertröstete man mich immer auf die nächste Gelegenheit. Dem Rate eines guten Freundes folgend, verlangte ich dann, schon hier pensionirt zu werden. Dieses Mittel half und ich kam sofort in Besiß aller diesbezüglichen Akten; mit diesen versehen, begab ich mich unverzüglich auf das Statthalteramt und verlangte, mit erster Gelegenheit nach Europa reisen zu dürfen. Sofort wurde meinem Wunsche entsprochen und schon in der folgenden Woche nahm mich ein dorthin bestimmter Dampfer auf.

Der Grund der Verzögerung meiner Weiterbeförderung von Seite der Militärbehörden war darin zu suchen, daß schon mancher, des langen Wartens müde, sich auf weitere Jahre verpflichtet hatte. Bei mir war diese Absicht wirkungslos, da ich meinen lieben Kindern des Bestimmtesten versprochen hatte, im Jahre 1879 zu

ihnen zurückzukehren. Mit den Civilbehörden verhielt es sich gerade umgekehrt: da sie für Niederlassung von Pensionirten nicht sehr eingenommen waren, wurde die gewordene Lösung beiden Theilen gerecht.

Mit Volldampf bewegte sich das Schiff durch die Sundastraße in das offene Meer hinaus; allmählich verschwanden die immergrünen, freundlichen Gestade vor meinen Augen, und ich konnte mich eines wehmütigen Gefühls nicht erwehren. Das verschwindende Festland bildete eben seit Jahren meine zweite Heimat und nur die Hoffnung, im fernen Vaterlande meine Lieben wieder zu finden, milderte meinen Abschiedschmerz, den ich zwar in mein Innerstes zurückdrängte vor den Augen meiner Reisegefährten.

Vom schönsten Wetter begünstigt, durchschnitt unser Fahrzeug den leichtgekräuselten Ozean und in wenigen Tagen waren Ceylons grüne Gestade hinter uns, und wir hatten Stein-Arabien erreicht. Ohne Störung das rote Meer verlassend, passirte der Dampfer den Kanal von Suez, um in dem etwas stürmischen mittelländischen Meere die Reise bis nach Neapel fortzusetzen.

Nach Verfluß von sechs Tagen sanken die Anker für mich zum letztenmale in die Meerestiefe, und eine Schaluppe beförderte den 42-jährigen Abenteurer in der frühen Morgenstunde an das Festland von Europa. Ohne weiteren Aufenthalt und ohne meine Ausweispapiere durch den schweizerischen Konsul legalisiren zu lassen, benutzte ich sofort den Eilzug Neapel-Arona, um so schnell als möglich in die Heimat zu gelangen. Diese Route hatte ich aus dem Grunde gewählt, um nicht an die Unannehmlichkeiten auf meiner ersten Rückreise im

Jahre 1875 auf der Strecke Neapel-Mont-Cenis-Genf erinnert zu werden. Wohlbehalten langte ich abends in Arona an, mußte aber, da keine günstige Schiffsgelegenheit sich zeigen wollte, in einem Hotel übernachten.

Während meinem mehrjährigen Aufenthalt in Indien wurde mein Angesicht ziemlich gebräunt, und da meine Civilkleidung nicht gerade den neuesten europäischen Schnitt hatte, überdies mein Aeußeres durch eine über meine Schultern hängende Reisetasche von Tigerfell befremdend erscheinen mochte, so war ich bereits schon in Neapel zum Zielpunkt aller neugierigen Passanten geworden. Das nämliche Aussehen machte ich auch in Arona durch mein Erscheinen beim Hotelier und den anwesenden Gästen. Da ich mit holländischem Golde auszahlte, wurde ich wahrscheinlich für einen reichen indischen Nabob gehalten.

Am folgenden Morgen schiffte ich mich zur Weiterreise nach der Schweiz auf dem ziemlich stürmischen Lago Maggiore ein, wobei sich dann etwas ereignete, das wohl erwähnt werden darf.

Während meiner vielen Reisen auf dem Ozean, den ich in den gefährlichsten Stadien durchkreuzt hatte, spürte ich nie ein Gefühl von Seekrankheit, und jetzt auf diesem kleinen Gewässer sollte ich alte Theerjacke von diesem Uebel befallen werden. Wenn auch der Anfall nur ein geringer und leichter zu nennen war, überkam mich unwillkürlich eine Art Beschämung: ich verschuchte diese Unbehaglichkeit mit einer guten Flasche Asti.

34. Kapitel.

Ankunft im Vaterlande. — Als Falschmünzer eingekerkert. — Entlassung. — Im Heimatsorte. — Entschädigung. — Abschiedsworte an die Leser.

Endlich erreichte ich das schweizerische Ufer und setzte meine Reise per Bahn fort bis Biasca, um dann mit Postgelegenheit über den Gotthard nach Flüelen zu gelangen. Noch sechs Stunden blieben mir bis zur Abfahrt, welche ich dazu benutzte, in dem eine halbe Stunde entfernten Flusse ein erfrischendes Bad zu nehmen. Hernach spazirte ich dann ganz gemächlich der Poststation zu und nahm in der dortigen Restauration mein Mittagsmahl ein.

Wie schon früher bemerkt, bestand meine Barschaft in holländischem Golde; als ich nun meine Zechen bezahlen wollte, verweigerte der Wirt die Annahme dieser Geldsorte und verwies mich an einen in der Nähe wohnenden Geldwechsler, dieselbe in gangbare Münze umzutauschen. Dieser erfüllte meinen Wunsch mit etwas mißtrauischer Miene; ich kehrte arglos in das Gasthaus zurück, um meine Schuldigkeit zu begleichen, und dann, in der Nähe des Postgebäudes auf und ab spazierend, den Postwagen zu erwarten.

Plötzlich tauchten an meiner Seite zwei uniformirte Männer auf, die sich als Polizisten legitimirten, mich in ihre Mitte nahmen und mir bedeuteten, ihnen zu folgen. In dem Bewußtsein, nichts Ungerechtes gethan zu haben, gehorchte ich willig dieser Aufforderung, und wir marschirten durch die ziemlich lange Ortschaft Biasca, gefolgt und begleitet von einer großen Schar Kinder, und erreichten endlich ein Gebäude, das sich als das

Ortsgefängnis erwies. In demselben wurde mir eine Zelle geöffnet, und ohne weitere Umstände wurde ich hineingeschoben, einer gründlichen Untersuchung unterworfen und meiner Wertfachen und Schriften beraubt. Hierauf eingeschlossen, blieb ich meinen Betrachtungen überlassen.

Als ich mich nun so allein befand, ließ ich alle die letzten Ereignisse in meinen Gedanken Revue passieren, konnte aber durchaus nichts entdecken, was im entferntesten einen verdächtigen Anschein gehabt oder eine solche Behandlung hätte rechtfertigen können. Ich machte meinem Unmuth in ziemlich kräftigen Worten Luft. Der werthe Leser mag sich vorstellen, wie mir zu Mute war in dieser einsamen Zelle, mit der wenig angenehmen Aussicht, die erste Nacht nach meiner Rückkehr in mein Vaterland nach fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit als Verbrecher behandelt im Gefängnis zubringen zu müssen. Die Nacht brach herein, niemand bekümmerte sich um mich Armen; nicht einmal das übliche „Wasser und Brot“ hatte man mir hingestellt. Mein Gemüthszustand war dem Wahnsinn nahe, wenn ich die mir zugefügte Schmach in ihrem ganzen Umfange vergegenwärtigte. Die Aufregung ließ mich nicht schlafen. Lange wälzte ich mich auf meinem harten Lager hin und her, bis ich endlich doch ein wenig Ruhe fand.

Am frühen Morgen schon wurde ich durch den Gefängniswärter geweckt mit dem Befehle, sogleich vor dem Syndikus zu erscheinen. Derselbe theilte mir nun ganz gelassen mit, daß meine Verhaftung auf falschen Angaben beruhe: man habe in mir einen falschmünzer vermutet, die nähere Untersuchung habe jedoch meine

gänzliche Schuldlosigkeit ergeben. Die Veranlassung zu dieser Vermutung sei mein leider ihnen unbekanntes Geld gewesen. Seit einiger Zeit schon treibe hier und im Wallis eine Falschmünzerbande ihr Unwesen, und so sei der Verdacht auf mich gelenkt worden; er bedaure lebhaft, daß ich das Opfer dieses Mißverständnisses geworden sei.

Unter allen möglichen Entschuldigungen wurde mir nun mein Eigentum wieder zur Verfügung gestellt; bei näherer Besichtigung desselben bemerkte ich aber, daß fünf Stück von meinen Goldmünzen durch Durchfeilen ruiniert worden waren, was mich neuerdings in gewaltige Aufregung brachte.

Mit der Bemerkung, daß ich höheren Orts mein Recht suchen werde, verließ ich diesen Unglücksort und verfügte mich direkt auf die Station, um meinen Platz im Postwagen, der mich über den Gotthard bringen sollte, einzunehmen.

Daselbst lernte ich einen Reisegefährten in der Person des Bürgermeisters von Bellinzona kennen. Diesem war der unliebsame Vorfall schon bekannt, und er riet mir, beim holländischen Konsulat klagbar zu werden. In größter Mißstimmung machte ich diese Fahrt über den Gotthard, und selbst die seit Jahren nicht mehr gesehene, großartig schöne Alpenwelt vermochte mein Gemüt nicht aufzuheitern. Dieser schimpfliche Empfang in meinem Vaterlande ließ in mir einen Stachel zurück, der mich noch lange schmerzte; wenn damals meine hier weilenden Kinder nicht gewesen wären — keinen Schritt weiter hätte ich in die Schweiz gethan. So blieb mir aber keine andere Wahl, als

die Reise fortzusetzen. Ueber Flüelen ging es weiter bis Luzern, und von dort gleich nach Bern, dem Sitz des holländischen Konsuls. Diese Fahrt war leider umsonst, denn der Konsul befand sich zur Zeit in Lausanne, und da ich nicht gewillt war, ihm dorthin zu folgen, beschloß ich, weiter heimwärts zu reisen und meine Klage in schriftlicher Eingabe vorzubringen.

Mein letzter Brief an die Meinigen war von Podang aus abgegangen, mit der Meldung, daß sie meine Ankunft für Anfang Juli erwarten könnten. Vergeblich war aber ihr Erwarten und Harren, immer noch wollte der Ersehnte nicht erscheinen. Da sie über meinen Verbleib gänzlich im Unklaren waren, ängstigten sie sich sehr um mich und vermuteten schließlich, mir möchte etwas Schlimmes zugestoßen sein.

In meiner angeborenen Schreibfaulheit hatte ich es unterlassen, sie über die mannigfachen Verzögerungen meiner Reise zu unterrichten, es war daher begreiflich, wenn sie über mein beharrliches Schweigen ernstlich besorgt wurden. Die Freude und der Jubel waren dafür um so größer, als ich endlich eines Abends unerwartet in den trauten Kreis der Familie trat, in der meine lieben Kinder untergebracht waren. Man kann sich denken, welches Glücksgefühl mich und die Meinigen bei diesem endlichen Wiedersehen erfüllte.

Die Klageschrift wurde nun baldigst abgefagt und an die zuständige Behörde abgesandt, und schon nach zwei Wochen erhielt ich vom holländischen Ministerium den Bericht, ich möchte von jeder weiteren Verfolgung dieser Angelegenheit Umgang nehmen, da sie mir vollen Ersatz für den erlittenen Schaden leisten wolle. Damit

gab ich mich denn auch zufrieden, um so lieber, als bald nachher an mich auch wirklich in vollem Umfange Entschädigung geleistet wurde. Trotzdem blieb aber bis zur heutigen Stunde eine gewisse Erbitterung über die erlittene schändliche Behandlung in meinem Herzen zurück.

* * *

Geehrter Leser! Ich bin am Schlusse meiner Erzählung. Zweiundvierzig Jahre sind verfloßen, seit ich meinen Fuß auf fremden Boden gesetzt, und siebenzehn Jahre seit meiner Rückkehr in die Heimat, aber noch niemals habe ich Ursache gehabt, die Zeit als verloren zu betrachten, welche ich fern von meinem Vaterlande zugebracht. Wenn ich auch von mannigfachen Gefahren bedroht wurde, so sind dieselben doch, dank einer gütigen Vorsehung, ohne schwere Folgen an mir vorübergegangen. Dagegen habe ich auch manche schöne Momente zu verzeichnen, die mich jetzt noch mit Genugthuung erfüllen. Abgesehen von der Bereicherung meiner Kenntnisse über Land und Leute, wird in mir das Gefühl bestehen bleiben, keinen verlorenen Lebensweg eingeschlagen zu haben. Sollte der Inhalt meiner Lebenserinnerungen die Lust erwecken, mir nachzuahnen, so sei den Betreffenden ans Herz gelegt, daß dazu eine nur durchaus feste Gesundheit, unbedingter Gehorsam und äußerst solider Lebenswandel erforderlich sind. Wer diese Faktoren nicht streng beachten will, dem sei gesagt, daß so mancher hoffnungsvolle Jüngling, sei es im militärischen oder im Civilstand, abgesehen von force majeure, als: Epidemien,

Kriegsgefahr zc., dem frühzeitigen unerbittlichen Tode zum Opfer gefallen ist.

Mit diesem nehme ich Abschied von meinen geehrten Lesern, hoffend, daß sie über meine vorliegende Arbeit milde Kritik walten lassen und bedenken, daß ich ja kein Berufsschriftsteller bin, sondern als Laie ohne Hilfe eines Tagebuches meine Erlebnisse einfach und wahr hier niedergelegt habe.

E n d e.



